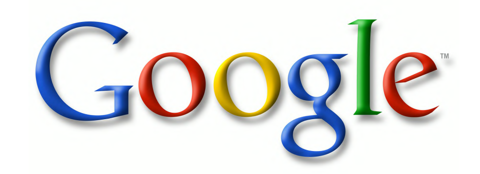


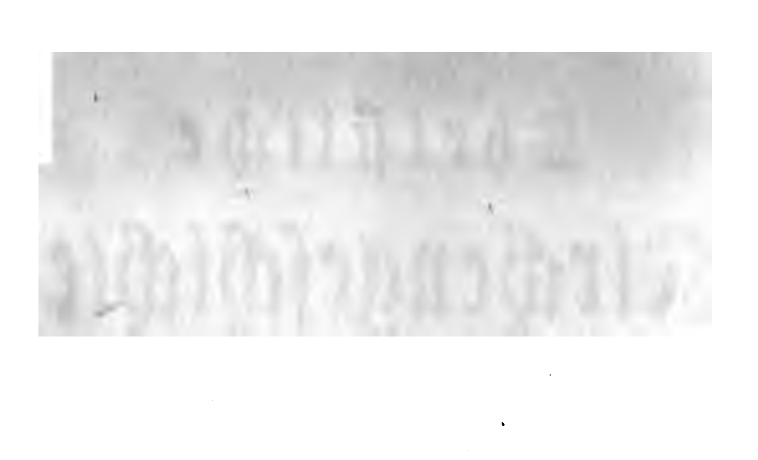












Christliche Kirchengeschichte

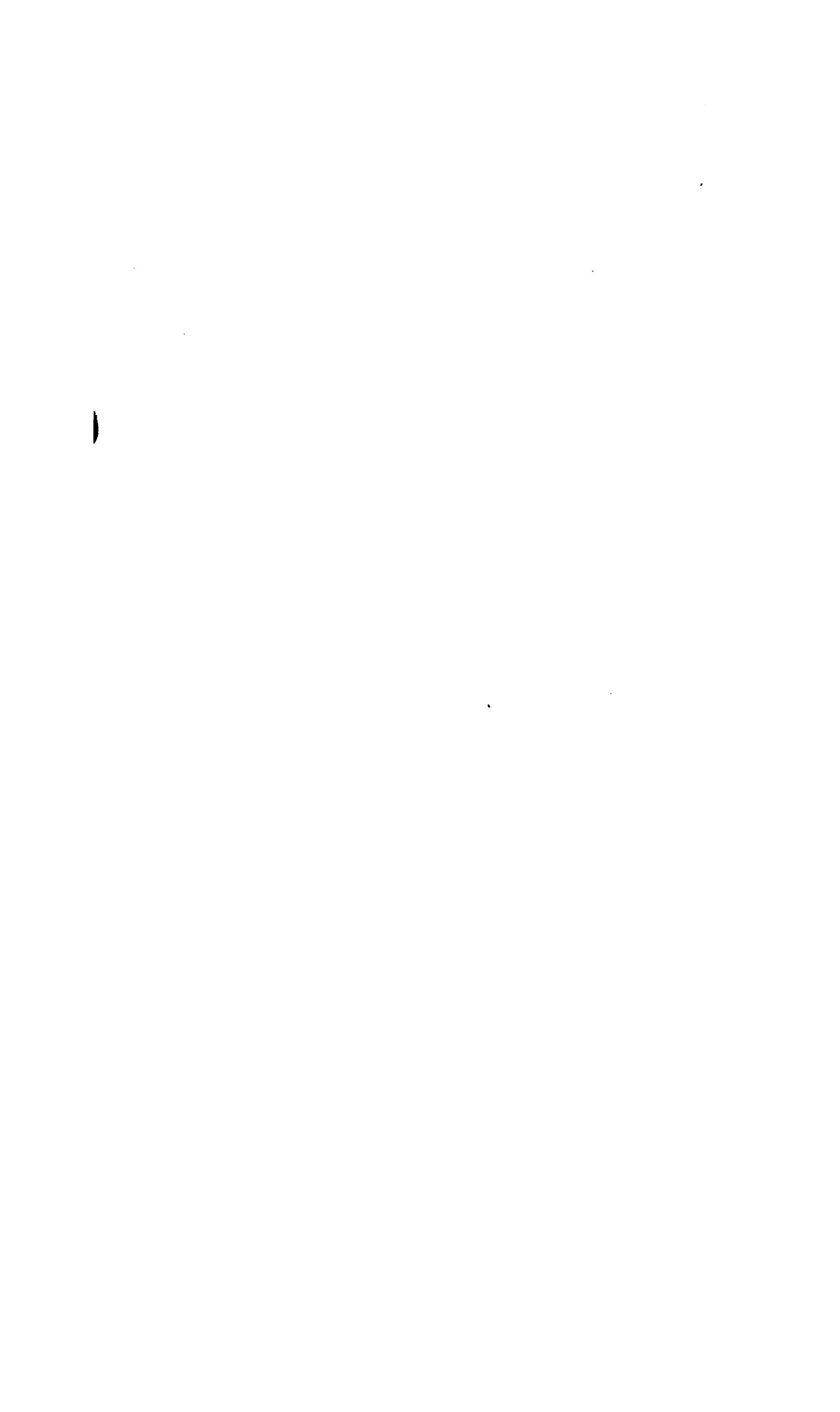
von

Johann Matthias Schröckh,

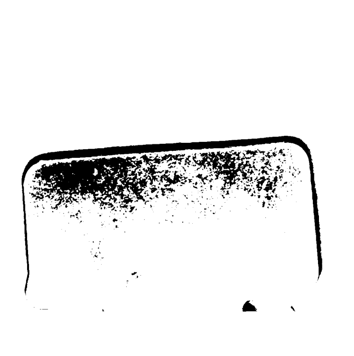
ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg.

Ein und zwanzigster Theil.

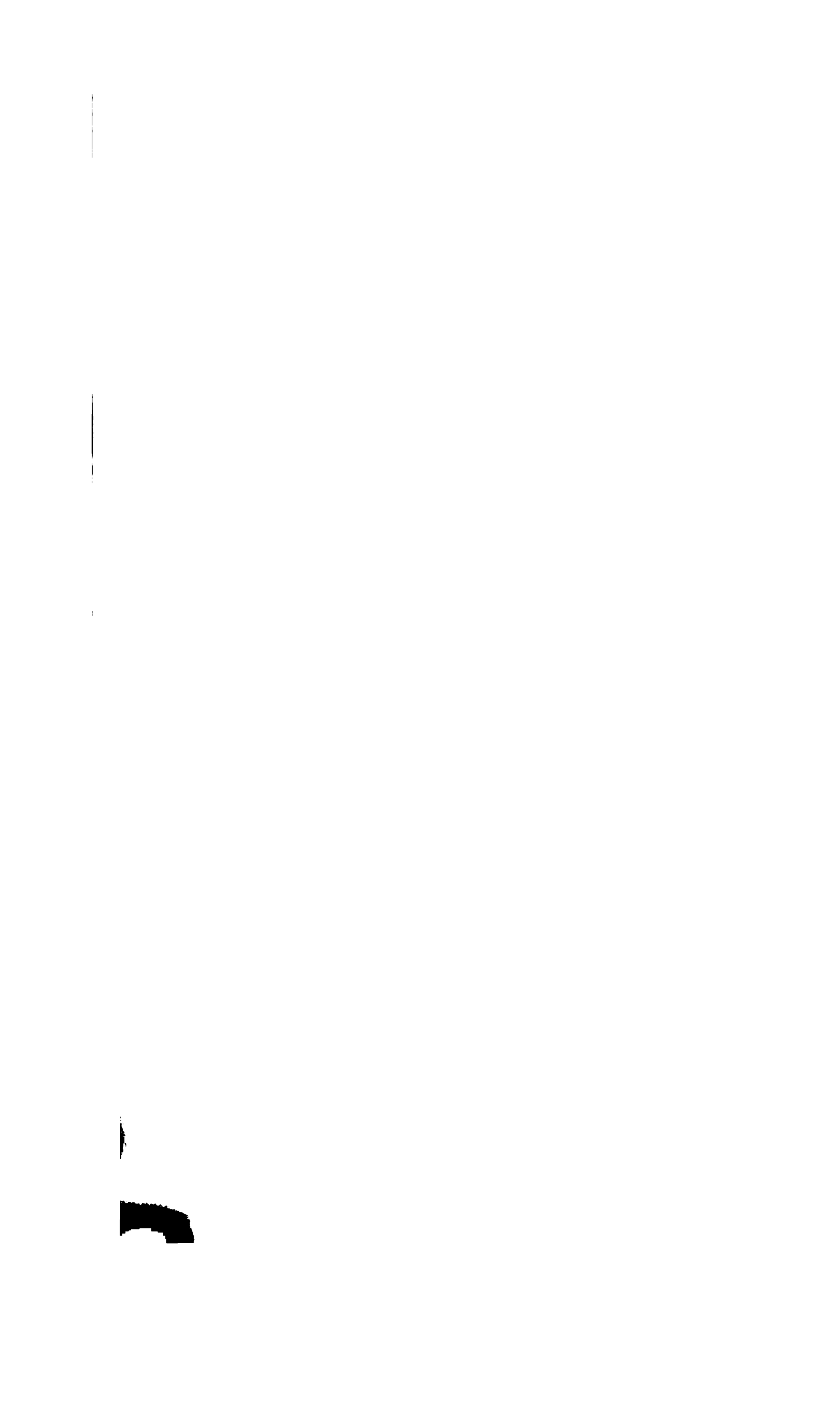
Leipzig,
bey Engelhart Benjamin Schwickert,
1795.

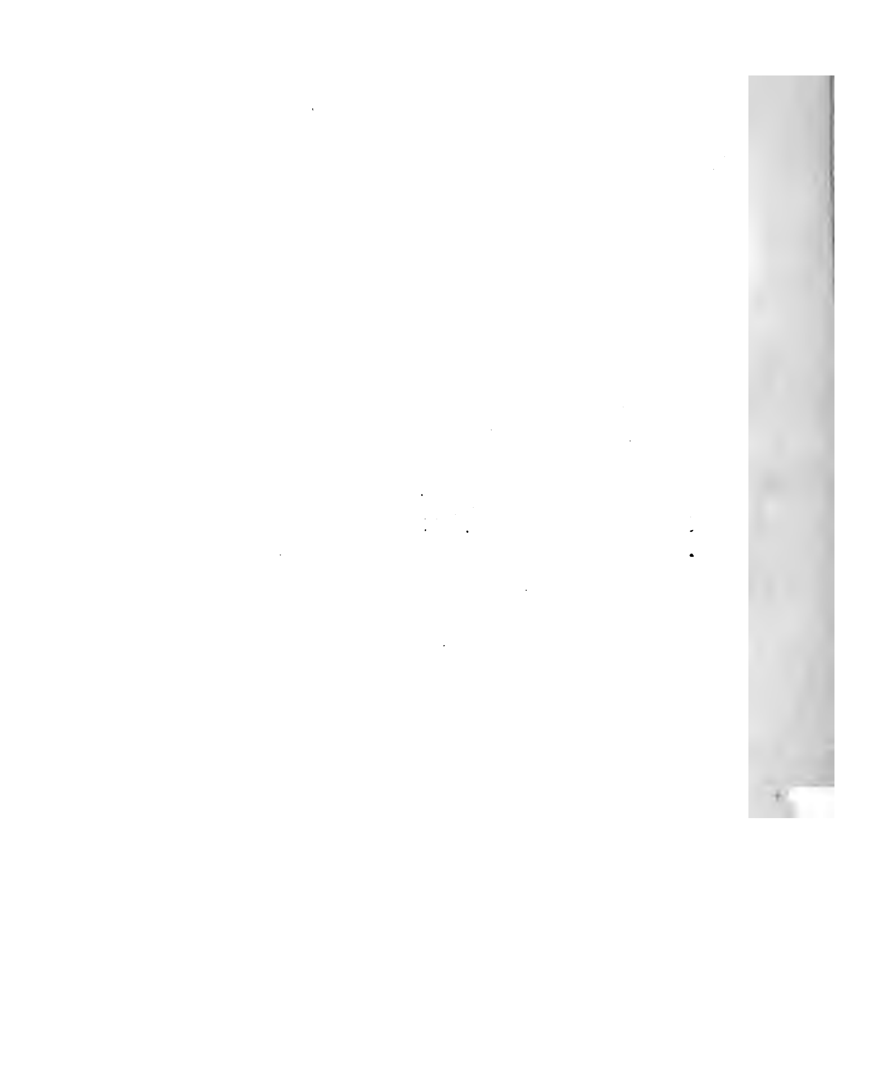














Christliche Kirchengeschichte

von

Johann Matthias Schröckh,

ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg.

Ein und zwanzigster Theil.

Leipzig,
bey Engelhart Benjamin Schwickert,
1795.

Christliche Kirchengeschichte

von

Johann Matthias Schröckh,

ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg.

Ein und zwanzigster Theil.

Leipzig,
bey Engelhard Benjamin Schwickert.
1795.

Vorrede.

Wenn gleich von dem Ersten Buche des Dritten Zeitraums, mit welchem die Geschichte ohngefähr drittehalb hundert Jahre weiter, bis zum Jahr 1073. fortrückt, im gegenwärtigen Theil nur die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums beschrieben werden konnte; so fällt es doch in die Augen, daß die Reichhaltigkeit der Begebenheiten dieser Art auf der einen Seite, und auf der andern das Bedürfniß einer voraus zu schickenden allgemeinen Uebersicht des längsten aller Zeiträume der Kirchengeschichte; ingleichen eines Abrisses von dem bürgerlichen und gelehrten Zustande der Welt in demselben, auf welchen leztern der christliche Lehrstand beynahe ausschließend gewürkt hat, nicht erlaubt haben,

Vorrede.

... in die eigentliche Geschichte der Reli-
... hineinzugehen. Indessen brau-
... hinzuzusezen, daß die beiden folgen-
... vollkommen hinreichen, ja vielleicht nicht
... ihrem ganzen Umfange nöthig seyn
... um die Geschichte dieses Buchs zu vollen-
... Ich werde den nächsten dieser Bände in weni-
... Wochen zu bearbeiten anfangen. Aber ich will
... es nicht versprechen, daß er noch vor dem
... dieses Jahrs erscheinen soll. Ich werde
... künftig keine solche bestimmte Versprechungen
... weil mir überaus viel daran gelegen ist, auch
... Schein einer flüchtigen Eilfertigkeit zu vermei-
... und weil ich ohnedem fast alle Zeit, die mir
... meinen Amtsgeschäften übrig bleibt, auf die
Fortsezung dieses Werks noch ferner wenden werde.
...tenberg, am 26. Julius des Jahrs 1795.

Christ-

Christliche Kirchengeschichte.

Ein und Zwanzigster Theil.

Dritter Zeitraum
der
christlichen Kirchengeschichte,
von
Karln dem Großen
bis auf
Luthern.

Jahrbuch
des
Dritten Zeitraums.

J. n. C. G. 814 bis 1517.

Jeder Zeitraum, durch den die christliche Religion bisher in der Welt fortgeschritten war, hatte sich so sehr durch seinen eigenthümlichen Geist und Gang ausgezeichnet, daß er einzig in seiner Art heißen konnte. In dem ersten Zeitraum blieb das Christenthum größtentheils sich selbst, seiner innern Stärke, und eigenmächtigen Würksamkeit überlassen. Die zahlreiche Gesellschaft seiner Bekenner wurde durch eben die Bedrängnisse und Gefahren, unter welchen sie sich gebildet hatte, und durch das lange fortdauernde ursprüngliche Gefühl ihrer Würde, gedrungen, nicht nur möglichst nahe bey der Quelle ihres Glaubens auszuharren; sondern auch demselben auf jede Weise Ehre zu machen. Sie begriffen es recht wohl, wie hoch diese Religion Verstand, Herz und Sitten erheben sollte; auch schöpften sie für alles dieses mehr aus derselben, als jemals eine andere Parthey aus der ihrigen für gleichen Zweck zu nehmen im Stande gewesen war. Nicht als wenn sie dieselbe

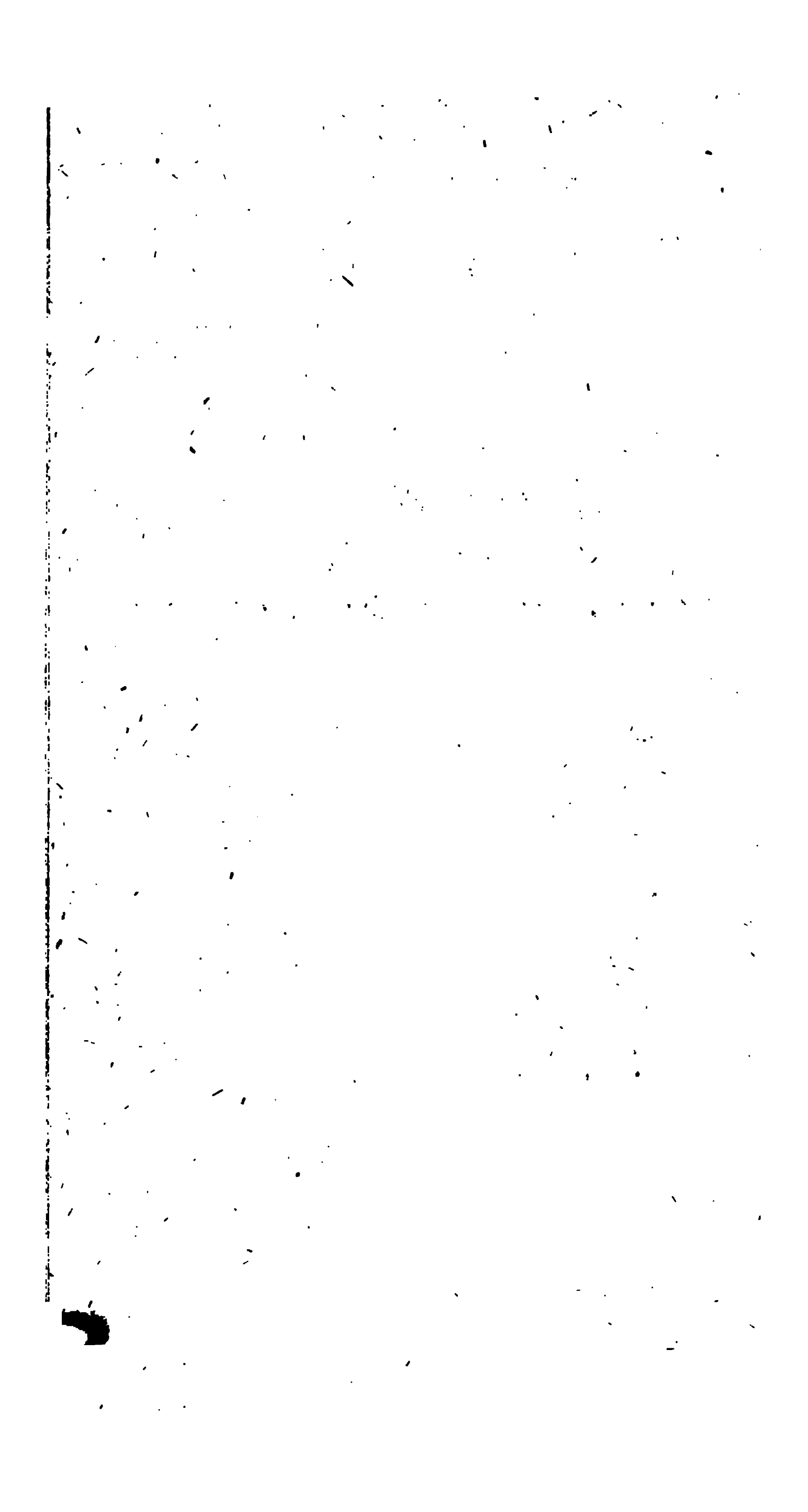
J. n. C. G. 814 bis 1517.

ganz frey von spitzfindigen Deutungen, oder auch grö-
bern Verfälschungen gelassen hätten; allein es waren
Seltenheiten; oder die meisten von ihnen waren hin-
länglich dagegen bewaffnet; am wenigsten wagten es
ihre Lehrer, den übrigen Christen ihre Meinungen als
göttliche Befehle aufzudringen. Da das Christen-
thum noch nirgends eine herrschende Staats- oder Na-
tional-Religion war: so konnte es auch noch wenig
zur Befriedigung ehrgeiziger Absichten gemißbraucht
werden. Es bahnte sich seinen Weg fast immer selbst;
und wenn es bisweilen seinen Einfluß auf das Leben
seiner Anhänger zu verlieren schien: so geschah es ge-
rade deswegen, weil sie, zu ruhig bey der äußerlichen
Uebung desselben, weniger um seine innerliche und bes-
sernde Kraft bekümmert waren. **Mit dem zweyten
Zeitraum hingegen wurde die christliche Reli-
gion der Verschönerungssucht, der Einbil-
dungskraft und den Leidenschaften der Christen
Preis gegeben.** Befreyet nunmehr von allen Ein-
schränkungen, und durch eine gesezmäßige Macht in
dem größten und blühendesten Reiche der Welt ver-
stärkt, sahen sie dieselbe als eine Gebieterinn an, gegen
welche sie ihre Verehrung, Liebe und dankbare Freude
auf jede willkührliche Art, wenn gleich keineswegs auf
die würdigste, an den Tag legen durften. Diese Re-
ligion sank geschwind zu einem frommscheinenden Cä-
rimoniel, und zu Andachtsübungen herab, die für sie
fremd waren. Obgleich noch weit von der Vollkom-
menheit entfernt, deren sie ihre Religion fähig machte,
glaubten die Christen dennoch eine höhere in dem
Mönchsleben ausfindig gemacht zu haben. Ihre
redlichsten und gelehrtesten Männer wurden von dem
Wahn eingenommen, daß auf eine unveränderlich be-
stimmmte Glaubenslehre alles ankomme; die christli-
che Gottseeligkeit aber viele neue Gestalten und Gat-
tun-

tingen vertrage. Eine derselben sollte die gewaltsame, wohl gar kriegerische Ausbreitung des Christenthums seyn. Die Unverträglichkeit und der Verfolgungsgeist gegen anders über die Religion Denkende, gränzten nahe daran; sie nährten sich an den unaufhörlichen Glaubensstreitigkeiten, in welchen Kunstwörter und Schulfragen zu allgemeinen Denkungsvorschriften, und sogenannte Irrgläubige zu Verbrechern wurden. Unter so vielen Veränderungen, welche beynahe alles trafen, was auf Religion Beziehung hatte, litt auch der christliche Lehrstand die sonderbarsten. Seine vornehmsten Mitglieder, die Bischöfe, erhoben sich nun zu unwidersprechlichen Gesezgebern der *Christen in Glaubenssachen* empor; sie wurden reiche Herren, zum Theil von fürstlichem Ansehen: und nur einige Kaiser und Könige verhinderten es noch durch die Behauptung mancher ihrer alten Rechte, daß nicht ein furchtbares bischöfliches Reich entstand. Aber in dem dritten Zeitraum, in welchen die Geschichte jezt übergeht, konnte die völlige Gründung dieser neuen geistlichweltlichen Macht nicht länger hintertrieben werden. Es ist der hervorstechendeste Zug dieses Zeitraums, daß die Religion jezt ganz von dem Willen, der Herrschbegierde und dem Eigennutze des Clerus abhängt; daß ein christlicher Bischof im Nahmen der Religion eine Monarchie errichtet, die alles zu Boden stürzt, was ihr im Wege steht; oder was die verlorne Gewissensfreyheit der Christen wieder herstellen könnte.

J. n. C. G. 814 bis 1517.

Beym Anfange dieses Zeitraums, als noch Karls des Großen alles umfassende und kraftvolle Maaßregeln ihre Würkungen thaten, hatte es nicht das Ansehen, daß so leicht eine neue Kirchenverfassung in den Abendländern eingeführt, und wohl gar ein Bischof



waren, hindern: und unter allen seinen Nachkommen gab es kaum Einen, dem dieses Lob gebührte. Sein Sohn, der Kaiser Ludwig der Fromme, verlor schon allen Nachdruck, mit welchem Karl die sämmtlichen Bischöfe seines Reichs, vom Römischen selbst an, in der Unterwürfigkeit erhalten hatte. Er wurde genöthigt, wegen seiner schlechten Regierung öffentliche Kirchenbuße zu thun; die wiederholten Empörungen seiner Söhne gegen ihn fanden an den Bischöfen seines Reichs, auch an dem Römischen Gregor dem vierten, Unterstützung. Als darauf seine Söhne, uneins über die Theilung der väterlichen Länder, sich durch jene Regenten der Kirche gegen einander verstärkten: ward ihre Schwäche desto sichtbarer. Einer derselben, Karl der Kahle, König von Westfranken, brachte es sogar durch Geschenke bey dem Papste Johann dem Achten und bey den Römern dahin, daß ihn derselbe, mit Uebergehung seines ältern Bruders, zum Kaiser krönte. So aufgemuntert, fiengen die Päpste würklich an, das Kaiserthum und das Königreich Italien auf ihre Einwilligung ankommen zu lassen; und da bald hernach Karls des Großen Nachkommen beide einbüßten: konnten sie hoffen, daß ihr Ansehen in gleichem Grade zunehmen werde, in welchem die Verwirrung von Italien stieg.

J. n. C. G. 814.

830. 833.

875.

887.

Günstiger konnte also auch nicht die Zeit gewählt werden, um einem Hauptwagestücke für sie den glücklichsten Erfolg zu versprechen, als solche Regierungen. Ein Betrüger erdichtete eine beträchtliche Anzahl Schreiben Römischer Bischöfe, vom Ende des ersten Jahrhunderts an, bis in die ersten Zeiten des siebenten, welche der berühmte Erzbischof Isidorus von Sevilien in eine Sammlung gebracht haben sollte.

u. 830

J. n. C. G.

Seine Absicht war, durch die darinne enthaltenen Verordnungen zu beweisen, daß die Römischen Bischöfe vom Ursprunge der Kirche an, die einzigen Gesezgeber und Richter aller übrigen Bischöfe gewesen wären; und daß also die Metropoliten mit ihren Synoden sich keine entscheidende Gewalt über dieselben anmaaßten dürften. Zur Prüfung der Aechtheit dieser Verordnungen war das damalige Zeitalter ganz und gar nicht gestimmt; sie wurden also beynahe ohne alle Widerrede angenommen. Man schaltete sie in Sammlungen von Kirchengesezen ein; Karl der Kahle berief sich auf dieselben, als auf unstreitige Urkunden: und der Pabst Nicolaus der Erste erklärte sie nicht allein vor ächt; sondern hielt sich auch bereits durch dieselben berechtigt, Deutsche Erzbischöfe abzusezen. Siebenhundert Jahre hindurch blieb dieser grobe Betrug, bis auf wenige kaum hörbare Zweifel, unaufgedeckt. Aber mit Hülfe desselben kam nunmehr in den Abendländern ein ganz neues Kirchenrecht auf. An Statt der bisherigen aristokratischen kirchlichen Regierung, da jeder Hauptbischof einer oder mehrerer Provinzen den zu seinem Sprengel gehörigen Bischöfen und Gemeinen nach der Vorschrift der Kirchengeseze vorstand, erhob sich allmählich eine Monarchie zu Rom, der alle bischöfliche Rechte weichen mußten. Die sonst so viel bedeutenden Provincialsynoden galten nichts mehr; die Kirchenzucht fiel: und jeder, der sich von diesen gesezmäßigen Ordnungen losreißen wollte, brauchte sich nur an die Päpste zu wenden.

845.

865.

Schon in den ersten hundert Jahren dieses Zeitraums also waren sich die Päpste sehr unähnlich geworden; ob sie gleich alles dazu vorbereitet hatten, um es zu werden. Noch blieben sie zwar anfänglich Un-

Unterthanen der Kaiser, und unter den Ständen des Kaiserthums die ersten; ihre Wahl wurde von denselben bestätigt; eben diese untersuchten ihre Händel, und waren Herren von Rom. Nach und nach aber räumten sie den Kaisern nur so viel Ansehen daselbst ein, als diese sich mächtig zu machen verstanden. **Die Päpste legten auch nun den ersten Grund zu der völligen Trennung der abendländischen Kirche von der Griechischen. Nicolaus der Erste** wollte den Patriarchen von Constantinopel, Photius, nicht vor rechtmäßig erkennen. Allein durch den Kirchenbann, welchen er gegen denselben aussprach, zog er sich nicht nur eine gleiche Ahndung zu; sondern es wurde auch jezt aus den sehr alten Händeln der beiden Patriarchen dieser Hauptstädte über Rang, Ehrennahmen und Kirchensprengel, ein allgemeiner Streit der beiden Hauptkirchen. Dieser erhitzte sich desto mehr, da Photius den Abendländern selbst einen Glaubensirrthum Schuld gab. Nach vieljährigen Unruhen, die daraus erfolgten, hätte der Tod des Photius denselben ein Ende machen können, wenn nicht die Päpste schlechterdings gefordert hätten, daß alle von ihm geweihte Bischöfe und Priester, eben so wie er, verworfen werden müßten. Seitdem haben Widerwille, Vorwürfe und Streitschriften zwischen beiden Kirchen und ihren Lehrern, niemals wieder gänzlich aufgehört.

J. n. C. G. — 862. — n. 891.

Unterdessen, wenn gleich die abendländische Kirchenverfassung bald nach **Karln dem Großen** eine sehr veränderte Gestalt zu bekommen anfieng; so erhielten sich doch in dem Jahrhunderte seines Todes noch viele Spuren und Früchte von der weisen Sorgfalt, die er für die Bildung christlicher Lehrer, für theologische Gelehrsamkeit, Religion und Kirche überhaupt

getragen hatte. Die bischöflichen und Klosterschulen wurden blühender; der Eifer für die Wissenschaften und Künste breitete sich unter dem Clerus mehr aus; und verschiedene Mitglieder desselben thaten sich durch hellere Einsichten hervor. Einer seiner Nachkommen, Karl der Kahle, trat wenigstens darinne in seine Fußtapfen, daß er an seinem Hofe selbst eine Anzahl vorzüglicher Gelehrten und Religionslehrer versammlete.

J. n. C. G.

ſ. n. 839. Claudius, Bischof von Turin, verwarf die Bilderverehrung und die Bilder selbst, auch die Wallfahrten nach Rom. ſ. 840 Der Erzbischof von Lyon, Agobard, schrieb nicht allein ebenfals gegen die Anbetung der Heiligenbilder; sondern auch gegen andere Gattungen des Aberglaubens. ſ. 856 Rabanus Maurus, Erzbischof zu Mainz, besaß mannichfaltige Gelehrsamkeit; aus seinem Unterrichte kamen viele andere geschickte Lehrer, und er war der fruchtbarste Schriftsteller seiner Zeit. Einer seiner Schüler, Servatus ſ. 860 Lupus, Abt zu Ferrieres, zeigte sich als einen feinen und forschenden Kopf. Ohngefähr um eben dieselbe Zeit suchten sich Walafrid Strabo, Abt des Klosters Reichenau; Christian Druthmar, Abt zu Stablo und Malmedy, und der Bischof von Halberstadt, Haymo, um die Auslegung der heiligen Schrift, nicht ohne einigen Erfolg, verdient zu machen. Ein Mönch des Klosters Weißenburg im Elsaß, Ottfrid, wagte es sogar, die Deutsche ſ. n. 870. Dichtkunst in ihrer Kindheit zu gleichem Zwecke anzuwenden. ſ. 882 Hinkmar, Erzbischof von Rheims, der das theologische Ansehen mit Raban gleichsam theilte, ob er ihn gleich an Wissenschaft nicht erreicht hat, wurde insonderheit durch Eifer für die Kirchenzucht und Klugheit in Geschäften, berühmt. Philosophischen Scharfsinn in theologischen Untersuchungen, mit einer 870. seltenen Gelehrsamkeit verbunden, machte Johann

hann der Schotte in der Fränkischen Kirche mehr bekannt, als jemals vorher. Unter den Griechischen Theologen überwog Photius, Patriarch von Constantinopel, an Geist, Gelehrsamkeit, Thätigkeit und Verdiensten, viele andere.

J. n. C. G. 858.

Allein der Anfang, der im vorhergehenden Zeitalter gemacht worden war, die theologische Methode zu verbessern, den Aberglauben zu erschüttern, und Glaubensstreitigkeiten nützlich zu führen, war noch lange nicht bis auf den Grund gedrungen. Daher giengen jezt manche frühere glückliche Versuche wieder rückwärts, und neue Gelegenheiten zu guten Fortschritten, zur prüfenden Bestimmung des Werths menschlicher Meinungen über die Religion, wurden gar nicht oder schlecht genützt. Der Streit über die Verehrung der Heiligenbilder war in der abendländischen Kirche, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, in eine vernünftige Mittelstraße geleitet worden. Noch in der ersten Hälfte des neunten wurde diese von angesehenen Bischöfen, wie Agobard und Jonas von Orleans waren, behauptet. Selbst eine Synode zu Paris, welche Ludwig der Fromme halten ließ, bestätigte dieselbe. Da aber die Päpste dem Bilderdienste desto günstiger waren, und der große Haufe der Christen, auch besonders die meisten Mönche, auf dieser Seite standen: so wurde er um den Ausgang des Jahrhunderts nach und nach im Fränkischen Reiche wieder eingeführt. In der Griechischen Kirche schien er anfänglich noch weniger sein Glück machen zu können, da die Schlüsse der Nicänischen Synode aufgehoben, und die ungestümen Bilderfreunde scharf bestraft wurden. Doch die Kaiserinn Theodora ließ auf einer Synode zu Constantinopel die Bilder in die Kirchen, und in ihre ältere Verehrung wie-

st. 840

824.

842.

wieder einsezen. Dabey ist es auch bey den Griechen seitdem geblieben.

Eine andere Streitigkeit, die von neuem erregt wurde, nahm ein beynahe noch schlimmeres Ende.
847. Gottschalk, ein Mönch in dem Westfränkischen Kloster Orbais, trug die Lehre vor, daß Gott von Ewigkeit her, die Menschen auf immer theils zur Seeligkeit, theils zur Verdammniß vorherbestimmt habe. Eben dieses hatte vierhundert Jahre früher Augustinus unter dem Nahmen der Prädestination gelehrt, und war stets das Muster der Rechtgläubigkeit geblieben. Jezt fanden einige Bischöfe Gottschalks Meinung kezerisch. Raban
848. verdammte sie auf einer Synode zu Mainz; aber
849. Hinkmar nöthigte gar auf einer andern, die er zu Chiersy veranstaltete, den Mönch mit Schlägen, sein Glaubensbekenntniß zu verbrennen; zugleich wurde er zu einem immerwährenden Gefängnisse verurtheilt, in welchem er nach zwanzig Jahren, ohne seinen Lehrbegriff geändert zu haben, gestorben ist. Es half ihm nichts, daß mehrere Westfränkische Bischöfe und Theologen, wie Remigius, Erzbischof von Lyon, Prudentius, Bischof von Troyes, der Abt Servatus Lupus, der Mönch Ratramnus zu Corbie, und andere, sich seiner annahmen; daß eine zu
855. Valence gehaltene Kirchenversammlung selbst die Lehrsäze seines mächtigen Gegners Hinkmars verwarf. Auch diesmal zeigte es sich, wie bereits oft, daß es bey der Frage: ob etwas rechtgläubig oder kezerisch sey? hauptsächlich nur darauf ankam, wer es sagte; und die Religion erlangte durch diese Händel gar keine neue Aufklärung. Zwar schrieb gerade der vorzüglichste Kopf dieser Zeiten, Johann der Schotte, wider Gottschalken; allein es war ihm hauptsäch-

sächlich um den Beweis zu thun, daß Gottschalk anders lehre, als Augustinus: und andere bewiesen daher wider ihn, daß beide völlig einerley Meinung wären.

J. n. C. G.

Um gleiche Zeit wurde zum erstenmal unter den christlichen Lehrern über das heilige Abendmahl gestritten. Nach so vielfachen Vorstellungsarten, Bildern und Redensarten, durch welche man bisher das Wesentliche dieser Cärimonie zu erklären gesucht hatte, behauptete jezt Paschasius Radbert, Mönch im Kloster Corbie, daß in dem Abendmahl Jesu, wenn gleich die Gestalt des Brodtes und Weins noch vorhanden sey, dennoch nach ihrer Einsegnung, nichts anders als der Leib und das Blut Christi, eben das Fleisch genossen werde, welches von der Jungfrau Maria gebohren worden, am Kreuze gelitten habe, und wieder auferstanden sey; und der Priester stelle dabey eine Mittelsperson zwischen Gott und den Menschen vor. Eigentlich war diese Erklärungsart von manchen Griechischen und Lateinischen Schriftstellern schon seit einiger Zeit vorbereitet worden; aber die älteste und die herrschende war sie gewiß nicht. Daher machte sie so viel Aufsehen, daß sie nicht allein von mehrern angegriffen wurde; sondern auch, auf Karls des Kahlen Befehl, Johann der Schotte und Ratramnus wider dieselbe schrieben. Dieser Streit führte aber wiederum zu keiner Klarheit und Festigkeit in der gedachten Lehre. Beym Paschasius ist es die völlige Grundlage der nachmals sogenannten Transsubstantiation oder Brodtverwandlung: und Ratramnus giebt nur eine Verwandlung zu, bey der Brodt und Wein ihr Wesen nicht verlieren; eine Gegenwart des Leibes Christi; der aber nicht eben

831.

n. 845

der-

J. n. C. G. derselbe seyn soll, welcher am Kreuze gehangen hat. Mit diesen Streitigkeiten waren andere, für Religion und Theologie noch unnützere, verbunden, wie über die Art, auf welche Christus ein Mensch gebohren worden sey: alle aber zeigten, daß fruchtbare Untersuchungen, bey aller Gelegenheit, auch wohl Anlage zu denselben, diesem Zeitalter nicht gelingen konnten.

Eifer hingegen für die Ausbreitung des Christenthums, so weit man es kannte, war desto mehr sein Geschäfte. Der Norden von Europa lernte jezt zuerst diese Religion kennen: und es war auch darum der Mühe werth, sie den aus demselben hervorbrechenden Normännern beliebt zu machen, weil diese, gleich andern heydnischen Nationen, die christlichen Länder öfters anfielen und verwüsteten. Zwar 826. ließ sich Harald, König von Jütland, mit seiner Familie und mehrern seiner Unterthanen, mehr aus Staatsabsichten, die er mit Hülfe Ludwigs des Frommen zu erreichen hoffte, zu Ingelheim taufen. Aber es wurde doch dadurch dem Christenthum der Weg nach Dänemark eröffnet. Ansgar und Autbert, Mönche aus dem vor kurzem gestifteten Kloster Corvey an der Weser, reisten in dieser Absicht mit dem Könige dahin, und ihre Bemühungen hatten einigen glücklichen Fortgang. Besonders arbeitete Ansgar, gewöhnlich der heilige Anscharius genannt, so viele Jahre hindurch, unter so vielen Mühseeligkeiten und Gefahren, an der Bekehrung der Nordischen Nationen, und sah auch so manche Früchte davon, daß er deswegen der Apostel des Nordens 828. heißt. Auch in Schweden errichtete er eine kleine 831. christliche Gemeine. Hamburg, wo ein Erzbißthum angelegt worden war, wurde ihm zum Size ange-

angewiesen, von welchem aus er Allgemeiner Vorsteher der Nordischen Kirche seyn sollte. Damit wurde nach einiger Zeit auch das Erzbißthum Bremen verbunden. Im südlichen Europa kam das Christenthum gleichfals unter mehrere Nationen. Bey den Bulgaren, Chazaren, und andern, die vom schwarzen Meere an, bis nach Griechenland hin wohnten, wurde es von zwey Griechischen Mönchen und Brüdern, Methodius und Cyrillus, bekannt gemacht. Eben dieselben waren auch die ersten Lehrer dieser Religion bey den Böhmen und Mähren, welche sie ihnen auf eine bleibende Art, selbst durch eine Slavische Bibelübersezung, empfohlen. Später wurden andere Slaven in Dalmatien, auch die Russen in der jezigen Ukräne, etwas mit dem Christenthum bekannt. Aber sogar diese Bekehrungen, die grossentheils nicht viel mehr als ein Tausch heydnischer Cärimonien gegen christliche Kirchengebräuche, Glaubensformeln und Gebete waren, vergrößerten zum Theil die Eifersucht und die Streitigkeiten zwischen den Päpsten und den Patriarchen von Constantinopel, weil beide öfters die neugestifteten Gemeinen zu ihrem kirchlichen Gebiete zu rechnen, und einander zu entziehen suchten.

J. n. C. G. 865

zwischen 830 u. 840

870.

Mit dem Jahrhunderte Karls des Großen schienen auch die großen Verbesserungen wieder unterzugehen, welche er so glücklich angefangen hatte. Die Pflanzschulen der Lehrer, die theologische Gelehrsamkeit, die Kirchenzucht, die Religion selbst mit ihren Lehrern, fielen ohngefähr wieder in den Zustand zurück, in welchem er sie gefunden hatte. Sogar die Päpste, welche sich nach seinem Tode weit höher emporgeschwungen hatten, sanken, über funfzig Jahre hindurch, in eine so verächtliche Gestalt herab,

J. n. C. G. ab, daß ihr neuer Rang in Gefahr kam, sich ganz zu verlieren. Die gewaltige Zerrüttung Italiens seit dem Ausgange des neunten Jahrhunderts, um dessen Krone, so wie um die kaiserliche, und um den Besitz von Rom, sich mehrere Fürsten stritten, gab ihnen zwar einige Gelegenheit, ihre Unabhängigkeit zu behaupten; warf sie aber auch in die Hände mächtiger Partheyen. Unter diesen behielten nach und nach die Markgrafen von Tuscien oder Toscana zu Rom die Oberhand. Sie sezten Päpste ein, und stürzten sie nach ihrem Gefallen; vornehmlich aber erhoben die mit ihnen genau verbundenen Römischen Frauenzimmer, Theodora, und ihre beiden Töchter, Marozia und Theodora, ihre Freunde und unehelichen Kinder zur Regierung der Römischen Kirche. Der Papst

st. 896 Formosus wurde zuerst von der Toscanischen Parthey gedrängt, und suchte sich zwischen den Mitbewerbern um die Kaiserkrone dadurch zu retten, daß er den Deutschen König Arnulf zu Hülfe rief, und ihm dieselbe aufsezte. Stephan der Sechste, den die gedachte Parthey zum Papste hatte wählen lassen, ließ den Leichnam des Formosus ausgraben, und nach vielen Mißhandlungen in die Tiber werfen; ihn

897. selbst ermordeten die Römer. Zween andere Päpste, welche einander verdrängten, starben beide

904. im Gefängnisse. Sergius der Dritte, der ihnen auf dem päpstlichen Stuhl nachfolgte, wurde durch seine unzüchtige Vertraulichkeit mit der Marozia über

st. 911 berüchtigt. Die ältere Theodora verschaffte zwar ihrem Liebling, Johann dem Zehnten, das Papst

st. 928 thum; Marozia aber und ihr Gemahl ließen ihn sein Leben im Gefängnisse endigen. Bald darauf besezte Marozia diesen Thron mit ihrem unehelichen

st. 936 Sohne von dem Papste Sergius, Johann dem Eilften; er mußte aber auch seine lezten Tage als ein

Gefangener zubringen. Manchen unter diesen Päpsten fehlte es nicht an Fähigkeiten zu einer geschickten Amtsverwaltung; der lasterhafteste von allen war ein Enkel der Marozia, Johann der Zwölfte, der als ein Knabe zur Regierung kam, und zuerst seinen Nahmen veränderte. Diese weibliche Oberherrschaft zu Rom könnte gar wohl in spätern Jahrhunderten die Sage von einer Päpstinn Johanna veranlaßt haben; wenn sie gleich das ungewisse Gerücht hundert Jahre zu früh angesezt hat.

J. n. C. G.

s. 956.

855.

Mittlerweile war man zu Rom der Regierung des Königs von Italien Berengars überdrüssig geworden; Johann der Zwölfte rief selbst den Deutschen König, Otto den Ersten, wider ihn zu Hülfe. Dieser kam, bemächtigte sich des Italiänischen Reichs; wurde zum Römischen Kaiser gekrönt, und zugleich mit dieser Würde der Oberherr des Papstes. Allein da dieser bald eine Empörung wider ihn stiftete: ließ ihn Otto absezen, einen andern wählen, und gründete das kaiserliche Bestätigungsrecht der Päpste von neuem. Johann drängte sich noch einmal in seine vorige Würde ein; wurde aber umgebracht. Otto dämpfte noch mehr Unruhen, welche die Besezung des päpstlichen Stuhls durch Römische Partheyen verursachte; allein nach seinem Tode stiegen dieselben weit höher. Crescentius, ein mächtiger Römer, riß die Herrschaft dieser Hauptstadt an sich; Päpste wurden wieder vertrieben oder ermordet. Endlich stellte der Kaiser Otto der Dritte die Ordnung und das kaiserliche Ansehen daselbst abermals her. Er beförderte seinen ehemaligen Lehrer, Gerbert, den gelehrtesten Mann dieses Jahrhunderts; der aber eben wegen seiner seltenen physicalischen Kenntnisse vor einen Zauberer gehalten wurde, zur päpstlichen Würde, die er

962.

963.

964.

974.

996.

999.

starb 1003.

unter dem Nahmen Sylvesters des Zweyten eine kurze Zeit verwaltete.

Ohngeachtet so vieler ärgerlichen Auftritte in der Geschichte der Päpste, behaupteten sie sich dennoch in dem einmal errungenen Ansehen, weil Unwissenheit und Aberglaube, welche herrschend waren, keine freyere Prüfung oder Entschliessung verstatteten; auf der andern Seite aber zu vielen Geistlichen daran gelegen war, ein allgemein gefürchtetes Oberhaupt zu haben, von welchem sie bey ihren ebenfalls immer wachsenden Vorrechten und Gütern geschützt werden, und ihnen neue verschafft werden konnten. Ja die Päpste wurden sogar übermüthiger gegen die Fürsten, als jemals vorher. Gregor der Fünfte, ein Anverwandter des Kaisers Otto des Dritten, der ihn zum Papste hatte wählen lassen, bedrohte in Gegenwart (993.) desselben den König Robert von Frankreich, wegen seiner Heyrath mit einer nahen Anverwandtinn, mit dem Bann, und zwang ihn sowohl durch diesen, als durch das Verbot des öffentlichen Gottesdienstes in seinem Reiche, diese Ehe aufzuheben. Die Grundsäze des falschen Isidors thaten immer mehr ihre Würkung; schon zogen die Päpste alle Angelegenheiten der Bischöfe vor ihren Richterstuhl. Sie fiengen an, sich Rechte allein zuzueignen, welche sie mit jenen bisher gemeinschaftlich hatten; wie die (993.) erste feyerliche Heiligsprechung zeigte, welche Johann der Funfzehnte an dem Bischof von Augsburg Ulrich vornahm.

Selten verfochten noch die Bischöfe wider sie ihre Befugnisse mit einigem Muthe. Unter ihnen, wie bey dem gesammten Clerus, war jezt nicht viel mehr Gelehrsamkeit, als bey den Päpsten selbst.

Die

J. n. C. G.

Die Bischöfe suchten größtentheils nur immer an-
gesehener und reicher zu werden; auf Staatsgeschäfte
nicht minder als auf Kirchensachen, großen Einfluß zu
haben, und ein herrliches Leben führen zu können. Nir-
gends erreichten sie diese Absichten mehr als in
Deutschland, wo Otto der Erste sie nicht nur (936. ff.)
ungemein beschenkte; sondern sie auch als Staats-
bediente gebrauchte, und ihnen Herzogthümer er-
theilte. Wenn man den vorher gedachten Sylvester
ausnimmt: so zeichnete sich kein einziger durch gelehrte
Schriften aus. Ratherius, Bischof von Verona, (931. ff.)
wurde nur dadurch ein gemeinnützlicher Schriftsteller,
daß er zur Verbesserung der äußerst verdorbenen Sit-
ten seines Standes Vorschläge that. Unter den Grie-
chen waren es auch bloß Arethas, Bischof zu Cäsarea, (gegen 915.)
und Oekumenius, Bischof zu Tricca in Thracien, (gegen 1000.)
den man wahrscheinlich in das zehnte Jahrhundert
sezt, welche mit nützlichem Fleiße Bibelauslegungen
sammelten.

Auch die Mönche vermehrten, bereicherten und
verschlimmerten sich immer mehr, hauptsächlich in den
Abendländern. Clugny, Gemblours, Quedlinburg,
Bergen bey Magdeburg, und eine Menge anderer
Klöster oder vornehmer Abteyen, wurden jezt gestiftet,
und ihren Schutzheiligen zu Ehren mit überaus großen
Einkünften versehen. Allein die meisten Mönchsge-
sellschaften hatten schon lange aufgehört, ihre Regel zu
beobachten. Unter den wenigen Klöstern, welche sich
durch Bemühungen in den Wissenschaften hervortha-
ten, war besonders Corvey berühmt. Ein außeror-
dentliches Beyspiel gab in dem benachbarten Stifte
Gandersheim die Nonne Roswitha durch wi- (960. ff.)
tzige lateinische Schriften. Zu gleicher Zeit aber
wurde England viele Jahre hindurch von Mön-
chen beherrscht. Einer der unternehmendsten, ge-

J. n. C. G. 961. fg. walttḥätigsten und schlauesten, Dunstan, der selbst Erzbischof von Canterbury war, nöthigte die Könige, von seinem Willen abzuhängen; besetzte die vornehmsten geistlichen Aemter mit seinen Ordensbrüdern; verfolgte die weltlichen Priester oder Pfarrer, die zwar auch ausgeartet waren, vornehmlich darum, weil sie in einer rechtmäßigen Ehe lebten; und wußte seine ausschweifende Macht durch einen Ruf von Heiligkeit und ver-

f. 988. meinte Wunder zu unterstützen. Da die Benediktiner, der einzige Mönchsorden, den es in diesen Jahrhunderten gab, so sehr einer Verbesserung bedurften: so wurde sie in manchen Klöstern desselben versucht.

f. 927. Die merkwürdigste brachte Odo, Abt von Clügny, zu Stande, der nicht nur sein Kloster, sondern auch mehrere andere in Frankreich, mit so vielem Eifer und Beyfall zur genauern Beobachtung der Regel des heil. Benedikt zurückführte, daß eine Menge Klöster in den übrigen Europäischen Ländern diese Reformation annahm, und daraus in der Folge der Orden oder die Congregation von Clügny entstand.

Nach dem äußerlichen Fortgange und Bekenntnisse zu urtheilen, hatte die christliche Religion in diesem Zeitalter sehr günstige Schicksale. Sie fand durch Fürsten, Bischöfe und Mönche bey vielen heydnischen Nationen eine dauerhafte Aufnahme; wiewohl nicht immer ohne Zwangsmittel. Von den Normännern, welche seit beynahe hundert Jahren das westliche Europa verwüstet hatten, wurde ein grosser Haufen, der im nördlichen Frankreich gelandet war,

912. mit seinem Anführer Rollo zum Christenthum gebracht; unter dem seitdem angenommenen Nahmen Robert wurde er der erste Herzog der Normandie. Als einige Zeit darauf der Deutsche König Heinrich

f. 925. fg. der Erste die Slaven, besonders die Sorben, im heu-

heutigen Meisnischen, zwischen der Elbe und Saale, bezwungen hatte: sahen sich dieselben bald genöthigt, sich taufen zu lassen. Sein Sohn, Otto der Erste, oder der Große, der auch die gegen die Oder hin wohnenden Slaven in der jezigen Niederlausitz überwältigte, legte zur Befestigung und Erweiterung des Christenthums in den neueroberten Ländern, die Bißthümer Meißen, Merseburg, Zeiz, Brandenburg und Havelberg an. Diese alle unterwarf er dem auch von ihm gestifteten Erzbißthum Magdeburg. Er errichtete auch das Bißthum zu Posen in Pohlen, dessen Herzog Mieczislav oder Miesko gleichfals das Heydenthum verließ. Eine andere Slavische Nation, die Russen, fieng um eben diese Zeit an, mit der christlichen Religion bekannt zu werden; da aber ihr Großfürst Wladimir der Große die Taufe angenommen hatte, traten sie auch völlig zu derselben über. In dem benachbarten Ungarn bekam der christliche Glaube auch schon um die Mitte des zehnten Jahrhunderts zween Fürsten zu Anhängern; allein Stephanus, der erste König dieses Reichs, führte ihn erst völlig in demselben ein. Er verband dabey Geseze und Unterricht, den er zuweilen selbst ertheilte; rief viele Lehrer der Religion nach Ungarn; gründete das Erzbißthum Gran, nebst einigen Bißthümern, und wurde wegen aller dieser Verdienste der Apostel von Ungarn, oder der Apostolische König genannt; auch unter die Heiligen versezt. Auf seinen Befehl mußten auch die Einwohner Siebenbürgens Christen werden. In den mitternächtigen Ländern von Europa war der frühere Eingang dieser Religion ohne bleibende Folgen gewesen. Jezt brachte zwar der Deutsche König Otto der Große durch seine Siege Haralden, König von Dänemark, dahin, daß er sich zum Christenthum bekannte; es wur-

J. n. C. G.

f. 938.

968.

965.

987.

997.

um 960.

der auch für seine Unterthanen, die ihm darinne nachfolgten, einige Bischöfe in Jütland bestellt. Doch sein Sohn Sveno trat zum Heydenthum zurück, und verfolgte die Christen, bis er in seinen spätern Jahren ihre Religion begünstigte. Erst Canut der Große hat sie in Dänemark herrschend gemacht. Olav der Erste, König von Norwegen, führte sie in seinem Reiche meistentheils durch Zwang, und sogar durch Hinrichtungen der Großen ein, welche dem Götzendienste nicht entsagen wollten. Aus Norwegen kam das Christenthum auch bald in die erst seit ohngefähr hundert Jahren entdeckte Insel Island, und aus derselben nach Grönland, (oder Greenland) welches sich in den neuern Jahrhunderten für die Europäer wieder verloren hat. Auch in Schweden arbeiteten zu dieser Zeit Englische Geistliche, die sich theils aus ihrem Vaterlande, theils aus Norwegen dahin begeben hatten, so lange an der Empfehlung der christlichen Religion, bis sie daselbst unter Olavs des Schooßkönigs Regierung völlig angenommen wurde. Allein Adalbert, Bischof von Prag, der ähnliche Bemühungen bey den heydnischen Preußen anwandte, wurde von denselben erschlagen. Seitdem wurden zu seinem Grabe in der Pohlnischen Stadt Gnesen Wallfahrten angestellt: und bey einer solchen andächtigen Reise stiftete der Kaiser Otto der Dritte das dortige Erzbißthum.

Für alle diese kriegerisch rohen Nationen, welche sich dem Christenthum ergaben, war es zwar ein offenbarer Gewinn, daß dadurch ihre Sitten gemildert, und ihnen die Anfangsgründe der Wissenschaften bekannt wurden; aber man lehrte sie doch größtentheils nur eine Cärimonien-Religion, die noch dazu mit jedem Jahrhunderte neuen willkührlichen und aber-

gläu-

wegen seiner Ausschweifungen abseʒten, die päpstliche Würde an Gregor den Sechsten verkauft hatte, und neben diesen beiden noch der von den Römern gewählte Sylvester der Dritte jene Würde zu behaupten suchten: ließ der Kaiser Heinrich der Dritte alle drey auf einer Synode vor unwürdige Päpste erklären, und an ihrer Stelle einen Deutschen Bischof, Clemens den Zweyten, auf diesen Thron befördern. Bald aber zeigte sich den Päpsten eine neue Gelegenheit, ihre Macht zu erweitern. Vor einiger Zeit war eine Schaar Normänner in das untere Italien gekommen, wo sie ansehnliche Eroberungen machten. Der Papst Leo der Neunte, der schon die Stadt Benevent in jenen Gegenden von dem erstgedachten Kaiser eingetauscht hatte, wollte diese unternehmenden Krieger nicht zu Nachbarn haben; er war auch für die dortigen Güter seiner Kirche besorgt, in welche sie streiften. An der Spiʒe also eines Kriegsheeres wollte er sie nöthigen, die eroberten Ländereyen zu verlassen. Dieser Versuch lief zwar so unglücklich ab, daß sein Heer geschlagen, und er selbst gefangen wurde. Doch einer seiner nächsten Nachfolger, Nicolaus der Zweyte, verglich sich desto glücklicher mit den Normännern. Beide Theile fanden ihren Vortheil darinne, sich mit einander gegen die Kaiser zu vereinigen. Daher ließ sich der vornehmste Normännische Fürst und Held, Robert Guiscard, von dem Papste die Herzogthümer Apulien und Calabrien bestätigen; auch sich das noch den Griechen und Saracenen zu entreißende Sicilien schenken; und sich für alles dieses zum Lehnsmann des Apostels Petrus, das heißt, der Päpste, erklären; zugleich versprach er ihnen für sich und seine Nachkommen eine jährliche Steuer. Eben dieser Papst Nicolaus veränderte die bisher übliche Wahl der Päpste. Alle Geistliche

J. n. C. G. 1044. 1046. 1053. 1059.

J. n. C. G. Wege zu philosophiren; sondern auch das Lehrgebäude ihrer Kirche, und Streitigkeiten über dasselbe, durch solche Untersuchungen aufzuhellen. So wußte Lan- st. 1089. frank, ein Italiäner, der aber Abt in der Normandie, und zulezt Erzbischof zu Canterbury wurde, seinen dialektischen Scharfsinn im Abendmahlsstreite mit dem Berengarius, dessen vornehmster Gegner er st. 1109. war, geschickt anzubringen. Anselmus, auch ein Italiäner, Lanfranks Nachahmer und Nachfolger in beiden Ländern und Aemtern, erwarb sich noch einen größern Ruhm als philosophirender Theologe. Er bearbeitete insonderheit die natürliche Theologie; erfand in derselben einen neuen Beweis für das Daseyn Gottes; suchte die Gründe von Hauptlehren des Christenthums auszuforschen, und schrieb zur Vertheidigung desselben gegen seine Feinde. Nach eben dieser Methode, welche man die scholastische Theologie 1092. nannte, sezte bereits Hildebert, Archidiakonus zu Mans, nachmals Bischof dieser Stadt, endlich Erz- st. um 1134. bischof zu Tours, das erste Handbuch derselben auf.

Von dieser Seite also, mit einem philosophischen Gewande bekleidet, schien die Religionswissenschaft in der abendländischen Kirche zu einer Hauptverbesserung fortzuschreiten. Aber in jedem andern Bedürfnisse von theologischer Gelehrsamkeit blieb sie immer noch sehr zurück. Daher sind die meisten schriftstellerischen Beyträge zu derselben kaum mittelmäßig: und ohnedieß beschäftigte sich schon lange ein großer Theil der Bischöfe und Mönche lieber mit Chroniken von Weltgeschichten, Lebensbeschreibungen der Heiligen, und Sammlungen von Kirchengesezen, als mit dem Wesentlichen ihrer Wissenschaft. So fruchtbar der Cardinal Petrus

Da-

Damiani in hinterlassenen Werken gewesen ist; so sind es doch hauptsächlich nur seine Versuche einer strengern Sittenverbesserung bey dem Clerus, und auch diese nicht immer nach richtigen Grundsäzen, welche ihm Ehre gemacht haben. Auch unter den Griechen waren geschickte Schriftausleger, wie Theophylaktus, Erzbischof zu Achris in der Bulgarey, überaus selten. Ihr Michael Psellus wurde zwar als der lezte große Griechische Gelehrte angesehen; allein nach seinen theologischen Schriften darf man seine Verdienste nicht abmessen.

J. n. C. G.

st. 1072.

st. n. 1107.

st. n. 1105.

Häufiger und eifriger waren die Bemühungen dieses Zeitalters, das Mönchsleben zu erweitern, und durch Erneuerung seiner ursprünglichen Vorschriften, noch ehrwürdiger zu machen. Der Orden von Clugny, diese zahlreiche Gesellschaft verbesserter Benediktinerklöster, erlangte jezt ein glänzendes Ansehen; hatte aber das gewöhnliche Schicksal, durch seine Bereicherung auszuarten. Mit mehr Strenge suchte Romualdus seine Mönche, die er mitten in den Apenninischen Gebürgen zu Campo Malduli versammelte, und die davon Camaldulenser genannt worden sind; und kurz darauf Gualbert, Stifter der Congregation von Vallumbrosa in eben diesen Gebürgen, die Regel Benedikts beobachten zu lassen. In eben derselben Absicht begab sich der Benediktiner-Abt Robert mit einigen seiner Mönche in die rauhe Gegend von Citeaux, wo er den Cistercienser-Orden anlegte, der so berühmt und begütert worden ist. Dem heiligen Antonius, Vater des Mönchslebens, zu Ehren, der die wunderthätige Kraft, die fallende Sucht zu heilen, äußern sollte, wurde auch eine Gesellschaft, die Antonier-Herren genannt, errichtet; welche aber erst zweyhundert Jahre später eine völlige Mönchseinrich-

1048. ff.

1023.

1098.

1095.

J. n. C. G. richtung bekommen hat. Alle diese neue Mönchsstiftungen, oder vervollkommte alte, übertraf an büßender Härte der Lebensart, der Carthäuser-Orden.

1084. oder 1086. Er hatte einen Canonicus zu Rheims, Bruno, zum Urheber, der sich mit etlichen Gefährten an einen öden und traurigen Ort nicht weit von Grenoble zog, wo sie unter anhaltendem Gebete, Fasten, geistlichen Betrachtungen, und fast beständigem Stillschweigen für ihre Tugend und Seeligkeit sorgen wollten; und von ihrem Wohnplatze, der Carthause, den Nahmen erhielten. Die Canonici, welche von ihrer ersten Bestimmung schon großentheils abgewichen waren, wurden jezt zu derselben zurückgeführt. Ausserdem daß sie ihr gemeinschaftliches Leben wieder her-

1090. vorsuchen mußten, brachte auch Ivo, nachher Bischof zu Chartres, einen Theil von ihnen so weit, daß sie auch ihrem Vermögen entsagten, und, gleich den Mönchen, nur von ihren gemeinen Einkünften mäßig lebten. Diese wurden seitdem regulirte Canonici oder Chorherren des heil. Augustinus genannt; da hingegen die übrigen den Nahmen der weltlichen (seculares) behielten.

Weder solche geglaubte Vollkommenheiten der ascetischen Lebensart, noch die höhern Religionseinsichten, welche gelehrte Nachforschungen ertheilen, waren es, was die obersten Lehrer der abendländischen Christen, die Päpste, zu dieser Zeit suchten. Aber alle Christen zu beherrschen, und auch ihr weltliches Gebiet, wie das kirchliche, möglichst zu vergrößern; darnach strebten sie unaufhörlich: und sie erreichten nunmehr das große Ziel völlig, nach dem sie seit Jahrhunderten gestrebt hatten. Eine Zeit lang fühlten sie noch ihre schuldige Abhängigkeit von den Deutschen Kaisern. Als insonderheit Bene-

1038. dikt der Neunte, den die Römer mehr als einmal

wegen

wegen seiner Ausschweifungen absezten, die päpstliche Würde an Gregor den Sechsten verkauft hatte, und neben diesen beiden noch der von den Römern gewählte Sylvester der Dritte jene Würde zu behaupten suchten: ließ der Kaiser Heinrich der Dritte alle drey auf einer Synode vor unwürdige Päpste erklären, und an ihrer Stelle einen Deutschen Bischof, Clemens den Zweyten, auf diesen Thron befördern. Bald aber zeigte sich den Päpsten eine neue Gelegenheit, ihre Macht zu erweitern. Vor einiger Zeit war eine Schaar Normänner in das untere Italien gekommen, wo sie ansehnliche Eroberungen machten. Der Päpst Leo der Neunte, der schon die Stadt Benevent in jenen Gegenden von dem erstgedachten Kaiser eingetauscht hatte, wollte diese unternehmenden Krieger nicht zu Nachbarn haben; er war auch für die dortigen Güter seiner Kirche besorgt, in welche sie streiften. An der Spitze also eines Kriegsheeres wollte er sie nöthigen, die eroberten Ländereyen zu verlassen. Dieser Versuch lief zwar so unglücklich ab, daß sein Heer geschlagen, und er selbst gefangen wurde. Doch einer seiner nächsten Nachfolger, Nicolaus der Zweyte, verglich sich desto glücklicher mit den Normännern. Beide Theile fanden ihren Vortheil darinne, sich mit einander gegen die Kaiser zu vereinigen. Daher ließ sich der vornehmste Normännische Fürst und Held, Robert Guiscard, von dem Papste die Herzogthümer Apulien und Calabrien bestätigen; auch sich das noch den Griechen und Saracenen zu entreißende Sicilien schenken; und sich für alles dieses zum Lehnsmann des Apostels Petrus, das heißt, der Päpste, erklären; zugleich versprach er ihnen für sich und seine Nachkommen eine jährliche Steuer. Eben dieser Papst Nicolaus veränderte die bisher übliche Wahl der Päpste. Alle Geistliche

J. n. C. G. 1044. 1046. 1053. 1059.

J. n. C. G. liche zu Rom und die Römer überhaupt hatten daran Antheil gehabt; daraus waren aber öfters Partheyen und Unruhen entstanden. Er verordnete daher, daß künftig nur die sieben Bischöfe in der Nähe Roms, und die acht und zwanzig Pfarrer der Hauptkirchen die-
1059. ser Stadt die gedachte Wahl vollziehen sollten. Dazu sind im folgenden Jahrhunderte noch andere angesehene Geistliche zu Rom gekommen: und diese insgesammt haben unter dem alten, aber in seiner Bedeutung mehrmals veränderten Nahmen der Cardinäle, das ausschließende Recht, einen Papst zu wählen, bis auf unsere Zeiten beybehalten.

Um diese Zeit war auch der vor hundert Jahren zwischen der Griechischen und Lateinischen Kirche entstandene Streit wieder erneuert, und bis zu ihrer völligen Trennung von einander, getrieben worden. Michael Cerularius, Patriarch
1053. von Constantinopel, warf den abendländischen Christen öffentlich vor, daß sie sich des ungesäuerten Brodts im Abendmahl bedienten; Blut und Ersticktes äßen; Priester hätten, die ihren Bart nicht wachsen ließen; und was der Kleinigkeiten mehr waren. Die Gesandten, welche Leo der Neunte, zur Beylegung dieser Händel, auf Verlangen des Griechischen Kaisers nach Constantinopel schickte, verfehlten diese Absicht gänzlich. Ein stolzes Schreiben des Papstes an den Patriarchen, und das beleidigende Betragen seiner Gesandten, (darunter der Cardinal Humbert der vor-
1054. nehmste war) die einen Bannfluch wider den Cerularius in seiner Hauptkirche selbst niederlegten, verstärkten nur die Erbitterung beider Partheyen. Ihre wechselseitigen Verketzerungen, Bannflüche und Streitschriften haben seitdem Jahrhunderte lang fortgedauert.

Damals regierte eigentlich zu Rom bereits seit mehrern Jahren, ein Mann von großen Gaben; aber herrsch-

herrschsüchtig und arglistig in hohem Grade: Hildebrand, Archidiakonus, in der Folge Cardinal der Römischen Kirche. Die Päpste wurden durch seine Rathschläge geleitet; schon suchte er auch das alte Bestätigungsrecht der Kaiser über die neugewählten Päpste umzustoßen. Endlich wurde er selbst Papst, unter dem Nahmen Gregors des Siebenten. Für seine ungeheuren Entwürfe war eben jezt die günstigste Zeit, indem das kaiserliche Ansehen in Deutschland und Italien durch die lange Minderjährigkeit Heinrichs des Vierten viel gelitten hatte; Gregor aber sich auf den Beystand der Normännischen Herzoge, und der mächtigsten Fürstinn von Italien, der Markgräfinn Mathildis, verlassen konnte. Er verbot also dem Kaiser die Belehnung der Prälaten seines Reichs durch Ring und Stab; forderte ihn, da derselbe sein Recht nicht fahren lassen wollte, vor seinen Richterstuhl; als aber dieser ihn absezte, belegte er ihn mit dem Kirchenbanne, erklärte ihn auch vor abgesezt, und entband seine Unterthanen von der ihm geschwornen Treue. Heinrich, fast von jedermann verlassen, demüthigte sich bis zur Kirchenbuße unter Gregors Augen, um die Loßsprechung vom Banne zu erlangen. Allein dieser suchte ihn immer noch vom Throne zu entfernen. Darüber kam es zum Kriege, und zu andern Ausbrüchen der Erbitterung zwischen beiden; der Papst sezte Heinrichen einen andern Kaiser entgegen; (denn er wollte nun diese Fürsten bestätigen, von denen sonst die Päpste, als von ihren Landesherren, bestätigt worden waren;) sah zwar Rom selbst von dem Kaiser erobern, und sich in der Engelsburg eingeschlossen; wurde aber von dem Herzoge Robert Guiscard gerettet. Wie er den Kaiser mißhandelte: so brachte er auch fast alle übrige Könige von Europa unter die Botmäßigkeit seines Stuhls; er deutete ihnen an,

J. n. C. G. 1061. 1073. 1075. 1076. 1077. 1080. 1083. ff. 1085.

an, daß sie Lehnsleute desselben wären, und ihm eine jährliche Steuer zahlen müßten. Was manche vorhergehende Päpste schon versucht hatten, dem Clerus den ehelosen Stand aufzudringen, das betrieb er mit noch größerm Nachdrucke; doch hierinne allein fand er einen nicht zu überwältigenden Widerstand. Die Markgräfinn Mathildis schenkte ihm oder der Römischen Kirche alle ihr Lehns- und Erbgüter, die ein sehr großes fürstliches Gebiet im obern und mittlern Italien ausmachten; ein starker Schritt zur päpstlichen Besitznehmung von ganz Italien, wenn diese Schenkung zur völligen Würksamkeit gekommen wäre. Gregor gründete die geistliche und weltliche Herrschaft der Päpste über Europa so vollkommen, daß er als Stifter ihrer Monarchie anzusehen ist. Wenn er gleich einige Mißbräuche abzustellen suchte; so ist doch der gränzenlose Uebermuth, mit welchem dieser christliche Bischof jede rechtmäßige Macht zu Boden trat, gar keiner Vertheidigung fähig.

Seine Nachfolger baueten nun sicher auf den von ihm gelegten Grund. Einer der nächsten, Urbanus der Zweyte, verleitete selbst den ältesten Sohn des Kaisers zur Empörung wider ihn; erneuerte den Bann gegen denselben, und untersagte allen Geistlichen, irgend einem Fürsten zu huldigen. Aber er versezte auch unzähliche Christen in eine seltsame Begeisterung, durch welche er den ersten Kreuzzug oder vermeinten heiligen Krieg mit den Türken stiftete, denen Palästina mit den sogenannten heiligen Oertern daselbst entrissen werden sollte. Dieses neue Mittel, die Oberherrschaft der Päpste auszubreiten, das durch den besondern Schutz, in den sie Hunderttausende, vom Fürsten an gerechnet, nahmen; durch den Ablaß, welchen sie ihnen für ihre Kriegslust ertheilten; durch die

1091. 1095. 1096.

Re-

Religion selbst, in deren Nahmen sie die Oberaufsicht dabey führten, und durch das Gebiet, welches für sie in Asien erworben wurde, würksam ward, hatte wenigstens im Anfange einen scheinbar glücklichen Fortgang für die Christen. Außer andern Städten in Klein-Asien und Syrien, eroberten sie Jerusalem selbst, das große Ziel ihrer Wünsche, und riefen den Herzog von Lothringen, Gottfried von Bouillon, zum Könige des daselbst zu errichtenden Reichs aus. Es hatte das Ansehen, daß das Christenthum, welches seit hundert Jahren von keiner heydnischen Nation in den Abendländern angenommen worden war, und seit einigen Jahrhunderten zwar die Nestorianer im nördlichen und östlichen Asien fortpflanzten; aber die Araber und Türken in den südlichen und westlichen Gegenden dieses Welttheils desto mehr eingeschränkt oder gar unterdrückt hatten, nunmehr daselbst wieder hergestellt werden dürfte.

J. n. C. G. 1099.

Allein die Religion gewann weit weniger durch die Kreuzzüge einige, auch nur unbedeutende, Vortheile, zumal entehrt durch das Betragen der meisten, welche sie anstellten, als die Päpste. Diese, welche sie zweyhundert Jahre hindurch immer zu erneuern suchten, und mit der Geistlichkeit benützten, fuhren fort, ihre neuerworbene Macht, unter vielen Streitigkeiten mit den Fürsten ihrer Kirche, zu behaupten. Zwar wurde Paschalis der Zweyte von dem Kaiser Heinrich dem Fünften zu dem Vergleiche genöthigt, daß, wenn die Kaiser der Belehnung ihrer Prälaten mit dem Ring und Stab entsagten, diese ihnen auch alle von denselben empfangene landesherrliche Rechte zurückgeben sollten; und bald darauf, als ein Gefangener des Kaisers, zu einem andern, durch welchen ihm sein altes Belehnungsrecht

1111.

J. n. C. G. völlig zugestanden wurde. Doch auch dieser Vergleich wurde bald wieder aufgehoben. Erst zehn Jahre darauf machte ein neuer zwischen dem Kaiser und Calix-
1122. tus dem Zweyten zu Worms geschlossener diesen fast funfzigjährigen Händeln ein Ende. Kraft desselben begnügten sich die Kaiser, ihre Bischöfe und Aebte mit dem Scepter, gleich weltlichen Fürsten, zu belehnen, und hörten also noch merklicher auf, Oberhäupter der Deutschen Kirche zu seyn. Dafür wurde ihnen das Recht eingeräumt, bey der Wahl ihrer Prälaten gegenwärtig zu seyn, und, wenn sie zwiespältig ausfiele, mit Zuziehung anderer Bischöfe darüber zu entscheiden. Dieses Deutsche Kirchengesez ist zwar seitdem überhaupt in Gültigkeit geblieben; aber das gedachte Recht der Entscheidung haben die Kaiser nach und nach den Päpsten überlassen müssen.

Sehr oft kamen nunmehr Gelegenheiten, wo diese kirchlichen Monarchen zeigen konnten, wie groß bereits ihre Macht sey; oder auch neue Stüzen derselben erlangten. Als sich die Eroberungen der Normännischen Fürsten, Neapel und Sicilien, zu einem Königreiche gebildet hatten: krönte Anaklet der Zweyte
1130. te Rogern zum ersten Könige beider Sicilien, und belehnte ihn damit; so wie bereits sein Vater zum gebohrnen Legaten des Papstes ernannt worden war. Einige Zeit darauf nahm zwar Alfons, Graf
1139. von Portugal, den königlichen Titel an; allein In-
1142. nocentius der Zweyte bestätigte denselben erst nach einigen Jahren, mit der Bedingung, daß das neue Reich eine jährliche Steuer zahlen, und von dem heil. Petrus oder von der Römischen Kirche, zur Lehn gehen sollte. In eben diesen Jahren wurden die Päpste zu Rom selbst mit einer unerwarteten Gefahr bedroht.

Hier, wo sie schon lange mehr vermochten, als die Kaiser, trat Arnold von Brescia mit der Lehre auf, daß die Päpste und der gesammte Clerus von ihren unermeßlichen Reichthümern zu dem nothdürftigen Unterhalte, den dieser Stand in den ersten Jahrhunderten genossen hatte, zurückgeführt werden müßten. Er machte so viel Eindruck, daß die Römer sich wider die Päpste empörten; sie riefen endlich den Kaiser Conrad den Dritten, dem sie sich ergeben wollten, in ihre Stadt. Aber Eugenius der Dritte und der Abt Bernhard von Clairvaux beredeten ihn vielmehr, einen Kreuzzug vorzunehmen, dessen Ausgang sehr unglücklich war, und dem Papste Zeit ließ, sich zu Rom wieder festzusezen. Um gleiche Zeit schrieb der Mönch Gratianus zu Bologna eine Sammlung von Kirchengesezen, die zugleich Quelle und Lehrbuch des neuern geistlichen oder päpstlichen Rechts wurde; ächte und unächte, alte und neue Verordnungen enthielt und verglich: alles zur Unterstüzung der päpstlichen Anmaaßungen, und der noch übrig gebliebenen zahlreichen Vorrechte des Clerus. Sie erhielt daher auch bald ein gesezmäßiges Ansehen; wurde die Grundlage von dem Gesezbuche der Päpste, und half diesen desto mehr nicht nur ein gleiches Ansehen mit den Fürsten und ihren Gesezen, sondern ein noch höheres und entscheidenderes bey allen Rechtsfragen, welche ihnen und der Geistlichkeit wichtig seyn konnten, zu behaupten.

J. n. C. G. um 1139. 1146. 1147. 1151.

Jezt war freylich mit Friedrich dem Ersten ein Kaiser auf den Thron gelangt, der eben so viele Fähigkeit als Entschlossenheit besaß, die ihm gebührende Oberherrschaft über die Päpste, und seine Rechte in Italien aufrecht zu erhalten. Adrian der Vierte fühlte solches zuerst, als er sich das Ansehen gab,

J. n. C. G. 1155. 58. die Kaiserkrone ertheilen zu können. Allein da Friedrich Alexandern den Dritten nicht als Papst erkennen wollte: verstärkte sich dieser durch seinen Bund mit den großen Lombardischen Städten, die sich wider den Kaiser empörten, und mit dem Könige beider Sicilien; endlich wurde der Kaiser doch, nach fünf größtentheils siegreichen Feldzügen in Italien, genö-
1177. thigt, sich vor Alexanders Hoheit zu demüthigen, und beschloß seine vielen Unternehmungen mit einem Kreuzzuge, in dem er das Leben einbüßte. Alexander behielt noch über einen andern Fürsten von nicht geringerm Verstande und Muth, über Heinrich den Zweyten, König von England, durch Hülfe eines seiner eifrigsten Anhänger, Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury, die Oberhand. Um die ausschweifenden Ansprüche und Sitten der Geistlichen in jenem Lande einzuschränken, waren von den Reichs-
1164. ständen Geseze gegeben worden, durch welche sie wegen Verbrechen den weltlichen Gerichten unterworfen, der König vor ihren höchsten Richter erklärt, und ihnen Beysteuern zu öffentlichen Bedürfnissen auferlegt wurden. Diese Geseze erklärte der Papst größtentheils vor ungültig; auch Becket verwarf sie, ob er sie gleich unterschrieben hatte. Genöthigt, sich deswegen ausserhalb England zu flüchten, belegte er, von dem Papste unterstüzt, beynahe alle Anhänger des Königs mit dem Banne. Dieser mußte mit ihm einen erniedri-
1170. genden Vergleich schließen: und da Becket bald darauf wegen seines neuen Uebermuths ermordet ward, wurde er als ein Heiliger angerufen, bey dessen an Wundern fruchtbarem Grabe selbst Heinrich die
1190. strengste Büßung übernahm. Ein Kreuzzug, den der folgende Englische König Richard nach Palästina, unglücklich genug, anstellte, bewies wenigstens seine Ergebenheit gegen die Päpste.

Wäh-

Während daß diese überall unwiderstehlich wurden, fühlten sie noch einen sehr kleinen Rest ihrer ehemaligen Abhängigkeit von den Kaisern zu Rom und in den umliegenden Gegenden. Auch dessen mußte sich Innocentius der Dritte zu entledigen. Da nach dem Tode des Kaisers Heinrichs des Sechsten, sein Prinz und bestimmter Nachfolger, Friedrich, nur noch ein Kind, und als König von Sicilien sogar von dem Papste abhängig war: bediente er sich dieser so günstiger Umstände zur völligen Gründung des päpstlichen Fürstenthums im mittlern Italien. Er nöthigte den kaiserlichen Statthalter zu Rom, ihm den Eid der Treue zu leisten, und entzog diese Hauptstadt, über welche die Kaiser noch einigen Schatten ihrer alten Oberherrschaft behaupteten, denselben auch dem Nahmen nach auf immer. Eben so geschwind brachte er den Herzog von Ravenna, den Markgraf von Ancona, den Herzog von Spoleto, und den Graf von Aßisi, lauter kaiserliche Statthalter, so weit, daß sie ihm alle diese Länder überlassen mußten. Er gab dabey vor, daß er weiter nichts thüe, als der Römischen Kirche dasjenige wieder zu verschaffen, was ihre Feinde ihr mit Unrecht entrissen hätten: und der verworrene Zustand Deutschlands, nebst dem Verfall des kaiserlichen Ansehens, in diesem Lande, wie in Italien, befestigten seine verwegenen Anmaaßungen.

J. n. C. G.

1198.

Auf der andern Seite stieg zwar, in diesen nächsten hundert Jahren nach Gregor dem Siebenten, die Macht des Clerus nicht in gleichem Verhältnisse mit der päpstlichen; vielmehr hatten die Bischöfe durch diese manches von ihren alten Rechten verloren; sie waren nur Diener und Werkzeuge derselben geworden. Aber sie und die Mönche blieben doch mit den Päpsten durch

J. n. C. G. einerley Vortheile, durch die große Absicht, im Nahmen der Religion den Verstand, das Gewissen, die Sitten und das Geld der Christen in ihre Gewalt zu ziehen, so genau verbunden, daß sie einander stets wechselsweise unterstützten, und zusammen Ein großes Reich, die heilige Kirche, ausmachten. Daher wurde auch die seit einiger Zeit angefangene und nunmehr sehr erweiterte philosophisch=scholastische Reformation der Theologie, weder den Päpsten nachtheilig, noch eine würkliche Verbesserung des eingeführten Lehrbegriffs. Peter Abälard, der zu Paris und andern Orten die Philosophie und Theologie mit größerm Ruhm als jemand vor ihm, außer den gewöhnlichen Schulen, lehrte, wurde eben deswegen verketzert und verfolgt, weil er in der herrschenden Glaubenslehre entweder Veränderungen anbringen; oder doch seinen spitzfindigen Gedanken zu viel Platz einräumen wollte. Auch Gilbert von Porree, Bischof von Poitiers, hatte dieses Schicksal, weil wenigstens der Schein von irrigen Neuerungen wider ihn war. Vorsichtiger als sie, war Peter Lombard, Bischof von Paris, auf eben diesem Wege, und wurde daher der Anführer aller scholastischen Theologen. In seinen vier Büchern theologischer Lehrsäze sammelte er diese nicht nur aus den rechtgläubigsten Kirchenlehrern, in brauchbarer Ordnung und Vollständigkeit; sondern traf auch dabey eine bescheidene Auswahl von Kunstwörtern, Fragen und Untersuchungen. Jezt war der Vorzug der philosophischen, wenn gleich im Grunde gar nicht genau und streng prüfenden, Lehrart schon entschieden. Paris wurde ihr vornehmster Siz, wo sich die Universität zu bilden anfieng: eine alle bisherige Schulen verdunkelnde neue Einrichtung, die durch Lehrer aller Wissenschaften und Künste in zahlreiche Gesellschaften vereinigt,

[Margin: st. 1142. — 1147. — st. 1164.]

einigt, der Gelehrsamkeit eine neue Vollkommenheit versprach, wenn nicht ihre Abhängigkeit von den Päpsten, irrige Methoden und Disputirsucht sie lange Zeit daran gehindert hätten.

J. n. C. G.

Anfänglich waren die alten Theologen, Mönche und Mystiker mit der scholastischen Theologie sehr übel zufrieden. **Bernhard**, Abt von Clairvaux, war unter ihnen der allerangesehenste. Die Philosophie, welche er nicht kannte, schien ihm der Religion gefährlich zu seyn, und sein Eifer für die Rechtgläubigkeit gieng bis zum Verfolgungsgeiste. Er stand in dem Ruf eines Mönchsheiligen; hatte viele Anlage zur Beredtsamkeit, und regierte oft Fürsten und Päpste. Bey einer geringen Wissenschaft suchte er doch die Religion der heiligen Schrift abzulernen; es gelang ihm auch, manche Wahrheiten, besonders von der ächt christlichen Frömmigkeit, richtiger einzusehen, und fruchtbar vorzutragen. Seinen **Cistercienser**mönchen verschaffte er auf einige Zeit eine so glänzend gebesserte Gestalt, daß man sie von ihm **Bernhardiner** nannte. Eine solche Erneuerung älterer strenger Verfassungen brachte auch der Deutsche Edelmann **Norbert**, zulezt Erzbischof von **Magdeburg**, bey den **Canonicis** an. Die Gesellschaft derselben, welche er zu **Premontre** in Champagne stiftete, bekam davon den Nahmen der **Prämonstratenser**; sie blieben so lange ehrwürdig, bis auch ihre Sitten durch Reichthümer verfälscht wurden. Eben darum legten einige schon jezt den Grund zu **Bettelmönchsorden**, welche dieser Ausartung durch eine pflichtmäßige Armuth entgehen sollten. So versammlete der Italiäner **Berthold** auf dem Berge Carmel in Palästina eine Anzahl frommer und dürftiger Büßender, aus denen nachmals der **Carmeliterorden** in Europa erwachsen ist.

g. 1153.

1121.

1165.

J. n. C. G. 1100. ff. ist. Mehr eine seltsame Neuerung hingegen war der Orden von Fontevraud, in welchem Robert von Arbrißelles männlichen und weiblichen Klöstern eine gemeinschaftliche Aebtissinn vorsezte. Aber die lange versuchte Ehelosigkeit des geistlichen Standes wurde jezt demselben von den Päpsten völlig aufgedrungen; ohne daß häufige Uebertretungen ihres Verbots, und noch zahlreichere unzüchtige Ausschweifungen in diesem Stande, hätten vermieden werden können.

Getheilt also in Mystiker und Scholastiker, arbeiteten die abendländischen Theologen seit dieser Zeit nach ihren verschiedenen Grundsäzen, und kein Theil mit ausnehmendem Nuzen für die Religion; bisweilen glaubten sie auch beide Methoden mit einander verbinden zu können. Unter die vorzüglichsten, welche dieses leztere thaten, gehören Hugo von St. Victor, (st. 1140.) regulirter Canonicus zu Paris, der scharfsinnig über die Glaubenslehren schrieb, und die gemeinen Mystiker weit hinter sich zurückließ; Richard, der in eben demselben Kloster als Prior lebte, (1178.) der vornehmste Mystiker seiner Zeiten; und Rupprecht von Duits, (1135.) Abt dieses Klosters in der Nähe von Cöln; der geschickteste Schriftausleger seines Jahrhunderts. Petrus, (st. 1178.) mit dem Beynahmen Comestor, Kanzler der Universität Paris, hinterließ ein Handbuch der biblischen Geschichte, das mehrere Jahrhunderte beym öffentlichen Unterrichte gebraucht worden ist. Es gab noch andere gute Köpfe, welche glückliche Anlagen als Schriftsteller gezeigt haben; aber nirgends findet sich ein trefflicher Theologe, der die gelehrten Erfordernisse seiner Wissenschaft beysammen gehabt hätte. Der Engländer Johann von Salisbury, (st. 1180.) Bischof von Chartres, übertraf zwar an Gelehrsamkeit, selbst

aus

aus dem Alterthum geschöpfter, alle andere; aber die Anwendung, welche er freymüthig und mit richtigem Geschmack davon machte, traf die Theologie nicht. So fehlte es auch der Griechischen Kirche keinesweges an Lehrern von vieler Wissenschaft; aber für das Religionsstudium leisteten sie wenig. Eustathius, Erzbischof von Thessalonich, bewies sich als den trefflichsten Ausleger Homers; Theodorus Balsamon, ein ansehnlicher Kirchendiener zu Constantinopel, machte sich um das Kirchenrecht verdient; andere sammelten Geschichtbücher, oder sezten theologische Streitschriften auf. Nur Euthymius Zigabenus, ein Mönch in der gedachten Hauptstadt, zeichnete sich als einen bessern Schrifterklärer aus.

J. n. C. G. 1180. 1190. 1118.

So wenig indessen die scholastischen Theologen dieser Zeit, bey der Bearbeitung des herrschenden Lehrbegriffs, eine prüfende und läuternde Absicht hatten; so begegnete es ihnen doch nicht selten, daß, indem sie denselben durch ihre besondern Erklärungen und Meinungen zu unterstützen suchten; oder bereits vorhandene, aber noch streitige, in Schutz nahmen, daraus würkliche Veränderungen des Glaubens nach und nach entstanden. Dazu trugen auch ihre Unwissenheit in der ältern Kirchensprache, und Geschichte der Glaubenslehre; ihre Unfähigkeit, die heilige Schrift auszulegen, und andere ihrer Mängel, nicht wenig bey. Kein Wort war von den ältern lateinischen Christen vieldeutiger gebraucht worden, als Sacrament; Gnadenmittel, Geheimnisse, Bilder von göttlichen und heiligen Dingen, besonders aber viele kirchliche Cärimonien, auch sehr unerhebliche, wurden dadurch angezeigt. Allmählich hob man sieben Gegenstände aus allen diesen Gattungen aus, und begriff sie, als wenn es lauter Gnadenmittel wären, alle un-

J. n. C. G.

ter dem Worte Sacrament. **Peter Lombard**, und die folgenden vornehmsten **Scholastiker**, gaben dieser kirchlichen Lehrart das nöthige Ansehen: und so geschah es, daß man sieben Sacramente: **Taufe, Abendmahl, Priesterweihe, Firmelung, Kirchenbuße, Ehe und lezte Oelung**, glaubte; wiewohl die Päpste erst mehrere hundert Jahre später dieses feyerlich zu einem Glaubensartikel machten. In der Lehre vom heiligen **Abendmahl**, hatte die **Brodtverwandlung** seit ohngefähr zweyhundert Jahren schon größtentheils die Oberhand gewonnen. Jezt da sich die **Scholastiker** für dieselbe erklärten, und das neuerfundene Wort **Transsubstantiation** zu ihrer Bezeichnung in Gang brachten: neigte sich alles noch mehr auf diese Seite. **Peter Lombard** und **Hugo von St. Victor** hatten den Einfall, woran weder **Christus** und die Apostel, noch die alte Kirche gedacht hatten, daß sowohl unter dem geweihten Brodte, als unter dem geweihten Weine, der ganze **Christus** dargereicht werde. Das war genug, um zu folgern, es sey zum Genusse des Abendmahls an dem Brodte allein genug: und dieses wurde die erste Veranlassung, den **Laien im Abendmahl den Kelch zu entziehen.** Selten widersezte sich noch ein gutmeinender Eiferer dem Aufkommen neuer Lehrsäze. Die gottesdienstliche Verehrung der Jungfrau **Maria** war bereits überaus hoch gestiegen; ihrem und dem Fortgange des Aberglaubens überhaupt, thaten weder philosophische Theologen, noch Mystiker, Einhalt. Allein da einige Gemeinen in Frankreich anfiengen, die **unbefleckte**, oder ohne Erbsünde erfolgte, **Empfängniß der heiligen Jungfrau** durch ein jährliches Fest zu begehen: mißbilligte solches **Bernhard von Clairvaux** lebhaft. Er hat aber doch nicht verhindern können, daß diese Lehre nach und

um 1140.

nach

nach beynahe allgemein in der Römischen Kirche angenommen worden ist.

J. n. C. G.

Ein solcher Zustand der Religion, des christlichen Gottesdienstes und Lehramtes mußte endlich viele Christen aufmerksam, und nach einer Besserung desselben begierig machen. Würklich waren sie auch niemals noch so zahlreich in dieser Gesinnung aufgestanden, und hatten selbst so nachdrückliche Versuche dieser Art gemacht, als jezt, da jedes freyere Emporstreben der Christen von den Päpsten unterdrückt wurde. Eine große Gesellschaft derselben bildete sich unter dem Nahmen der Waldenser, oder Vaudois. Ihren Nahmen bekam sie von Peter von Vaux, oder Waldus, einem Kaufmanne zu Lyon, der sich durch einige übersezte biblische Bücher richtigere Einsichten vom christlichen Glauben verschafft hatte. Dieser verband sich mit einigen andern als ihr Lehrer; sie lebten fromm ohne Cärimonieentand, streng und arm; aber sie drangen auch schlechterdings darauf, daß die Kirche und ihre Lehrer, weil sie seit langen Jahrhunderten ausgeartet wären, in ihre erste Verfassung wieder hergestellt werden müßten. Daher verwarfen sie nach und nach auch das Meßopfer, die Heiligenanrufung, das Fegfeuer, und andere Zusäze, welche zu dem Christenthum gemacht worden waren. Nachdem sie sich im südlichen Frankreich und im obern Italien stark ausgebreitet hatten, fiengen auch ihre Verfolgungen und zulezt ihre Hinrichtungen an. Auch waren aus dem vorhergehenden Jahrhunderte noch große Haufen der vor Manichäer gehaltenen Keter, unter dem Nahmen von Catharern, und andern, besonders unter der Benennung Albigenser, (weil sie im Landesstriche von Alby, im heutigen Languedoc, ihren Hauptsiz hatten,) übrig, wider welche Alexander der Dritte die schärf-

um 1170.

1179.

schärfsten Befehle, selbst zum Kriege wider sie, mit versprochenem Ablasse, gab. Kleinere Partheyen, welche von der herrschenden Kirche und ihrem Oberhaupte abfielen, indem sie mancherley kirchliche oder Religionsverbesserungen forderten, konnten sich noch weniger lang gegen die Macht, welche früher oder später doch endlich alle ihre Feinde zu Grunde richtete, erhalten. Außer dem schon gedachten **Arnold von Brescia**, der den Papst und den fürstlichen Clerus ganz zu erniedrigen suchte, arbeitete ein Priester im mittäglichen Frankreich, **Peter von Bruys**, zwanzig Jahre daran, und nicht ohne Erfolg, andere davon zu überzeugen, daß man sich keiner **Kirchen noch Kreuze** bedienen, und nur **Erwachsene taufen** dürfe; daß Gebet und andere Verwendungen den Todten nichts helfen; ingleichen, daß im Abendmahl nur Bilder des Leibes und Blutes Christi vorhanden wären; **bis man ihn endlich verbrannte.** Ein anderer Anführer einer abgesonderten Religionsgesellschaft, ebenfals in Frankreich, der Mönch **Heinrich**, wollte auch die Kindertaufe, die Feste und das kirchliche Cärimoniel überhaupt abgeschafft; besonders aber **die Sitten der christlichen Lehrer gebessert** wissen. Der Papst schickte ihn ins Gefängniß, in welchem er gestorben ist. Andere solche Partheyen, oder einzele Christen, brachten noch weniger Kenntnisse zu ihren Verbesserungen; alle aber verrathen doch den sich regenden Freyheitssinn dieser Zeit. Die **Bogomilen** der Griechischen Kirche, deren Anführer man verbrannte, weckten, wie viele andere, die **Manichäischen** Lehrsäze auf.

J. n. C. G.

1130.

1148.

1111.

Daß mittlerweile immer auch für **die Ausbreitung des Christenthums** unter den heydnischen Nationen gesorgt wurde, war öfters mehr eine Frucht von

Er-

Eroberungen oder Handlungsentwürfen. So hatte Boleslav, Herzog von Pohlen, die Pommern bezwungen, und es ihnen als Pflicht auferlegt, Christen zu werden. Der Bischof von Bamberg, Otto, beförderte solches durch seinen Unterricht; er stiftete für sie das Bißthum Wollin. Als Waldemar der Erste, König von Dänemark, die an der Pommerschen Küste liegende Insel Rügen eingenommen hatte, nöthigte er auch ihre Einwohner, seine Religion anzunehmen; Absalon, Erzbischof von Lunden, that dabey gute Dienste. Der Schwedische König Erich der Neunte, oder der Heilige, zwang gleichfals die von ihm überwältigten Finnländer, sich durch den Bischof von Upsal, Heinrich, taufen zu lassen. Eben diese Folge hatten die Siege Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sachsen und Baiern, über die Slavischen Nationen längs der Ostsee; unter welchen er die Bißthümer zu Schwerin, Razeburg, und Aldenburg im Holsteinischen, nachmals zu Lübeck, anlegte. Doch hatte bereits lange vorher der Geistliche Wizelin, durch seine Unterweisungen, viele Slaven jener Gegenden zu einer solchen Religionsveränderung gebracht. Um gleiche Zeit gab auch durch seine gegen sie glücklichen Waffen Albrecht der Bär, erster Markgraf von Brandenburg, in diesem Lande, und in dem heutigen Sächsischen Kurkreise dem Christenthum einen festen Sitz. Einige Kaufleute aus Bremen oder Lübeck, die nach Liefland handelten, nahmen den Canonicus Mainhard mit sich, damit er die Heyden dieses Landes bekehren möchte. Da er hierinne nur einen geringen Fortgang hatte: wurden auf Anrathen des Papstes kriegerische Schaaren dahin geführt. Besonders waren es Heere von Sachsen, welche die Liefländer bekriegten, und ihnen das Christenthum aufnöthigten. Die Festung Riga wurde erbauet,

J. n. C. G.
1124.
1168.
um 1160.
1160. ff.
um 1186.
1198. ff.

erbauet, und der Orden der Schwerdtritter mit Genehmigung des Papstes errichtet; so verlor diese heydnische Nation nach und nach ihr Land, ihre Güter, ihre Freyheit, und ihren alten Glauben.

Solcher geistlicher Ritterorden waren in diesen Jahrhunderte schon mehrere bey Gelegenheit der Kreuzzüge in Palästina gestiftet worden: zwar nicht eben mit der ersten Absicht, die christliche Religion bewaffnet fortzupflanzen; aber sie haben doch in der Folge auch dazu dienen müssen. Bald nach der Eroberung von Jerusalem, bildete sich daselbst eine Gesellschaft von Rittern des heil. Johannes des Täufers, auch Hospitalritter genannt, weil sie in dem dortigen Spital die kranken Pilgrime pflegten. Zeitig zog ein Theil derselben wider die Muhammedanischen Nationen in den Krieg, um die über sie gemachten Eroberungen zu sichern oder zu erweitern. Sie haben sich bis jezt in Europa unter dem Nahmen Maltheser-Ritter erhalten. Nicht lange darnach kam auch zu Jerusalem der Orden der Tempelherren zu Stande. Seine Benennung entstand von einem Hause, das er in der Nähe des ehemaligen Tempels Salomons besaß; und seine Bestimmung war, die christliche Religion in den Morgenländern wider die Ungläubigen mit den Waffen zu schützen; vornehmlich aber den Wallfahrern Sicherheit ihrer Wege zu verschaffen. Er wurde nachmals so übel berüchtigt, daß ihn die Päpste nach ohngefähr zweyhundert Jahren wieder aufhoben. Allein der dritte dieser Orden, der Deutschen Ritter, oder der Marianer-Orden, weil er der Jungfrau Maria zu Jerusalem gewiedmet wurde, führte würklich mit seinem Schwerdte den christlichen Glauben in einem großen Lande ein. Aus lauter Deutschen Edelleuten zusammengesezt, beschäftigte

1099.

1120.

1118.

1190.

tigte sich dieser Orden anfänglich mit der Wartung kranker und verwundeter Soldaten in Palästina; vertheidigte aber ebenfals dieses Land wider die Ungläubigen. Nachdem er dasselbe hatte verlassen müssen: rief ihn der Herzog von Masovien zum Beystande gegen die Preußen. Daraus entsprang ein drey und funfzigjähriger Krieg zwischen dieser heydnischen Nation und den Deutschen Rittern, denen auch viele Krieger aus andern christlichen Nationen, durch den angebotenen Ablaß der Päpste aufgemuntert, Hülfe leisteten. Er endigte sich damit, daß die Preußen überwältigt wurden; viele tausend das Leben verloren, und die übrigen zum Christenthum treten mußten.

J. n. C. G. 1230. 1283.

Gerade um die Zeiten, da dieser von den Kreuzzügen und für sie erzeugte Orden das durch so viel Blutvergießen christlich und Deutsch gewordene Preussen ruhig zu beherrschen anfieng, nahmen auch jene zur Wiederherstellung des christlichen Religionsbekenntnisses in den Morgenländern unternommene Kriege ein unglückliches Ende. Zwar hatte man sie seit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts mehrmals erneuert. Einer dieser Züge bekam sogar eine für die Päpste unerwartet günstige Wendung: Französische und Venetianische Kreuzfahrer machten sich zu Herren von Constantinopel, und von dem übrigen Gebiete der Griechischen Kaiser in Europa. Darauf wurde daselbst ein sogenanntes Lateinisches Kaiserthum errichtet; die kirchliche Gerichtsbarkeit der Päpste darinne eingesezt, und es schien, daß sich die Griechen derselben würden unterwerfen müssen. Doch alles dieses hörte nach einigen funfzig Jahren wieder auf, als die Griechischen Kaiser von neuem zum Besitze des Verlornen gelangten. Desto mehr drangen die Päpste in die abendländischen Fürsten, den verfallenen Angelegen-

1204.

legenheiten der Christen in Palästina aufzuhelfen.
J. n. C. G. 1229. Der Kaiser Friedrich der Zweyte wurde durch ihren Bann endlich genöthigt, mit einer Flotte und Soldaten dahin zu seegeln; fand aber bey seiner beschleunigten Zurückkunft, daß ihm unterdessen der Papst beynahe sein Königreich Neapel weggenommen hatte. Mit weit mehr Eifer, der die Würkung eines 1248. Gelübdes war, zog Ludwig der Neunte, König von Frankreich, an der Spitze eines ansehnlichen Heers, nach Aegypten; büßte aber den größten Theil desselben, und seine eigene Freyheit auf eine Zeit lang ein. 1270. Nach zwanzig Jahren wiederholte er diesen Versuch in der Africanischen Gegend von Tunis, und wurde bald daselbst durch eine Seuche weggerafft. Seitdem konnten die Päpste keinen neuen Kreuzzug zu Stande bringen. Auch gieng zulezt noch der kleine Rest der christlichen Eroberungen im gelobten Lande, Ptolemais, 1291. verloren.

In Europa hingegen wurde unterdessen die Macht der Päpste immer furchtbarer. Innocentius der Dritte, der gleich bey seinem Regie- 1198. u. ff. rungsantritte Rom und ein großes angränzendes Gebiet den Kaisern entrissen hatte; der Kaiser, Spanische und Französische Könige in den Bann that, wenn sie ihm mißfällig waren; über die neugewählten Kaiser mehrere, obgleich widersprechende, Entscheidungen gab; Könige ernannte, und überhaupt Gregors des Siebenten Grundsäze aufs Höchste trieb, mißhandelte vor andern den König von England Johann. Dieser wollte seine Rechte und Vortheile in Besezung der geistlichen Aemter seines Reichs behaupten. Aber 1205. Innocentius nöthigte ihn durch Bann, Absezung, Loßsprechung seiner Unterthanen vom Eide der Treue, 1208. und vollends durch das Verbot des öffentlichen Got-

tes-

tesdienstes in England, welches Reich er dem Könige von Frankreich schenkte, zur uneingeschränkten Unterwerfung. Johann übergab dem päpstlichen Gesandten seine Krone, und bekam sie nur mit der Bedingung von ihm wieder, daß er sein Reich von dem Papste zur Lehn tragen, und ihm eine jährliche Steuer dafür zahlen sollte. Eben dieser Papst entfernte den zum Kaiserthrone gesezmäßig bestimmten Enkel Friedrichs des Ersten, den König von Sicilien, Friedrich, lange von demselben; endlich verhalf er ihm unter dem Versprechen dazu, daß er das gedachte Reich an seinen Sohn abtreten sollte. Den Grafen von Toulouse that er in den Bann; schenkte sein Land einem andern Französischen Großen; schrieb auch wider ihn und seine Unterthanen den ersten Kezerkrieg aus. Zulezt gab er auf einer Synode eine Menge Glaubens- und Kirchengeseze für das ihm unterthänige Europa. Einer seiner Nachfolger, Gregor der Neunte, suchte den Kaiser Friedrich den Zweyten durch wiederholte Bannflüche zu einem Kreuzzuge zu nöthigen. Innocentius der Vierte erneuerte nicht allein diese kirchliche Strafe wider ihn, weil Friedrich die kaiserliche Oberherrschaft in Italien wieder herzustellen beflissen war; sondern entsezte ihn auch seiner Reiche; ließ einen Gegenkaiser wählen, und belegte noch seinen Sohn, den Kaiser Conrad den Vierten, mit dem Banne. Die folgenden Päpste wandten alles an, um dieses Schwäbischkaiserliche Haus um die Sicilianische Krone zu bringen; sie erreichten auch nicht allein diese Absicht; sondern beförderten zugleich den Untergang dieses Hauses mit Conradins Hinrichtung. Gregor dem Zehnten gelang es sogar, auf der Kirchenversammlung zu Lyon eine Vereinigung mit den Griechen zu schließen, welche seine oberste kirchliche Gewalt erkannten; allein sie

J. n. C. G. 1213. 1212. 1209. 1228. 1245. 1246. 1269. 1274.

J. n. C. G. war von kurzer Dauer. Mehr Festigkeit wußten die Päpste ihren angemaaßten Rechten zu geben; der Spanische Dominicaner, Raymund von Pennaforte, erweiterte Gratians Sammlung für dieselben durch die fünf Bücher päpstlicher Geseze oder Decretalen, die er auf Gregors des Neunten Befehl zusammentrug.

1230.

Da die Religion der abendländischen Christen und alle ihre Uebungen auf die Vorschriften der Päpste ankamen: so verordnete nunmehr Innocentius der Dritte, daß die Lehre von der Transsubstantiation im Abendmahl, welche sich seit einigen Jahrhunderten allmählich in der Kirche festgesezt hatte, als ein allgemeiner Glaubensartikel angenommen werden sollte. Er befohl zu gleicher Zeit, daß jedes erwachsene Mitglied seiner Kirche jährlich einmal dem von ihm gewählten Priester alle seine Sünden bekennen, und die von ihm auferlegte Büßung vollstrecken sollte: die vollkommene Einführung der Ohrenbeichte, welche nach und nach an die Stelle des öffentlichen Sündenbekenntnisses gekommen war, und zu ganz andern Absichten als dieses diente. Die neue Meinung des Thomas von Aquino, dem andere Scholastiker nachfolgten, von dem Schatze der Heiligenverdienste, aus welchem der Papst seinen Ablaß ertheile, machte in der Folge so viel Glück, daß sich die Päpste selbst ihrer bedienten. Neu war an sich die Andacht der Geißler nicht, die einige Zeit darauf so anstößig wurde. Sich zur Strafe für seine Sünden geißeln, und andere freywillige Martern übernehmen, um Vergebung und Gnade bey Gott zu erlangen, gehörte längst zu den Begriffen der abergläubischen Frömmigkeit. Aber daß nunmehr große Haufen von Menschen jedes Geschlechts und Standes auf den Straßen

1215.

1260. ff.

Ita-

italiänischer Städte, und von einer Stadt zur an- J. n. C. G.
ern, sich geißelnd und schreyend herumzogen, nicht
sten auch andere Unordnungen und Ausschweifungen
egiengen; das bewog die Päpste bald selbst, ihnen
inhalt zu thun. Hingegen bestätigte Urban der
vierte das Fronleichnamsfest, oder das Fest 1264.
es Leibes Christi, ein Denkmal der Brodverwand-
ng im Abendmahl, dasman zu feyern angefangen hatte,
r allgemeinen Beobachtung. Ueberhaupt vermehr-
n sich die Religionscärimonien und die Gegenstände
r gottesdienstlichen Verehrung ins Unendliche.
elbst das Wohnhaus der Jungfrau Maria
Nazareth nahm darunter einen hohen Platz ein,
chdem es die Engel nach Italien getragen haben 1294.
llen.

Bisher hatte der Aberglaube und die Leichtgläu-
gkeit, welche nach solchen Wundergeschichten und an-
chtigen Uebungen unersättlich begierig waren, nir-
nds mehr Nahrung gefunden, als im Mönchsle-
n. Gleichwohl wurde sie jezt noch ungemein ver-
rkt, und dieses Leben schien sich noch zu einer hö-
rn Vollkommenheit zu erheben, als die Bettel-
önche auftraten. Sie wichen eigentlich von dem
esentlichen der Verfassung der ältesten Mönche ab:
nn weit gefehlt, daß diese hätten betteln dürfen,
ußten sie sich alle ihre wenigen Lebensbedürfnisse durch
andarbeit verschaffen. Allein da alle abendländische
önchsgesellschaften nunmehr reich, und dadurch aus-
artet worden waren: so hoffte man, daß neue, die
h einer freywilligen Armuth wiedmeten, ihrem Stan-
mehr Ehre machen, und der Kirche wichtigere
ienste leisten würden. Dominicus Guzman, ein † 1221.
panischer Canonicus, der den ersten Orden dieser
t in Frankreich und Italien stiftete, ertheilte dem-

J. n. C. G.

selben noch überdieß das Vorzügliche, daß seine Mönche dem Bedürfnisse des **Predigens**, welches überall sehr verabsäumt wurde, abhalfen; und die sogenannten **Ketzer** aufsuchten, bestritten und verfolgten. Sie wurden daher **Dominicaner**, auch **Predigermönche** genannt. 1216. **Honorius der Dritte** genehmigte ihre Gesellschaft; durch die Erlaubniß Beichte zu hören, welche sie bald darauf bekamen, verdunkelten sie die Pfarrer und ihren Gottesdienst noch mehr. Der st. 1226. Italiäner **Franciscus**, aus **Aßisi** gebürtig, errichtete den zweyten der ansehnlichern Bettelmönchsorden. Eine noch strengere Armuth, noch pflichtmäßigeres Betteln, ingleichen die demüthigste Erniedrigung und Bereitwilligkeit zu allen Diensten der Kirche, (weswegen er auch seine Anhänger **Minoriten**, oder die 1223. **kleinern Brüder**, nannte,) erwarben ihm ebenfals bald die päpstliche Bestätigung. Vor dem Glanze der neuen Heiligkeit dieser beiden Orden mußten sich die ältern zurückziehen; sie hatten ihre Wunderthäter in Menge; einer derselben, der Italiänische Franciscaner, st. 1231. **Antonius von Padua**, predigte selbst den Fischen. Je ärmer sie waren, desto **reichlichere Almosen** flossen ihnen zu; desto mehr begnadigten sie die Päpste mit **einträglichen Vorrechten**, unter welchen die **Ablässe** keine der geringsten waren; aber desto **treuer** waren sie auch **den Päpsten** ergeben, welche einige Jahrhunderte hindurch kaum festere Stützen ihres Throns hatten, als diese Orden. Zeitig ließen 1245. sich auch Dominicaner und Franciscaner von den Päpsten als **Missionarien** zu den **Mogolen** schicken, welche seit einiger Zeit **Europa** durch ihre verwüstende Züge so furchtbar geworden waren. Da sogar der 1274. oberste Fürst dieser Nation, **Abaka**, durch Gesandte mit den Päpsten in Verbindung trat: so fertigten diese 1278. immer mehrere der gedachten Mönche dahin ab: und sie

sie waren glücklich genug, im nördlichen Asien, selbst in China, christliche Gemeinen zu errichten. Eben diese Mönche fanden zwar, indem sie sich in so viele Aemter und Geschäfte eindrängten, bisweilen nicht geringen Widerstand. Als besonders die Dominicaner zwo theologische Lehrstellen auf der Universität Paris, welche seit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts zu ihrer völligen Verfassung gelangt war, eingenommen hatten: wollte sie ihnen nur eine derselben verstatten. Einer ihrer Lehrer, Wilhelm von St. Amour, bewies sogar in einem besondern Buche, daß diese Mönchsorden für die Kirche überhaupt gefährlich wären. Aber durch den mächtigen Schutz der Päpste behielten sie doch endlich zu Paris die Oberhand. Ja hier und auf andern hohen Schulen waren sie es nachmals hauptsächlich, welche die Abhängigkeit derselben von den Päpsten sicherten. Zu diesen beiden Orden der Bettelmönche kamen noch die Carmeliter, die nach einem viel frühern Ursprunge, nun erst das Einsiedlerleben mit dem Betteln vertauschten; und die Augustiner-Eremiten, welche der Papst Alexander der Vierte ausbildete. Noch entstand unter den fortdauernden Kreuzzügen der Orden der Trinitaier; oder die Brüder der heil. Dreyeinigkeit von der Auslösung der Gefangenen, welche sie von den Ungläubigen loßkauften. In Italien aber kamen die Serviten, oder Knechte der Jungfrau Maria auf, deren Orden ein einziger Mönch berühmt genug gemacht hat.

J. n. C. G. 1228. 1259. 1245. 1256. 1209. 1233.

Kein Zeitalter war noch an neuen Mönchsorden so fruchtbar gewesen; ein Papst verbot endlich alle bettelnde Gesellschaften, außer den vier gedachten. Aber die beiden vornehmsten unter denselben, Dominicaner und Franciscaner, geriethen bald in Streitig-

1272.

legenheiten der Christen in Palästina aufzuhelfen.
J. n. C. G. 1229. Der Kaiser Friedrich der Zweyte wurde durch ihren Bann endlich genöthigt, mit einer Flotte und Soldaten dahin zu seegeln; fand aber bey seiner beschleunigten Zurückkunft, daß ihm unterdessen der Papst beynahe sein Königreich Neapel weggenommen hatte. Mit weit mehr Eifer, der die Würkung eines
1248. Gelübdes war, zog Ludwig der Neunte, König von Frankreich, an der Spitze eines ansehnlichen Heers, nach Aegypten; büßte aber den größten Theil desselben, und seine eigene Freyheit auf eine Zeit lang ein.
1270. Nach zwanzig Jahren wiederholte er diesen Versuch in der Africanischen Gegend von Tunis, und wurde bald daselbst durch eine Seuche weggerafft. Seitdem konnten die Päpste keinen neuen Kreuzzug zu Stande bringen. Auch gieng zulezt noch der kleine Rest der christlichen Eroberungen im gelobten Lande, Ptole-
1291. mais, verloren.

In Europa hingegen wurde unterdessen die Macht der Päpste immer furchtbarer. Innocentius der Dritte, der gleich bey seinem Regie-
1198. u. ff. rungsantritte Rom und ein großes angränzendes Gebiet den Kaisern entrissen hatte; der Kaiser, Spanische und Französische Könige in den Bann that, wenn sie ihm mißfällig waren; über die neugewählten Kaiser mehrere, obgleich widersprechende, Entscheidungen gab; Könige ernannte, und überhaupt Gregors des Siebenten Grundsäze aufs Höchste trieb, mißhandelte vor andern den König von England Johann. Dieser wollte seine Rechte und Vortheile in Besezung der geistlichen Aemter seines Reichs behaupten. Aber
1205. Innocentius nöthigte ihn durch Bann, Absezung, Loßsprechung seiner Unterthanen vom Eide der Treue,
1208. und vollends durch das Verbot des öffentlichen Got-

tes-

tion, oder zu dem Ketzer- und Blutgerichte gelegt, das dazu bestimmt war, alle Feinde der Religion, oder nur Gegner der Päpste und des Clerus, auszurotten; doch wenigstens mehr Ruhm und Ansehen, als die übrigen Inquisitoren, erlangt. Daher übertrug Gregor der Neunte den Dominicanern zuerst in Frankreich diese Untersuchungen gegen die sogenannten Ketzer; nachher ist ihr Orden überall in den ausschließenden Besitz der Inquisition gekommen. Selbst Kaiser und Könige unterstützten sie durch ihre Verordnungen, daß die Obrigkeiten die ihnen übergebenen Ketzer durch Feuer und Schwerdt hinrichten lassen sollten. Zwar fiel die Grausamkeit der Inquisitoren den Einwohnern mancher Länder so unerträglich, daß unter denselben Peter von Chateauneuf im südlichen Frankreich, und einige Zeit darauf in Deutschland Conrad von Marburg, ermordet wurden. Allein die Inquisition wurde dennoch immer furchtbarer. Ja die Päpste schrieben sogar Kreuzzüge wider die Ketzer, die Albigenser in Frankreich, und die Stedinger im nördlichen Deutschlande, aus, in denen dieselben durch zahlreiche Kriegsheere zu Tausenden umgebracht; oder zur Unterwürfigkeit gegen ihre geistlichen Obern gezwungen wurden.

J. n. C. G.

1233.

1208.

1233.

1209.

Eben diese beiden Bettelmönchsorden übertrafen auch in den Wissenschaften, so weit sie damals noch in den Abendländern übrig waren, schon in dem Jahrhunderte ihrer Entstehung alle ältern geistlichen Gesellschften. Sie bemächtigten sich nicht allein der scholastischen Lehrart in der Theologie; sondern leiteten auch die Aristotelische Philosophie in das Innere derselben, und schienen zugleich die entschlossensten und auch die am tiefsten eindringenden Forscher ihrer Wissenschaft zu werden. Da es ihnen

J. n. C. G. aber an den gelehrten Hülfsmitteln derselben größtentheils fehlte; Aristoteles ihnen nur einseitig bekannt war, auch mehr zu Spitzfindigkeiten genützt wurde, und alles zulezt darauf ankam, das geheiligte Lehrsystem noch unverlezlicher zu machen: so arteten ihre Untersuchungen beynahe bloß in kleinliche Grübeleyen, Schulfragen und Disputierkünste aus. Sie wurden wegen ihrer Geschicklichkeit bewundert, Meinungen, Unterscheidungsarten und Vergleichungen auszuhecken; aber auch, so seltsam diese waren, mit dem kirchlichen Lehrbegriffe zu vereinigen; das bleibende Gute, welches manche von ihnen leisteten, liegt unter diesem Schutte begraben. Sehr gute Köpfe wurden durch die schlechte Methode, der sie folgten, gänzlich irre geführt. Alexander von Hales, ein Englischer Franciscaner, der (st. 1245.) zu Paris lehrte, bereicherte zuerst das berühmte Lehrbuch Peter Lombards, mit vielen Erläuterungen. Ein Schwäbischer Edelmann, Albert der Große, Dominicaner zu Cöln und an andern Orten, auch eine kurze (st. 1280.) Zeit Bischof zu Regensburg, öffnete vorzüglich der Aristotelischen Philosophie den Eingang in das christliche Religionsgebäude, und wurde wegen seiner seltenen physikalischen Kenntnisse unter die Zauberer gerechnet. Sein Schüler, Thomas von Aquino, ein Neapolitanischer Graf, Dominicaner und Lehrer der Theologie zu (st. 1274.) Paris, auch auf Italiänischen hohen Schulen, und seit seiner Heiligsprechung der heilige Thomas genannt, hat von seinem ausnehmenden Scharfsinne viele, und darunter auch einige nützliche Proben in dogmatischen und Streitschriften hinterlassen. An Geist kam ihm zwar der Florentiner Bonaventura, der als Cardinal und General des Franciscanerordens ge- (st. 1274.) storben ist, keineswegs gleich; lehrte aber doch mit großem Ruf die scholastischen Wissenschaften zu Paris; verband mit denselben auch die Gaben eines asce-

länischer Städte, und von einer Stadt zur an- J. n.
, sich geißelnd und schreyend herumzogen, nicht C. G.
n auch andere Unordnungen und Ausschweifungen
engen; das bewog die Päpste bald selbst, ihnen
halt zu thun. Hingegen bestätigte Urban der
rte das Fronleichnamsfest, oder das Fest 1264.
Leibes Christi, ein Denkmal der Brodverwand-
im Abendmahl, das man zu feyern angefangen hatte,
allgemeinen Beobachtung. Ueberhaupt vermehr-
ich die Religionscärimonien und die Gegenstände
gottesdienstlichen Verehrung ins Unendliche.
bst das Wohnhaus der Jungfrau Maria
Nazareth nahm darunter einen hohen Platz ein,
dem es die Engel nach Italien getragen haben 1294.
m.

Bisher hatte der Aberglaube und die Leichtgläu-
eit, welche nach solchen Wundergeschichten und an-
tigen Uebungen unersättlich begierig waren, nir-
s mehr Nahrung gefunden, als im Mönchsle-
. Gleichwohl wurde sie jezt noch ungemein ver-
t, und dieses Leben schien sich noch zu einer hö-
Vollkommenheit zu erheben, als die Bettel-
öche auftraten. Sie wichen eigentlich von dem
sentlichen der Verfassung der ältesten Mönche ab:
 weit gefehlt, daß diese hätten betteln dürfen,
iten sie sich alle ihre wenigen Lebensbedürfnisse durch
ndarbeit verschaffen. Allein da alle abendländische
nchsgesellschaften nunmehr reich, und dadurch aus-
tet worden waren: so hoffte man, daß neue, die
einer freywilligen Armuth wiedmeten, ihrem Stan-
mehr Ehre machen, und der Kirche wichtigere
nste leisten würden. Dominicus Guzman, ein †.
nischer Canonicus, der den ersten Orden dieser 1221.
in Frankreich und Italien stiftete, ertheilte dem-

J. n. C. G. erlernt hatte, zulezt aber ein Opfer seines Forschungstriebes wurde, glaubte unter andern sogar einen neuen und leichtern Weg zur Erwerbung einer allgemeinen Gelehrsamkeit entdeckt zu haben. Zween andere, beides Engländer, zu gelehrt für ihr Jahrhundert, hatten deswegen das Schicksal, unter Zauberer und Ketzer gesezt zu werden. Der eine, Robert Capito, eigentlich Grostheat, Bischof von Lincoln, verband mit vieler Wissenschaft und Scharfsinn auch muthigen Widerstand gegen das ausschweifende Betragen des päpstlichen Hofs. Der andere, Rogerius Bacon, ein Franciscanermönch, der größte Geist dieser Zeiten, fieng an, mehrere Wissenschaften zu verbessern, und durch wichtige Erfindungen zu bereichern; aber Verfolgung und Gefangenschaft waren sein Lohn. Unter den Griechen gab es in diesem Jahrhunderte einige nicht verwerfliche Geschichtschreiber; eifrige Sammler für das theologische System; oder hitzige Bestreiter der Lateinischen Kirche, auch wohl vergebliche Friedensstifter zwischen beiden Kirchen; aber keinen, dem die Religionswissenschaft viel zu danken hätte.

st. 1253.

st. n. 1290.

Die mächtigsten unter allen Lehrern der Christen, niemals aber die gelehrtesten, die Päpste, waren bisher immer unaufhaltsam gestiegen; jezt sanken sie allmählich durch ihre eigene Schuld von dieser Höhe merklich herab. Schon Bonifacius der Achte, ob er gleich an herrschsüchtigem Uebermuthe beynahe alle seine Vorgänger übertraf, trug dazu nicht wenig bey. Nachdem er den König von Frankreich, Philipp den Schönen, durch mehrere Befehle und gebieterische Handlungen in dessen Reiche, beleidigt hatte: begegnete ihm dieser desto verächtlicher; und als der Papst den Kirchenbann wider ihn aussprach: ließ

seit 1294.

1303.



sie waren glücklich genug, im nördlichen Asien, selbst in China, christliche Gemeinen zu errichten. Eben diese Mönche fanden zwar, indem sie sich in so viele Aemter und Geschäfte eindrängten, bisweilen nicht geringen Widerstand. Als besonders die Dominicaner zwo theologische Lehrstellen auf der Universität Paris, welche seit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunders zu ihrer völligen Verfassung gelangt war, eingenommen hatten: wollte sie ihnen nur eine derselben verstatten. Einer ihrer Lehrer, **Wilhelm von St. Amour**, bewies sogar in einem besondern Buche, daß diese Mönchsorden für die Kirche überhaupt gefährlich wären. Aber durch den mächtigen Schutz der Päpste behielten sie doch endlich zu Paris die Oberhand. Ja hier und auf andern hohen Schulen waren sie es nachmals hauptsächlich, welche die Abhängigkeit derselben von den Päpsten sicherten. Zu diesen beiden Orden der Bettelmönche kamen noch die Carmeliter, die nach einem viel frühern Ursprunge, nun erst das Einsiedlerleben mit dem Betteln vertauschten; und die Augustiner-Eremiten, welche der Papst Alexander der Vierte ausbildete. Noch entstand unter den fortdauernden Kreuzzügen der Orden der Trinitaier; oder die Brüder der heil. Dreyeinigkeit von der Auslösung der Gefangenen, welche sie von den Ungläubigen loßkauften. In Italien aber kamen die Serviten, oder Knechte der Jungfrau Maria auf, deren Orden ein einziger Mönch berühmt genug gemacht hat.

J. n. C. G. 1228. 1259. 1245. 1256. 1209. 1233.

Kein Zeitalter war noch an neuen Mönchsorden so fruchtbar gewesen; ein Papst verbot endlich alle bettelnde Gesellschaften, außer den vier gedachten. Aber die beiden vornehmsten unter denselben, Dominicaner und Franciscaner, geriethen bald in Streitig-

1272.

[illegible] Zerrüttungen und Unglücksfälle; zu schärfern [illegible] sich zu erheben, hatten sie weder Fä[illegible] Freyheit, noch Hülfsmittel. Daher re[illegible] Päpste auch von Avignon aus, überall, [illegible] Staaten ausnimmt, mit altem Trotze fort; [illegible] hatten es neue, dem Clerus selbst unaus[illegible] Mittel, durch welche sie ihre Oberherrschaft [illegible] Kirche ausübten. Clemens der Fünfte [illegible] die Republik Venedig mit dem Kirchen[illegible] sie konnte sich nur durch eine ansehnliche Geld[illegible] davon befreyen. Auf der Kirchenversamm[illegible] zu Vienne hob er, dem Könige von Frankreich [illegible] Gefallen, den ihm verhaßt gewordenen Tempel[illegible] herrenorden auf; und nach Heinrichs des Sie[illegible] benten Tode maaßte er sich die Rechte des Kaisers [illegible] des Deutschen Reichs so kühn an, daß er Ro[illegible] berten, König von Sicilien, zum Reichsstatthalter [illegible] Italien bestellte. Sein Nachfolger, Johann der Zwey und Zwanzigste, warf sich in dem Streite zwischen Ludwig dem Baiern und Friedrich dem Schönen, welche beide von zwo Partheyen un[illegible] ter den Kurfürsten zu Kaisern gewählt worden waren, zum Richter auf. Als aber Ludwig so wenig dar[illegible] auf achtete, daß er vielmehr seinen Mitbewerber mit den Waffen überwältigte und gefangen nahm, auch auf gleiche Art das kaiserliche Ansehen in Italien wie[illegible] der herzustellen suchte: that ihn Johann in den Bann, und sezte ihn ab. Ludwig appellirte dagegen von dem Papste an eine allgemeine Kirchen[illegible] versammlung, und ließ sich zu Rom die Kaiserkrone aufsezen; den Papst erklärte er vor einen Kezer. Wiederholte Bannflüche desselben bewogen den Kaiser, einen andern Papst wählen zu lassen; der sich jedoch nicht lange behaupten konnte. Johann fuhr bis an seinen Tod fort, den Kaiser zu verwerfen, und seine Par[illegible]

tion, oder zu dem Ketzer- und Blutgerichte gelegt, das dazu bestimmt war, alle Feinde der Religion, oder nur Gegner der Päpste und des Clerus, auszurotten; doch wenigstens mehr Ruhm und Ansehen, als die übrigen Inquisitoren, erlangt. Daher übertrug Gregor der Neunte den Dominicanern zuerst in Frankreich diese Untersuchungen gegen die sogenannten Ketzer; nachher ist ihr Orden überall in den ausschließenden Besitz der Inquisition gekommen. Selbst Kaiser und Könige unterstützten sie durch ihre Verordnungen, daß die Obrigkeiten die ihnen übergebenen Ketzer durch Feuer und Schwerdt hinrichten lassen sollten. Zwar fiel die Grausamkeit der Inquisitoren den Einwohnern mancher Länder so unerträglich, daß unter denselben Peter von Chateauneuf im südlichen Frankreich, und einige Zeit darauf in Deutschland Conrad von Marburg, ermordet wurden. Allein die Inquisition wurde dennoch immer furchtbarer. Ja die Päpste schrieben sogar Kreuzzüge wider die Ketzer, die Albigenser in Frankreich, und die Stedinger im nördlichen Deutschlande, aus, in denen dieselben durch zahlreiche Kriegsheere zu Tausenden umgebracht; oder zur Unterwürfigkeit gegen ihre geistlichen Obern gezwungen wurden.

J. n. C. G.

1233.

1208.

1233.

1209.

Eben diese beiden Bettelmönchsorden übertrafen auch in den Wissenschaften, so weit sie damals noch in den Abendländern übrig waren, schon in dem i. Jahrhunderte ihrer Entstehung alle ältern geistlichen Gesellschften. Sie bemächtigten sich nicht allein der scholastischen Lehrart in der Theologie; sondern leiteten auch die Aristotelische Philosophie in das Innere derselben, und schienen zugleich die entschlossensten und auch die am tiefsten eindringenden Forscher ihrer Wissenschaft zu werden. Da es ihnen

J. n. C. G.

Schluß gegen den Papst vertheidigt hatten; der sie-
benmal vergebens durch Gesandten zu Avignon seine
1347. Friedensliebe bezeigt hatte, behauptete sich doch bis
an seinen Tod, unter vielen Unruhen, auf dem Throne.
Karl der Vierte hingegen, der ihm nachfolgte, war
ein desto kriechenderer Verehrer des Papstes. Dieser
1348. vergrößerte auch sein Gebiet durch die Grafschaft
Avignon, welche er der Königinn Johanna von
Neapel abkaufte. Einer seiner Nachfolger, Urba-
nus der Fünfte, schloß zwar mit dem Griechischen
1369. Kaiser eine Vereinigung für beide Kirchen, kraft
welcher die Oberherrschaft des Papstes auch von den
Griechen erkannt werden sollte; aber wiederum von
kurzer Gültigkeit.

1376. Endlich kehrte Gregor der Eilfte nach Rom
zurück, da die Gefahr immer dringender wurde, daß
die Päpste durch ihre Abwesenheit aus Italien daselbst
beynahe alles einbüßen dürften. Doch da nach seinem
1378. Tode Urbanus der Sechste gewählt, und gar bald
durch sein Betragen den Cardinälen mißfällig gewor-
den war: sezten sie ihm einen andern Papst, Cle-
mens den Siebenten, entgegen. Nunmehr theilte
1379. sich die ganze abendländische Kirche zwischen diesen
beiden Oberhäuptern, von denen Clemens nach
Avignon gieng; Urban aber in Italien blieb: und
sie selbst fochten mit einander durch Bannflüche. Der
1389. Tod Urbans endigte diese Verwirrung nicht; die
Cardinäle von seiner Parthey gaben ihm Bonifacius
den Neunten zum Nachfolger. Man that vergebens
Vorschläge, daß entweder beide Päpste ihre Würde
niederlegen; oder daß Schiedsrichter, oder eine Kir-
chenversammlung entscheiden möchten, welcher von ih-
nen bleiben sollte. Nachdem Clemens gestorben war:
1394. wählten seine Cardinäle Benedikt den Dreyzehnten
an

ascetischen Schriftstellers, und beförderte die aber- gläubische Verehrung der Jungfrau **Maria** mehr, als irgend ein anderer. Vor allen aber hat der Englische Franciscaner **Johannes Duns Scotus**, Lehrer der scholastischen Theologie zu **Oxford**, dieselbe in ein so künstlich spitzfindiges und dunkles Gewebe verwandelt, als wenn die Religion bloß zu einem Uebungsplatze vernünftelnder und streitsüchtiger Köpfe dienen sollte. Er gieng von dem heiligen **Thomas** in mehrern Meinungen ab, wie in der Geschichte beider Orden bemerkt worden ist; beide hatten unzähliche Anhänger: daher sind die Partheyen der **Thomisten** und **Scotisten** erwachsen, die noch in der Römischen Kirche fortdauern.

J. n. C. G.

st. 1308.

Außer diesen Hauptanführern der **Scholastiker**, hatte die abendländische Kirche mehrere theils sehr fleis- sige und gutmeinende, theils würklich gelehrte und nicht ohne Nutzen freyer forschende Schriftsteller, die sogar neue Bahnen zu brechen suchten; aber für die Veredlung der Theologie im Ganzen noch nichts aus- richten konnten. **Johannes Semeca**, Propst zu **Halberstadt**, machte die Deutschen zuerst mit den **päpstlichen Rechten** bekannter; versuchte auch et- was wider den gröbern Aberglauben. Der Cardinal **Hugo von St. Caro**, ein Franzose, sammelte viel zur **Erklärung der Bibel**, und schrieb das erste **Wörterbuch** über ihre lateinische Uebersezung. In den morgenländischen Sprachen geübt, um sie zur Be- kehrung der Araber und Juden in seinem Vaterlande anzuwenden, schrieb der Spanische Dominicaner, **Raymundus Martini**, ein Werk gegen sie, das noch einige Brauchbarkeit hat. Ein anderer Spanier aus der Insel Majorca gebürtig, **Raymundus Lullus**, der in gleicher Absicht die Arabische Sprache

1242. 1245. 1278. st. 1315.

J. n. C. G. erlernt hatte, zulezt aber ein Opfer seines Bekehrungstriebes wurde, glaubte unter andern sogar einen neuen und leichtern Weg zur Erwerbung einer allgemeinen Gelehrsamkeit entdeckt zu haben. Zween andere, beides Engländer, zu gelehrt für ihr Jahrhundert, hatten deswegen das Schicksal, unter Zauberer und Ketzer gesezt zu werden. Der eine, **Robert Capito**, eigentlich **Grostlead**, Bischof von Lincoln, verband mit vieler Wissenschaft und Scharfsinn auch muthigen Widerstand gegen das ausschweifende Betragen des päpstlichen Hofs. Der andere, **Rogerius Bacon**, ein Franciscanermönch, der gröste Geist dieser Zeiten, fieng an, mehrere Wissenschaften zu verbessern, und durch wichtige Erfindungen zu bereichern; aber Verfolgung und Gefangenschaft waren sein Lohn. Unter den Griechen gab es in diesem Jahrhunderte einige nicht verwerfliche Geschichtschreiber; eifrige Sammler für das theologische System; oder hitzige Bestreiter der Lateinischen Kirche, auch wohl vergebliche Friedensstifter zwischen beiden Kirchen; aber keinen, dem die Religionswissenschaft viel zu danken hätte.

(gest. 1253.) (st. n. 1290.)

Die mächtigsten unter allen Lehrern der Christen, niemals aber die gelehrtesten, die **Päpste**, waren bisher immer unaufhaltsam gestiegen; jezt sanken sie allmählich durch ihre eigene Schuld von dieser Höhe merklich herab. Schon **Bonifacius der Achte**, ob er gleich an herrschsüchtigem Uebermuthe beynahe alle seine Vorgänger übertraf, trug dazu nicht wenig bey. Nachdem er den König von Frankreich, **Philipp den Schönen**, durch mehrere Befehle und gebieterische Handlungen in dessen Reiche, beleidigt hatte: begegnete ihm dieser desto verächtlicher; und als der Papst den Kirchenbann wider ihn aussprach:

(seit 1294.) (1303.)

ließ

ließ ihn Philipp auf einer Versammlung seiner Reichsstände absezen. Bonifacius hatte in einer besondern Bulle festgesezt, daß Christus seiner Kirche die höchste geistliche und weltliche Macht ertheilt habe, und daß man nicht seelig werden könne, ohne zu glauben, daß dem Papste alle Menschen unterworfen seyen. Aber Philipps Abgeordneter Nogaret überfiel und mißhandelte ihn zu Anagni; er starb kurz darauf. Damit nun der König vor solchen Händeln künftig gesichert seyn, und die Päpste mehr in seiner Gewalt haben möchte: bewog er einen der nächsten, Clemens den Fünften, seinen Siz zu Avignon, im mittäglichen Frankreich, aufzuschlagen. Viele seiner Nachfolger, wie er gebohrne Franzosen, blieben eben daselbst: und ihre siebzigjährige Abwesenheit von Rom schadete ihnen noch weit mehr, als sie den Königen von Frankreich nüzlich ward. Diese erhielten die Päpste seitdem in ihrer Abhängigkeit; sie bedienten sich derselben zu ihren Absichten, besonders auch gegen die Deutschen Kaiser. Auf der andern Seite fiel das Ansehen der Päpste während dieser Zeit zu Rom und in ganz Italien ungemein. Viele ihrer Städte und Ländereyen ergaben sich unternehmenden Herren; jene Hauptstadt selbst wurde durch Partheyen zerrüttet; man achtete die Befehle der Päpste wenig; sie bekamen fast keine Einkünfte mehr aus diesen Gegenden: und der Ruf von ihrer üppigen Lebensart zu Avignon, vollendete die allgemeine Verachtung gegen sie.

J. n. C. G.

1303.

1305. bis 1376.

Ohngeachtet eines solchen Verfalls, den die damaligen Päpste litten, blieb doch ihre Würde und Hoheit überhaupt aufrecht stehen. Die meisten abendländischen Christen, seit Jahrhunderten gewohnt, ihnen unterthänig zu seyn, betrachteten dieses nur als

per-

persönliche Fehltritte und Unglücksfälle; zu schärfern Untersuchungen sich zu erheben, hatten sie weder Fähigkeit und Freyheit, noch Hülfsmittel. Daher regierten die Päpste auch von **Avignon** aus, überall, wenn man Italien ausnimmt, mit altem Troze fort; zum Theil waren es neue, dem Clerus selbst unausstehliche Mittel, durch welche sie ihre Oberherrschaft über die Kirche ausübten. **Clemens der Fünfte** belegte die Republik **Venedig** mit dem **Kirchenbanne**; sie konnte sich nur durch eine ansehnliche Geldsumme davon befreyen. Auf der Kirchenversammlung zu **Vienne hob** er, dem Könige von Frankreich zu Gefallen, den ihm verhaßt gewordenen **Tempelherrenorden auf**; und nach **Heinrichs des Siebenten** Tode maaßte er sich die Rechte des Kaisers und des Deutschen Reichs so kühn an, daß er **Roberten**, König von Sicilien, zum Reichsstatthalter in Italien bestellte. Sein Nachfolger, **Johann der Zwey und Zwanzigste**, warf sich in dem Streite zwischen **Ludwig dem Baiern** und **Friedrich dem Schönen**, welche beide von zwo Partheyen unter den Kurfürsten zu Kaisern gewählt worden waren, zum **Richter** auf. Als aber **Ludwig** so wenig darauf achtete, daß er vielmehr seinen Mitbewerber mit den Waffen überwältigte und gefangen nahm, auch auf gleiche Art das kaiserliche Ansehen in Italien wieder herzustellen suchte: **that ihn Johann in den Bann, und sezte ihn ab. Ludwig appellirte** dagegen von dem Papste an eine allgemeine Kirchenversammlung, und ließ sich zu **Rom die Kaiserkrone** aufsezen; den **Papst** erklärte er vor einen **Kezer**. Wiederholte Bannflüche desselben bewogen den Kaiser, einen andern Papst wählen zu lassen; der sich jedoch nicht lange behaupten konnte. **Johann** fuhr bis an seinen Tod fort, den Kaiser zu verwerfen, und seine

Par-

J. n. C. G. 1309. 1311. 1314. 1316. 1324. 1328. ff. 1334.

Parthey wurde in Italien die mächtigere. Unterdessen reizten ihn Geldbedürfnisse und Habsucht so sehr, seine Einkünfte auf alle Art, bald durch neuerfundene Kunstgriffe; bald durch Verstärkung der schon vorhandenen, zu vermehren, daß kein Papst dadurch so übel berüchtigt geworden ist, als er. Darunter gehörten die Annaten, oder die Einkünfte des ersten Jahrs, welche er den Erzbischöfen und Bischöfen absforderte; die Exspectativen, durch welche er für Geld Anwartschaften auf zu erledigende ansehnliche geistliche Aemter ertheilte; die Reservationen, oder die ihm vorbehaltenen Besezungen der wichtigsten solcher Stellen; die Provisionen, oder Geldanweisungen auf eben dieselben; die Taxe der Apostolischen Canzley, das heißt, die bestimmten Geldstrafen, welche für grössere und kleinere Vergehungen an seine Kammer gezahlt werden mußten; die Ablaßbriefe; und dergleichen mehr. Wie seine Vorgänger, Bonifacius der Achte, und Clemens der Fünfte, erweiterte er das päpstliche Gesezbuch mit neuen Sammlungen von Verordnungen, und gab ihm dadurch seine Vollständigkeit; zog sich aber noch in seinen lezten Jahren den öffentlichen Vorwurf einer Kezerey zu. Benedikt der Zwölfte, sein Nachfolger, wurde nur durch den König von Frankreich gehindert, seiner Neigung zu einem Vergleiche mit dem Kaiser zu folgen. Aber Clemens der Sechste, der nach ihm regierte, war dem vorhergehenden Johann im Gebrauche einträglicher Geldmittel, und im Hasse gegen den Kaiser, desto ähnlicher. Er erneuerte den Bann und den Absezungsspruch wider ihn; brachte es auch dahin, daß, nachdem er einen Erzbischof von Mainz abgesezt hatte, die meisten Kurfürsten einen Gegenkaiser an dem Könige von Böhmen Karln wählten. Ludwig, den ehemals die Kurfürsten selbst durch einen feyerlichen Schluß

J. n. C. G.

st. 1342.

1346.

1338.

Schluß gegen den Papst vertheidigt hatten; der sie-
benmal vergebens durch Gesandten zu Avignon seine
Friedensliebe bezeigt hatte, behauptete sich doch bis
an seinen Tod, unter vielen Unruhen, auf dem Throne.
Karl der Vierte hingegen, der ihm nachfolgte, war
ein desto kriechenderer Verehrer des Papstes. Dieser
vergrößerte auch sein Gebiet durch die Grafschaft
Avignon, welche er der Königinn **Johanna** von
Neapel abkaufte. Einer seiner Nachfolger, **Urba-
nus der Fünfte**, schloß zwar mit dem Griechischen
1369. Kaiser eine Vereinigung für beide Kirchen, Kraft
welcher die Oberherrschaft des Papstes auch von den
Griechen erkannt werden sollte; aber wiederum von
kurzer Gültigkeit.

1376. Endlich kehrte **Gregor der Eilfte** nach Rom
zurück, da die Gefahr immer dringender wurde, daß
die Päpste durch ihre Abwesenheit aus Italien daselbst
beynahe alles einbüßen dürften. Doch da nach seinem
1378. Tode **Urbanus der Sechste** gewählt, und gar bald
durch sein Betragen den Cardinälen mißfällig gewor-
den war: setzten sie ihm einen andern Papst, **Cle-
mens den Siebenten**, entgegen. Nunmehr theilte
1379. sich die ganze abendländische Kirche zwischen diesen
beiden Oberhäuptern, von denen **Clemens** nach
Avignon gieng; **Urban** aber in Italien blieb: und
sie selbst fochten mit einander durch Bannflüche. Der
1389. Tod **Urbans** endigte diese Verwirrung nicht; die
Cardinäle von seiner Parthey gaben ihm **Bonifacius
den Neunten** zum Nachfolger. Man that vergebens
Vorschläge, daß entweder beide Päpste ihre Würde
niederlegen; oder daß Schiedsrichter, oder eine Kir-
chenversammlung entscheiden möchten, welcher von ih-
nen bleiben sollte. Nachdem **Clemens** gestorben war:
1394. wählten seine Cardinäle **Benedikt den Dreyzehnten**
an

an seine Stelle. Jezt ergriff man in Frankreich schärfere Maaßregeln; man kündigte diesem Papste den Gehorsam auf, und ließ ihn zu Avignon belagern. Allein Benedikt verschaffte sich nicht allein die Freyheit; sondern auch von neuem die Unterwerfung der Franzosen. Nachdem diese kirchliche Trennung noch mehrere Jahre fortgewährt hatte, indem in Italien immer neue Päpste Benedikten entgegengestellt wurden: vereinigten sich zulezt die meisten Cardinäle von beiden Theilen, nebst einer Menge von Bischöfen, unterstützt von fast allen Europäischen Fürsten, zu einer allgemeinen Kirchenversammlung, die zu Pisa gehalten wurde. Auf derselben wurden die beiden damaligen Päpste, Benedikt der Dreyzehnte und Gregor der Zwölfte abgesezt; an ihrer Statt ward Alexander der Fünfte auf den Thron erhoben. Da aber jeder der abgesezten Päpste sich einen kleinen Anhang zu erhalten wußte: so wurde dadurch nichts weiter ausgerichtet, alsdaß die Kirche jezt drey Oberhäupter hatte. Diese anstößigen Auftritte, welche schon dreyßig Jahre dauerten; die Ungewißheit und die traurigen Händel, in welche sich so viele christliche Länder über die Rechtmäßigkeit des Papstes, den sie verehren sollten, verwickelt sahen; die Vorwürfe und Verwünschungen der schismatischen Päpste gegen einander; ihre Ausschweifungen und ihr verächtlicher Zustand; alles dieses machte für sie die nachtheiligsten Eindrücke. Man empfand immer mehr die Nothwendigkeit, ein kirchliches Gericht über die Päpste nach der alten Verfassung herzustellen, und auch ohne ihr Zuthun eine Kirchenverbesserung, welche sie selbst hauptsächlich treffen mußte, vorzunehmen.

J. n. C. G. 1398. ff.

1409.

Ein solches Gefühl, und freyere Aeußerungen desselben, wurden noch durch andere unvorsichtige Schritte

[illegible] Dichters über den Verfall der Kirche klagte; sondern
auch Karln den Vierten, wiewohl vergebens, auf-
forderte, von Rom Besitz zu nehmen. Sein Freund
st. Johann Boccaccio verspottete kühn in seinen leicht-
1375. fertigen Erzählungen die Ausschweifungen der Geist-
lichkeit, und zeichnete die Päpstinn Johanna un-
ter den berühmten Frauen aus.

Freylich waren dieses nur einzele Strahlen, die
für Italien die Morgenröthe edlerer Kenntnisse und
Bestrebungen ankündigten; wo auch bereits gelehrte
Griechen Lehrer derselben wurden. Aber bis in die
düstern Wohnungen der Scholastiker drangen sie
nicht. Getheilt durch theologische und Ordenspar-
theyen, hüllten sie jezt die Religionswissenschaft mehr
als jemals in unfruchtbare Fragen und leere Zänke-
1346. reyen ein. Die Universitäten, unter welchen zuerst
bis die Deutschen zu Prag, Heidelberg, Wien, Cöln,
1392. und Erfurt aufkamen, waren alle von ihnen besezt und
beherrscht. Sehr selten gab es Theologen, wie der
st. Französische Franciscaner, Nicolaus de Lyra, der
1340. Hebräisch genug verstand, um das Alte Testament
geschickt erklären zu können; oder wie der Erzbischof
st. von Canterbury, Thomas Bradwardin, der,
1349. obgleich ein strenger Anhänger Augustins, doch
auch scharfsinnige Bemerkungen über die Glaubens-
lehre machte. Manche Mystiker wurden, ohne ge-
lehrt oder tiefdenkend zu seyn, nützliche Lehrer des bi-
blischen Christenthums, darunter sich insonderheit
st. Johann Tauler, ein Dominicaner zu Straßburg,
1361. hervorthat. Die Griechen, ob sie gleich auch in
diesem Zeitalter des Vorzugs vor den abendländischen
Gelehrten versichert waren, durch den häufigen Um-
gang mit den großen Schriftstellern ihrer Nation aus
dem Alterthum, Methode, Wissenschaft und Schreib-
art

ter, als Wilhelm Occam; dieser Englische Franciscaner, ein scholastischer Philosoph und Theologe aus der Schule des Johann Duns, schrieb mit vielem Muthe und nicht geringerer Einsicht für Philipp den Schönen gegen Bonifacius den Achten, und für den Kaiser Ludwig gegen den Papst Johann; warf diesem Ketzereyen vor, und zeigte deutlich, wie viele Rechte den Fürsten von den Päpsten und Geistlichen entrissen worden seyen. Ein anderer Italiänischer Franciscaner, Marsilius von Menandrino, der zu Wien lehrte, bewies in seinen Schriften, daß die Kaiser nicht nur in weltlichen Angelegenheiten; sondern auch in Absicht auf äußerliche Kirchenverfassung, über die Päpste zu gebieten haben; wofür ihn, wie Occam, ihr Bann traf. Ludwig schützte sie und andere ihrer Ordensgenossen in Deutschland; Karl der Vierte hingegen trug so viel er konnte, zur Ausrottung dieser Gattung Franciscaner bey. Sie hat sich aber noch weit über hundert Jahre erhalten.

J. n. C. G. st. 1347.

st. 1328.

1369.

Einige vortreffliche Köpfe in Italien, welche Witz, Geschmack und Freymüthigkeit verbanden, kamen auf diesem Wege auch so weit, daß sie sich über die eingewurzelten Vorurtheile vom Papste und Clerus wegsezten; eine gleiche Stimmung ertheilten sie nach und nach ihren zahlreichen Bewunderern. Dante Alighieri, ein Florentinischer Staatsmann, der Vater der Italiänischen Dichtkunst, verfochte ebenfals die Rechte der Fürsten wider die Päpste; einem unter ihnen wies er als Dichter sogar einen Platz in der Hölle an. Zween andere hatten ihren Geist noch mehr durch Bekanntschaft mit den Alten geschärft. Zu ihrer glücklichen Nachahmung führte besonders Franciscus Petrarcha an, der die Italiänische Dichtkunst weit mehr verfeinerte; nicht bloß

st. 1321.

st. 1374.

...ters über den Verfall der Kirche klagte; sondern auch Karln den Vierten, wiewohl vergebens, auf-
forderte, von Rom Besitz zu nehmen. Sein Freund
st. 1375. Johann Boccaccio verspottete kühn in seinen leicht-
fertigen Erzählungen die Ausschweifungen der Geist-
lichkeit, und zeichnete die Päpstinn Johanna un-
ter den berühmten Frauen aus.

Freylich waren dieses nur einzele Strahlen, die für Italien die Morgenröthe edlerer Kenntnisse und Bestrebungen ankündigten; wo auch bereits gelehrte Griechen Lehrer derselben wurden. Aber bis in die düstern Wohnungen der Scholastiker drangen sie nicht. Getheilt durch theologische und Ordenspar-theyen, hüllten sie jezt die Religionswissenschaft mehr als jemals in unfruchtbare Fragen und leere Zänke-
1346. bis 1392. reyen ein. Die Universitäten, unter welchen zuerst die Deutschen zu Prag, Heidelberg, Wien, Cöln, und Erfurt aufkamen, waren alle von ihnen besezt und beherrscht. Sehr selten gab es Theologen, wie der
st. 1340. Französische Franciscaner, Nicolaus de Lyra, der Hebräisch genug verstand, um das Alte Testament geschickt erklären zu können; oder wie der Erzbischof
st. 1349. von Canterbury, Thomas Bradwardin, der, obgleich ein strenger Anhänger Augustins, doch auch scharfsinnige Bemerkungen über die Glaubens-lehre machte. Manche Mystiker wurden, ohne ge-lehrt oder tiefdenkend zu seyn, nützliche Lehrer des bi-blischen Christenthums, darunter sich insonderheit
st. 1361. Johann Tauler, ein Dominicaner zu Straßburg, hervorthat. Die Griechen, ob sie gleich auch in diesem Zeitalter des Vorzugs vor den abendländischen Gelehrten versichert waren, durch den häufigen Um-gang mit den großen Schriftstellern ihrer Nation aus dem Alterthum, Methode, Wissenschaft und Schreib-

art

freylich noch in Ruhe, als Prediger zu Lutterworth; aber vierzig Jahre später mußten noch seine Gebeine, auf Befehl einer andern Kirchenversammlung, verbrannt werden. Seine Schriften würkten viel: und ob man gleich gegen seine Anhänger, die Wiclefiten, mit Feuer wüthete; so wurde doch der Saame seiner Lehrsäze noch im folgenden Jahrhunderte fruchtbar. — J. n. C. G.

Diese Religion und Kirche, die er verbessert wissen wollte, verschlimmerte sich würklich mit jedem Zeitalter. Der Eifer, mit welchem man sie unter ungläubigen Nationen einzuführen suchte, half ihr wenig, und ergriff auch öfters schlechte Mittel. Mehrere Päpste brachten zu einem neuen Kreuzzuge vieles Geld, Soldaten, und Schiffe zusammen, und allen boten sie reichliche Ablässe an, welche daran Theil nehmen wollten; aber es kam kein einziger solcher Krieg zu Stande. Auf der andern Seite fuhren sie fort, in das nördliche Asien und bis nach Sina Mönche zu schicken, denen es auch gelang, noch mehr christliche Gemeinen daselbst anzulegen. Doch diese giengen nach einiger Zeit wieder zu Grunde. Eine bleibendere Aufnahme fand sie bey den Litthauern, deren Großfürst Jagello sich, um den Pohlnischen Thron besteigen zu können, mit dem Nahmen Vladislav hatte taufen lassen, und den großen Haufen seiner Nation durch geschenkte neue Kleider zur Nachfolge bewog. Wie sehr die übrigen Christen darauf bedacht gewesen sind, ihre Religion immer mehr auf ein Spiel von Cärimonien herabzusezen, lehrt das päpstliche Ablaß- und Jubeljahr, das nach dem Befehl Bonifacius des achten alle hundert Jahre zu Rom gefeyert werden sollte; Clemens der Sechste aber innerhalb funfzig Jahre einschränkte; ingleichen das Fest der heiligen Lanze, der Kreu-

1319. 1345. 1363. 1307. ff. 1386. ff. 1300. 1350. 1354.

[Creuz]nägel und der Dornenkrone Christi, welches Innocentius der Fünfte anordnete. Höher konnte nunmehr der Unsinn des Aberglaubens nicht steigen, als ihn der Franciscaner Bartholomäus Albizi in seiner Schrift von den Aehnlichkeiten des heil. Franciscus mit Christo, trieb; worinne er jenen zum Theil noch bewundernswürdiger als diesen abschilderte. Die Leichtgläubigkeit, mit welcher Erzählungen von Wundern, göttlichen Erscheinungen und Offenbarungen, und dergleichen mehr aufgenommen wurden, kehrte sich auch an einen ungereimten Widerspruch nicht. Zwo Frauenspersonen, die heilige Brigitta, aus königlichem Schwedischen Geschlechte, und die heilige Catharina von Siena, im Florentinischen, welche sich beide göttlicher Gesichter und Eingebungen, mit allgemeinem Beyfall, rühmten, giengen doch so weit von einander ab, daß sich jene für die Lehre der Franciscaner von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau, diese aber mit den Dominicanern eben so eifrig wider dieselbe erklärte.

a. 1373.

b. 1380.

Alle diese anstößige Auftritte, der schismatischen, und dennoch äußerst übermüthigen Päpste; der scheinheiligen und trotzigen Bettelmönche; der zanksüchtigen Scholastiker; der Gelderpressungen unter dem Vorwande der Religion: und so viele andere mehr, bewürkten es endlich, daß, ohngeachtet die bisherigen Versuche kirchlicher Reformationen ihren Urhebern das Leben gekostet hatten, dennoch ein Anfang zu einer ins Große gehenden, wenn gleich nur einseitigen, Reformation nunmehr allgemein als nothwendig angesehen und gewünscht wurde; daß einzele Lehrer, zahlreiche Gesellschaften, Kirchenversammlungen, ganze Nationen und ihre Fürsten, bald nachdrücklicher, bald sanfter und schonender an derselben

ben arbeiteten. Johann Huß, Prediger und Professor der Theologie zu Prag, aufgemuntert durch Wiclefs Schriften, und durch günstige Zeitumstände, that solches freyer, als alle andere. Er zog gegen die lasterhaften Sitten der Geistlichkeit heftig loß, und behauptete, daß die großen Herren nicht allein berechtigt, sondern sogar verbunden wären, ihr die übermäßigen Reichthümer zu nehmen, welche ihre Ausartung verursacht hätten. Den Papst Johann den Drey und Zwanzigsten nannte er den Antichrist; er predigte mit allem Eifer wider den Ablaß, welchen derselbe denen versprach, die Geld zu seinem Kriege mit dem Könige von Neapel hergeben würden; und erschütterte überhaupt die kirchliche Regierung. Zwar kam Huß lange nicht so weit in der Reinigung der Religion mit Hülfe der Schrift, als Wiclef, dessen als ketzerisch verdammte Lehrsäze er nicht schlechterdings verwerfen wollte; doch leitete er seine Zuhörer schon auf diesen Weg. Als nachmals Jacobellus von Misa, oder Mieß, ein anderer Prediger zu Prag, darauf drang, daß der den Laien entzogene Kelch im heil. Abendmahl wieder hergestellt werden müsse: trat ihm Huß darinne ebenfals bey. Seine Anhänger wurden in Böhmen sehr zahlreich, und sein König Wenzel verhütete es, daß ihn Päpste und Bischöfe nicht ihrer Rache aufopfern konnten.

J. n. C. G. 1408. fg. 1412. 1414.

Allein die den Kirchenregenten gefährlichen Unruhen, die daraus entstanden, und sich immer weiter verbreiteten, zogen die ernsthafte Aufmerksamkeit der allgemeinen Synode, welche um diese Zeit zu Costniz gehalten wurde, nicht weniger auf sich, als die Vertilgung des dreyköpfichten Auswuchses, der die Kirche seit einigen Jahren verunstaltete,

1414. fg.

und der Absicht, eine Reformation des Haupts und der Glieder der Kirche zu veranstalten. Sie forderte Hussen vor ihr Gericht; der Kaiser Siegmund versprach ihm völlige Sicherheit. Aber diesem zuwider warf man ihn ins Gefängniß, und sein zum Schein angestelltes Verhör war bereits mehr eine Verurtheilung. Die Kirchenversammlung ließ ihn

1415. auch bald darauf lebendig verbrennen. Er hatte den herrschenden Glauben fast gar nicht angegriffen; selbst seine Lehre vom Abendmahl war erst kurz vor seinem Tode durch die Verordnung der Synode, daß die Laien den Kelch nicht empfangen sollten, zu einem kirchlichen Irrthum geworden. Seine Weigerung aber zu widerrufen, und der Haß des höhern Clerus wider ihn, beförderten seinen Untergang. Im folgenden Jahre wurde auch sein Freund und

1416. gleichgesinnter Gehülfe, Hieronymus von Prag, auf eben diese Art hingerichtet.

Schwerer wurde es dieser Kirchenversammlung, die beynahe vierzigjährige Trennung unter den Oberhäuptern der Kirche aufzuheben. Doch erleichterte sie sich diese Unternehmung dadurch, daß sie den wichtigen, von den Päpsten seit so vielen Jahrhunderten unterdrückten Grundsaz erneuerte: einer allgemeinen Synode sey auch der Papst unter-

1415. worfen. Der gegenwärtige Papst, Johann der Drey und Zwanzigste, der sie zusammenberufen hatte, wurde von ihr selbst abgesezt, nachdem er sich vergeblich mit der Flucht zu retten gesucht hatte. Gregor der Zwölfte, der zweyte der damaligen Päpste, schickte gleich darauf seine Abdankung ein. Nur der dritte, Benedikt der Dreyzehnte, der zu Perpignan seinen Siz, und die wenigsten Anhänger hatte, wollte seine Würde niemals niederlegen. Allein die Synode, welche

welche auch ihn derselben entsezte, wählte nunmehr Martin den Fünften, als einzigen rechtmäßigen Papst; und die verworrene Kirchenregierung nahm dadurch ein Ende. Hingegen wußte eben dieser Papst die Reformation, welche diese Versammlung unvorsichtig genug bis nach seiner Wahl verschoben, und zu derselben schon weitläufige Entwürfe gemacht hatte, erst für eine künftige Synode aufzuheben. Einstweilen befriedigte er die Nationen wegen ihrer vielfältigen Beschwerden über den päpstlichen Hof, durch Versprechungen und mildernde Erklärungen.

J. n. C. G. 1417.

Diese neue Kirchenversammlung kam erst dreyzehn Jahre nach dem Ende der Costnizer, zu Basel zu Stande. Unterdessen hatten sich die Folgen der an Hussen verübten treulosen Grausamkeit in Böhmen gar bald geäußert: seine Anhänger, entschlossen, die Lehren desselben, besonders den Kelch im Abendmahl, zu behaupten, verstärkten sich zu vielen Tausenden; die neuentstehende Stadt Tabor wurde ihr Versammlungsplatz; kein Verbot, kein Kezernahme hielt sie weiter zurück; und nachdem ihr König Wenzel gestorben war, brach der Hußitenkrieg völlig aus. Von seinem Bruder und Nachfolger in der Regierung, dem Kaiser Siegmund, konnten sie sich keine Duldung versprechen; sie erkannten ihn also nicht als König, und ergriffen die Waffen gegen ihn, wie gegen ihre katholischen Mitbürger. Dieser Krieg, dem der Papst die Gestalt eines Kreuzzugs, mit dem dabey ertheilten Ablasse gab, und in welchem Siegmund von den Deutschen Fürsten mit großen Kriegsheeren unterstützt ward, geführt mit aller Wuth eines Religionskrieges, nahm in jedem Feldzuge eine unglückliche Wendung für die Deutschen, auch für ihre an Böhmen gränzenden Länder. Desto geneigter

1431. 1416. sq. 1419. 1420.

[illegible] nun zu Unterhandlungen mit den Hußiten; [illegible] Kirchenversammlung zu Basel ließ sie selbst einladen, [illegible] deswegen Abgeordnete zuzuschicken. Sie [illegible] eben längst ihre Forderungen in folgenden vier Artikeln zusammengefaßt: die freye Predigt des göttlichen Worts; das Abendmahl unter beiden Gestalten für alle Christen; die Zurückführung des geistlichen Standes von seinen ungeheuern Gütern und Reichthümern zu seiner ersten Apostolischen Lebensart; und die strenger zu beobachtende Zucht in Ansehung lasterhafter Sitten in jedem Stande. Ihre Abgeordneten erschienen auch würklich zu Basel, und Gesandte des Conciliums in Böhmen. Jene vier Artikel wurden endlich den Hußiten größtentheils zugestanden; aber [illegible] unter ihnen, bekannt unter dem Namen der Taboriten und Waisen, welche [illegible] giengen, von der gemäßigtern Parthey der Calixtiner in einer entscheidenden Schlacht [illegible] worden waren, konnte der [illegible] der Böhmen mit der Römischen Kirche in [illegible] Die Hußiten erhielten eine [illegible]ung; wenn sie [illegible] Georg Podiebrad, König von Böhmen [illegible], schützte sie, ohngeachtet [illegible] traf. Daher haben sie sich [illegible] der Böhmischen und Mährischen Brüder [illegible] zahlreichen Resten fortgepflanzt.

Während dieser Begebenheiten, die eine noch wichtigere und allgemeinere Reformation vorbereiteten, hatte die Kirchenversammlung zu Basel dieselbe auch auf andern Seiten erleichtert. Sie bestätigte die Schlüsse der Costnitzer von der höchsten Gewalt einer 1432. oekumenischen Synode, selbst über die Päpste, und

han-

handelte auch darnach. Als Eugenius der Vierte sie aufheben, und eine andere Versammlung in Italien halten lassen wollte, über die er gebieten könnte: kehrte sie sich daran ganz und gar nicht, und forderte ihn vielmehr, selbst zu Basel zu erscheinen. Er gab zwar nach; aber in so zweydeutigen Ausdrücken, daß ihm die Synode mit der Absezung drohte, wenn er ihre Rechtmäßigkeit nicht anerkennen würde; dieses mußte er endlich völlig nach der von ihr gegebenen Vorschrift thun. Darauf verbot sie die Annaten, die Reservationen, und das Geld, welches den Päpsten für den Erbischöflichen Mantel gezahlt wurde; sie machte auch Verordnungen über die Wahl der Päpste, und die Cardinäle. Hierüber entzweyete sie sich abermals mit dem Eugenius, und noch ärger, da dieser den Griechischen Kaiser, der nach Basel kommen wollte, um seine Kirche mit der Lateinischen zu vereinigen, vielmehr nach Ferrara kommen ließ, wohin er das Concilium verlegte. Nunmehr untersagte ihm die Basler Synode die Verwaltung seiner Würde. Ja um gleiche Zeit erklärten sich die Kurfürsten, daß sie während dieser Zwistigkeit weder von dem Papste, noch von dem Concilium, eine Verordnung annehmen würden: und dieser Partheylosigkeit trat bald das gesammte Deutsche Reich bey. Eugenius betrieb unterdessen mit dem Griechischen Kaiser und dessen Bischöfen, zu Ferrara, nachher zu Florenz, die Vereinigung beider Kirchen mit so scheinbar glücklichem Fortgange, daß die Griechen dieselbe würklich, durch Annehmung der päpstlichen Oberherrschaft, des Fegfeuers, und der abendländischen Lehre vom Ausgange des heil. Geistes, eingiengen; aber in der Griechischen Kirche selbst wurde sie verworfen. Zu eben derselben Zeit sezte die Synode zu Basel den Papst wegen seiner Widerspänstigkeit ab,

J. n. C. G.

1431. 1435. 1437. 1438. 1439.

J. n. C. G. ab, und wählte den Herzog von Savoyen, Amadeus, der nach niedergelegter Regierung eine Art von Einsiedler geworden war, unter dem Nahmen Felix des Fünften, zu dessen Nachfolger. Doch dieser neue Papst konnte wenig Ansehen behaupten; auch das Concilium, dem die Fürsten nach und nach ihren Schutz entzogen, mußte allmählich aus einander gehen. Es hatte viele Beschwerden gegen die Päpste aufgehoben, 1443. und dieselben so eingeschränkt, daß sie künftig weit weniger Ausschweifungen begehen konnten. Auch benützten die Franzosen zeitig diese Basler Schlüsse 1438. durch die Einführung der pragmatischen Sanction, welche ihre Kirche gegen manche Eingriffe der Päpste nachdrücklich verwahrte. Die Deutschen hingegen verloren alle Früchte derselben durch ihres Kaisers Friedrichs des Dritten Unthätigkeit und Ergebenheit gegen die Päpste; so wie durch die Ränke seines Staatsbedienten Aeneas Sylvius, und die List des Papstes, indem sie sich vielmehr die Aschaffenburger 1448. Concordaten aufdringen ließen, in denen der Papst die Annaten und Reservationen wieder bekam, und die Deutsche Kirche ihm von neuem Preiß gegeben wurde.

Glücklich genug also retteten sich noch die Päpste aus der nahen Gefahr eines Falls, den ihnen das lange Schisma; die allgemeine Nothwendigkeit einer bey ihnen selbst anzufangenden Reformation; die hergestellte Unabhängigkeit der allgemeinen Kirchenversammlungen von ihnen, und die immer mehr sich über sie verbreitende freyere Denkungsart, gedroht hatten. Vielmehr waren sie jezt darauf bedacht, auch den Eindruck und die Folgen, welche alles dieses bereits hervorgebracht hatte, zu vertilgen. Eben der Aeneas Sylvius, der, als Sekretär

kretär der Basler Synode, die Rechte derselben über die Päpste, zehn Jahre hindurch, so eifrig und beredt, in Reden, Schriften und Handlungen, behauptet; aber auch schon in Diensten Friedrichs des Dritten das Ansehen und die Vortheile der Päpste allen andern Verpflichtungen vorgezogen hatte, gab nicht nur, nachdem er unter dem Nahmen Pius des Zweyten Papst geworden war, durch gebieterisch willkührliche Handlungen gegen Fürsten und Bischöfe, Anlaß zu neuen Beschwerden; sondern verbot auch alle Appellationen von den Päpsten an allgemeine Kirchenversammlungen, als einen abscheulichen und aufrührischen Mißbrauch, und widerrief in einer andern Bulle alles, was er ehemals wider die Vorrechte des Römischen Stuhls gelehrt und geschrieben hatte. Seine Nachfolger überließen sich größtentheils noch weit ungescheuter allen ihren Leidenschaften, weil sie, nach solchen verunglückten Angriffen, gar nichts mehr fürchten zu dürfen glaubten. Paul der Zweyte, nicht ohne Fähigkeit und Neigung, Fehler an seinem Hofe zu verbessern, suchte doch zugleich den König von Böhmen Georg Podiebrad seines Reichs zu berauben; wurde durch Härte und stolze Anmaassungen verhaßt, und sezte die Feyer des Römischen Jubeljahrs, um desto häufiger Menschen und Geld nach Rom zu ziehen, auf fünf und zwanzig Jahre herab. Im Nepotismus, oder in der Bereicherung und Vergrößerung seiner Anverwandten auf Kosten der päpstlichen Kammer, gieng Sixtus der Vierte so weit, daß auch öffentliche Unruhen darüber entstanden; und Innocentius der Achte war mit der Versorgung seiner sechszehn unehelichen Kinder beschäftigt. Keiner aber unter ihnen wurde übler berüchtigt, und durchgängig mehr verabscheuet, als Alexander der Sechste. Unersättliche Habsucht und län-

J. n. C. G. 1458. 1460. 1463. 1464. fg. 1471. fg. 1484. fg. 1492. fg.

J. n. C. G. Länderbegierde, Treulosigkeit, Grausamkeit, Verschwendung und Wollust, wechselten gleichsam in seinem ganzen Betragen mit einander ab. Um insonderheit seine unehelichen Kinder zu fürstlichen Würden und Besitzungen zu erheben, begieng er mit denselben Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten aller Art. Er starb 1503. am Gifte, welches er für andere hatte zubereiten lassen. Julius der Zweyte, der bald darauf den päpstlichen Thron bestieg, zerrüttete Italien auf eine neue Art: er war Krieger, Feldherr, Eroberer, Stifter eines furchtbaren Bündnisses wider die Republik Venedig; suchte, unter dem Nahmen von Barbaren, alle Ausländer aus Italien zu entfernen, und oberster Herr dieses Landes zu werden; aber von einem christlichen Bischof oder Lehrer hatte er keine Spur an sich. Ludwig der Zwölfte, von ihm vielfältig beleidigt, drohte seiner Macht den Untergang. Er und der Kaiser Maximilian der Erste, ließen sogar zu Pisa eine Kirchenversammluug wider ihn halten; doch sein unerschrockener und standhafter Muth verschaffte ihm Hülfsquellen genug, um sich gegen alle zu behaupten. Weit sanfter und friedliebender als er, gelehrt, witzig, auch zu Staatsunterhandlungen geschickt; aber üppig, prachtliebend und verschwenderisch in hohem Grade, war Leo der Zehnte. Er wußte die Aufhebung der den Päpsten so unangenehmen pragmatischen Sanction zu bewürken, und an Statt derselben mit dem Könige Franz dem Ersten das Concordat einzugehen, durch welches sie sich beide, so zu sagen, in die Rechte und Freyheiten der Französischen Kirche theilten.

(Randnotizen: 1503. — †. 1513. — 1511. — seit 1513. — 1516.)

Durch solche Sitten der Päpste, nicht weniger durch die vorhergedachten Auftritte dieses Zeitalters, gereizt und aufgemuntert, standen immer mehr rechtschaffene und wahrheitliebende Männer auf, welche

che auf eine Verbesserung der Kirche und ihrer Lehrer, bald mit mehr, bald mit weniger Einsicht und Würksamkeit, drangen. Sie hatten zum Theil einen lebhaften Einfluß auf die beiden Synoden zu Costnitz und Basel: und wenn sie gleich seltener die Nothwendigkeit einer Glaubensreformation empfanden; so gaben sie doch auch manche Winke für dieselbe. Peter von Ailly, Kanzler der Universität Paris, nachmals Cardinal und Bischof von Cambray, war einer der ersten und vornehmsten unter ihnen. Er gestand, daß es ketzerische, zauberische und andere Päpste von groben Verbrechen gegeben habe; daß selbst eine oekumenische Kirchenversammlung, von welcher sie gerichtet werden könnten, keine unfehlbare Aussprüche in Glaubenssachen zu thun im Stande sey; die heilige Schrift empfohl er desto mehr. Sein Schüler und Nachfolger in der Kanzlerwürde, Johann Charlier, gewöhnlich Johann Gerson genannt, der aber im Exilium starb, that noch andere wichtige Vorschläge. Er zeigte, daß die allgemeine Kirche eines Papstes gar wohl eine Zeit lang entbehren könne; daß man wenigstens seine Gewalt sehr einschränken müsse; daß die päpstlichen Decretalen schon darum höchst verwerflich seyen, weil sie den Kaisern ihren gebührenden Gehorsam entzogen hätten; daß die Kaiser das Recht hätten, allgemeine Kirchenversammlungen zusammen zu berufen; daß die Päpste eine Menge Güter unrechtmäßiger Weise an sich gezogen hätten; und vieles andere von dieser Art mehr. Ein anderer Französischer Theologe von gleicher Freymüthigkeit, Nicolaus von Clamenge, den man gemeiniglich von Clemangis nennt, Rector der erstgedachten Universität, entwickelte in seinem Buche von dem verdorbenen Zustande der Kirche, die Ursachen dieses Verderbens, welche die Kirche seiner

Zeit

J. n. C. G.

st. 1425.

st. 1429.

st. n. 1434.

J. n. C. G. Zeit der alten so unähnlich mache, als Koth dem Golde sey, durch eine ausführliche Schilderung der lasterhaften Ausschweifungen der Päpste, der Cardinäle, der Bischöfe, der Mönche, und anderer Geistlichen. Mehr einen eigentlichen Glaubensverbesserer gab Johannes
st. 1489. Weßelus ab, aus Gröningen gebürtig, der zu Paris, Cöln, Basel, und an andern Orten gelehrt hat. Er wollte die Religion lediglich aus der heil. Schrift hergeleitet wissen; verwarf die Brodtverwandlung, die Wallfahrten, die Ablässe; bedroht von mächtigen Verfolgern, that er wenigstens einen äussern Widerruf. Hingegen konnte Hieronymus Sa-
st. 1498. vonarola, ein Italiänischer Dominicaner, dem traurigsten Schicksale nicht entgehen. Dieser beredte und fromme Eiferer für die ächte christliche Gottseeligkeit, der die Ruchlosigkeit seiner Zeit bis an den päpstlichen Thron hin bestürmte, ließ sich doch zugleich von einer schwärmerischen Einbildungskraft fortreißen; gab sich das Ansehen eines göttlich begeisterten Propheten, und mischte sich zu sehr in bürgerliche Unruhen. Daher wurde es Alexandern dem Sechsten, dessen Bann er verachtete, desto leichter, ihn durch seine Feinde zu Florenz zum Scheiterhaufen verurtheilen zu lassen.

Daß richtigere Einsichten über Religion, Theologie und Kirchenverfassung, sich jezt immer häufiger und freyer blicken ließen; das war unter andern auch eine Folge von den weit günstigern Aussichten, welche sich für die Gelehrsamkeit eröffneten. Zwar entstanden diese eben nicht aus dem blühenden Zustande, oder aus der Vermehrung der Universitäten: denn diese, von den Päpsten und der Geistlichkeit vollkommen abhängig, pflanzten bloß die althergebrachten Begriffe von scholastischer Philosophie und Theologie, von päpstlichen und bürgerlichen Rechten,

auch

auch von andern Wissenschaften und Künsten, ohne irgend ein sichtbares Wachsthum derselben, fort. Sie leisteten nur hauptsächlich den Nutzen, daß Leute von jedem Stande leichtern Zugang zu einiger Bekanntschaft mit der Gelehrsamkeit erlangten, und überhaupt Beschäftigungen dieser Art mehr aufgemuntert wurden. **Leipzig, Rostock, Löwen, Basel, Buda** oder **Ofen, Ingolstadt, Tübingen, Maynz,** und **Kopenhagen,** sind die merkwürdigsten dieser neuerrichteten gelehrten Gesellschaften. Aber außerhalb ihrem geschlossenen Bezirke, brach ein ganz anderes Licht aus. **Je mehr sich das Griechische Kaiserthum seinem Untergange näherte, desto mehr Gelehrte flüchteten sich aus demselben nach Italien.** Dort weckten sie durch mitgebrachte Handschriften der Werke ihrer vortrefflichsten alten Schriftsteller, durch mündliche Erklärungen und Uebersezungen derselben, auch eigene schriftliche Anleitungen, ihre Kenntniß, den Geschmack daran, und die Neigung nebst der Methode selbst, sie glücklich nachzuahmen, wieder auf. **Emanuel Chrysoloras, Bessarion, Theodorus Gaza, Georgius Gemistius Pletho, Georgius Trapezuntius, Johannes Argyropylus,** und andere mehr, haben daran einen Hauptantheil gehabt. Bald betraten die fähigsten Köpfe unter den Italiänern eben diesen Weg; sie wandten die Gelehrsamkeit des alten Griechenlands und Roms auf die Reinigung und Verbesserung der Künste und Wissenschaften an. Alle übertraf hierinne **Laurentius Valla,** ein Canonicus zu **Rom,** der sich unter andern auch um die Theologie sehr verdient machte. Nach so vielen Jahrhunderten stellte er zuerst wieder das Beyspiel eines **gelehrten Auslegers des Neuen Testaments** auf; er wagte es sogar, die erdichtete **Schenkung Constantins des Gros-**

J. n. C. G.

ff. 1409.

ff. 1457.

J. n. C. G.

sen an die Römischen Bischöfe, und den Apostolischen Ursprung des alten Glaubensbekenntnisses der Täuflinge zu bestreiten. Die Platonische Philosophie schien jezt der Aristotelischen ihre so lange Herrschaft in der Kirche streitig zu machen; insonderheit gab ein Canonicus zu Florenz, Marsilius Ficinus, einen gelehrten und eifrigen Vertheidiger derselben ab; er schrieb auch das erste merkwürdige Buch von der Wahrheit der christlichen Religion.

st. 1499.

Zwar konnte die Aristotelisch-Scholastische Philosophie noch kaum erschüttert werden, weil sie in das theologische System viel zu tief und unzertrennlich verwebt war. Allein die scholastischen Theologen des funfzehnten Jahrhunderts waren unter allen von ihrer Gattung die schlechtesten. Trübseeligere und ungelehrtere Zänker hatte es unter ihnen noch nicht gegeben; der Abstand zwischen ihnen und den durch das feine Alterthum gebildeten Männern, auch den freymüthigen Wahrheitsfreunden von Gersons Geiste, mußte für sie immer nachtheiliger ausfallen. Der einzige Gabriel Biel, Lehrer der Theologie zu Tübingen, zeichnete sich unter ihnen als ein nützlicher Forscher aus. Auch bearbeiteten zween Spanier, Raymundus Sabunde, der zu Toulouse gelehrt hat, die natürliche Theologie nicht ohne Scharfsinn, und Alphonsus Tostatus, ein Theologe zu Salamanca, nachmals Bischof zu Avila, die Schriftauslegung wenigstens mit Hülfe einer ausserordentlichen Belesenheit. Der brauchbarste Schriftsteller für die edlere christliche Frömmigkeit war der Mystiker, Thomas a Kempis, das heißt von Kempen im Cölnischen gebürtig, der sie in seinem Buche von der Nachahmung Christi, aus den Vorschriften dieses großen Lehrers selbst herleitete.

st. 1495. — 1436. — st. 1455. — st. 1471.

Für

Für diese Religion, die man selbst, so wie ihre Lehrer immer lauter einer Verbesserung und Wiederherstellung bedürftig erklären hörte, öffnete sich jezt zu ihrer Ausbreitung eine neue Welt. Aber auch dabey zeigte es sich, wie sehr die Christen von den Grundsäzen derselben abgewichen waren. **Christoph Colombo** entdeckte America. Ein Hauptvorwand, dessen sich die Spanier bedienten, die Schäze desselben nicht nur zu benüzen; sondern mit den Ländern selbst, welche sie darboten, ganz unter ihre Gewalt zu ziehen, war die Verbindlichkeit, die daselbst überall herrschende Abgötterey zu zerstören. In dieser Rücksicht bestätigte **Alexander der Sechste** alle von den Spaniern in diesem Welttheil gemachten Eroberungen, und verordnete, wie sie sich mit den Portugiesen über die fernern Entdeckungen daselbst vergleichen sollten. Aber Knechtschaft, Zwangsmittel, sogar Martern und Hinrichtungen, waren es größtentheils, wodurch den Americanern die dürftigsten Begriffe vom Christenthum aufgedrungen wurden. In Europa bekehrte man nicht viel anders. Als der König von Castilien und Aragonien, **Ferdinand**, durch die Eroberung des Arabischen Königreichs **Granada**, Herr von ganz Spanien geworden war: nöthigte er bald einen Theil der Araber, die noch zu vielen hunderttausenden in seinem Reiche wohnten, durch Strafen, sich taufen zu lassen. Die nicht weniger zahlreichen **Juden** jagte er aus Spanien fort: daher traten ihrer viele dem Scheine nach zum Christenthum. Wegen solcher Verdienste ertheilte ihm **Alexander der Sechste** den Ehrennahmen des **katholischen** oder rechtgläubigen **Königs**. Dagegen schien das Christenthum in seinem äußern Wohlstande einen unersezlichen Verlust zu leiden, als **Constantinopel von den Türken erobert**, und dadurch das

[Margin notes: J. n. C. G. — 1492. — 1493. — 1492. — 1496. — 1453.]

J. n. C. G. das Griechische Kaiserthum vernichtet wurde. Allein es war nur der lezte entscheidende Schlag, der die Griechischen Christen traf, nachdem sie schon seit Jahrhunderten allmählich unter Muhammedanische Regenten gerathen, und noch länger unfähig gewesen waren, für ihre Religion etwas Großes oder Fruchtbares zu leisten. Wessen sie noch fähig waren, das blieb ihnen auch jezt, eine eingeschränkte Uebung ihres Religionscärimoniels; den eben so ärgerlichen als unnüzen, oft schädlichen Glaubenshändeln mußten sie nun entsagen: und ihre Gelehrsamkeit theilten sie den abendländischen Christen zu höhern Entzwecken mit.

Denn daß unter diesen eine Hauptveränderung zum Besten der Religion bevorstünde, das machte die heilsame Gährung, in der sich ihre Kirche in den lezten hundert Jahren dieses Zeitraums befand, und die immer allgemeiner wurde, überaus wahrscheinlich. Hatten gleich die großen Kirchenversammlungen dieser Zeiten ihre wichtigste Absicht verfehlt; so würkten doch ihre Grundsäze und angestrengten Versuche immer fort. Nicht nur der Wunsch und der Nahme einer Kirchenreformation wurden täglich von mehrern und kühner ausgesprochen; auch treffende Vorschläge zu derselben wurden ungestrafter als sonst vorgetragen. Die wiederauflebende wahre Gelehrsamkeit zeigte noch mehr Mittel zu ihrem Dienste; sie lehrte die Religion selbst verbessern; dem so mächtig emporstrebenden Freyheitssinne ertheilte sie ein neues und reineres Feuer. Durch die um eben diese Zeit erfundene Buchdruckerkunst konnte nicht allein alles Wahre und Gute, was jemals für die Wissenschaften gewonnen worden war; sondern auch jede neue, wenn gleich dreistere, die Religion selbst betreffende Wahrheit geschwinder und weiter herum in

um 1440.

Um-

Umlauf gebracht werden, als vorher. Gegen das Ende dieses Zeitraums, um den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, wurde der Drang, aus allem diesem Vortheile zu ziehen, noch eifriger; aber auch glücklicher. Der Spanische Cardinal und Staatsmann **Ximenez**, der, bey allen seinen bewundernswürdigen Gaben, durch falschen Religionseifer hintergangen, den Arabern in Spanien bey Lebensstrafe befohl, sich taufen zu lassen; der tausende ihrer Handschriften verbrennen ließ, und das Neue Testament in ihre Sprache nicht übersezt wissen wollte, fühlte gleichwohl die Nothwendigkeit des gelehrten Bibelstudium so sehr, daß er mit eigenen großen Kosten den Druck der ersten **Bibel-Polyglotte** veranstaltete. Was noch weit mehr ist, ein Würtenbergischer Rechtsgelehrter, **Johann Reuchlin**, aus **Pforzheim** im Badenschen gebürtig, lehrte die Theologen seiner Zeit durch seine Kenntnisse und Schriften, das seit vielen Jahrhunderten vergessene **hebräische Sprachstudium** hervorsuchen. Schon kam auch zu seiner Zeit der erste, der die ebenfals seit tausend Jahren in den Abendländern unbekannte **edlere theologische Methode in ihrem ganzen Umfange** herstellte und selbst ausübte: **Desiderius Erasmus von Rotterdam.** Die gelehrte Auslegung der Bibel, die Critik ihres Textes, die gründliche Herleitung der Religionslehren aus derselben, die bessere Behandlung der Kirchengeschichte, auch freyere Benützung der Kirchenväter, endlich noch die brauchbarste Art, öffentliche Religionsvorträge zu halten; und dieses alles mit der Gelehrsamkeit der Alten, mit Witz und Beredtsamkeit verbunden; waren ihm die Theologen zuerst in einer gewissen Reife schuldig. Neben ihm arbeiteten andere Kenner der Alten und glückliche Forscher daran, einen festern Grund für die Religions-

J. n. C. G.

st. 1517.

st. 1522.

1509. st.

wissenschaft zu errichten. Ihre Zeitgenossen, die Päpste Alexander der Sechste, Julius der Zweyte, und Leo der Zehnte, erinnerten jeden nachdenkenden Kopf, wider ihren Willen, oft daran, wie sehr eine große Religions- und Kirchenverbesserung Bedürfniß sey. Nur fehlte es dazu noch an einem Anführer, der mit den nöthigen Einsichten auch die unerschrockenste Freymüthigkeit vereinigte. Schon lebte unterdessen, der Welt unbekannt, ein solcher Mann auf der eben gestifteten Universität zu Wittenberg. Eine sehr gewöhnliche Begebenheit, eine päpstliche Ablaßpredigt, zog ihn auf den Kampfplatz: und nun begann die wichtigste Revolution im Zustande des Christenthums, welche dessen Verehrer jemals gesehen hatten; deren wohlthätige Folgen sich aber auch niemals berechnen lassen.

J. n. C. G. 1508. 1517.



Aus-

Ausführliche Geschichte des Dritten Zeitraums.

Erstes Buch.

Geschichte der christlichen Religion und Kirche, von Karls des Großen Tod, bis auf Gregor den Siebenten.

Vom Jahr 814. bis zum Jahr 1073.

Erster Abschnitt.

Abriß der bürgerlichen Geschichte dieser Zeit.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Mit dem Anfange des Zweyten Zeitraums dieser Geschichte war das Christenthum im Römischen Reiche herrschend geworden; der Fürst desselben bekannte sich zu dieser Religion; aber von einem fürstlichen Bischof hatten die Christen noch nicht den geringsten Begriff. Mit diesem dritten Zeitraum hingegen neigte sich alles dahin, daß ein Bischof Herr über alle Christen, über ihre Fürsten selbst werden; daß überhaupt ihre Lehrer gebieten, und die Religion ein Werkzeug ihrer Regierung seyn sollte. In den ersten drittehalb hundert Jahren des Zeitraums, welche das gegenwärtige Buch in sich begreift, waren schon mehr als bloße Vorbereitungen zu dieser großen Veränderung da. Der Römische Bischof, nunmehr allein unter allen Bischöfen mit dem Nahmen Papst bezeichnet; bereits Besitzer eines beträchtlichen Landesstrichs im mittlern Italien,

 und

J. n. C. G. 814 bis 1073.

und nicht ohne Einfluß bey Thronbesetzungen, erhielt jetzt an den erdichteten Dekretalen einen so gewaltigen Vorschub, daß alle Rechte der übrigen abendländischen Bischöfe gegen seine neuen Anmaaßungen nach und nach weichen mußten. Ein Bischof in der ganzen Christenheit stand ihm noch im Wege, der in seinem großen Kirchensprengel wenigstens eben so viel zu befehlen hatte, als er in dem seinigen: der Constantinopolitanische. Diesen überwältigte er zwar nicht; begegnete ihm aber mit allem übermüthigen Bewußtseyn einer höher steigenden Macht: und beförderte bey den darüber entstandenen Streitigkeiten zwischen der Griechischen und abendländischen Kirche, die gänzliche Trennung derselben von einander. Nun waren es immer mehr Staatsgeschäfte und ein neuer Rang unter den Fürsten, worauf der unternehmende Geist der Päpste losstrebte. Wer das abendländische Kaiserthum oder das Königreich Italien erhalten sollte, hieng schon öfters von ihrem Gutachten ab. Sie wußten sogar mächtige Normännische Fürsten im untern Italien für die von ihnen eroberten Länder zu ihren Lehnsleuten zu machen. Zwar gerieth ihr Ansehen funfzig Jahre hindurch in einen merklichen Verfall, als ihre Wahl und Würde auf die Willkühr einer gebieterischen Parthey zu Rom, und darunter auch Frauenspersonen, ankam; ihre Sitten aber sehr ausschweifend wurden. Allein sie erholten sich bald wieder; und obgleich ihre Oberherren, die Sächsischen und Fränkischen Kaiser, sie in der Abhängigkeit erhielten; so versuchten sie es doch, sich auch von dieser loszureißen. Die übrigen Bischöfe nebst den sich immerfort vermehrenden Mönchen in den Abendländern wurden zwar größtentheils nur Diener und Werkzeuge der Päpste; beherrschten aber desto sicherer

den

großen Haufen der ungelehrten Christen. In den
r hundert Jahren dieses Zeitraums würkten noch
:ls des Großen Anstalten und Aufmunterungen
glücklichen Anbaue ihres Geistes. Daher gab es
so viele gelehrte und fleißige Theologen im
kischen Reiche, auch einige freyere und scharfsich-
Forscher; wenn gleich die beiden besten Köpfe in
land und zu Constantinopel lebten. In dem
nden Jahrhunderte hingegen tritt kaum ein Papst
erühmter Gelehrter auf: und auch dieser am we-
en in der Religionswissenschaft; bis gegen das
: dieses Zeitraums philosophische Untersu-
ıgen über dieselbe rege wurden. Die Reli-
ısstreitigkeiten dieses Zeitalters waren zum Theil
oder eines unerwarteten Ausgangs. Den lang-
igen Händeln über die Verehrung der Heili-
bilder, machte in der Griechischen Kirche ein
licher Synodalschluß zu ihrem Vortheil, und in
Lateinischen, ohngeachtet des Widerspruchs ange-
ıer Lehrer, das überhand nehmende Ansehen der
hgesinnten Parthey, ein Ende. Man stritt zum
ımale über die Brodtverwandlung im
ndmahl: und sie fand anfänglich keinen Bey-
Aber hundert Jahre später hatte diese Lehre
ı Wurzel gefaßt; endlich mußte ein Mann von
glicher Einsicht, der sie leugnete, mehr als ein-
widerrufen. Ein Mönch trug die Prädestina-
des Augustinus vor. Die ansehnlichsten Fränki-
: Lehrer theilten sich zwar darüber; allein seine
ner waren mächtig genug, ihn auf immer ins Ge-
niß einschließen zu lassen. An den Streitigkei-
der Griechischen und Lateinischen Kirche
e Glaubensuneinigkeit sehr geringen; Verschie-
eit in kirchlichen Einrichtungen einen beträchtli-
ı; den Hauptantheil aber die eifersüchtige Erbitte-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

nur die beyden Hauptstämme der [illegible] und [illegible] gegen einander. Der einzige öffentliche Gewinn, den das Christenthum in diesem Zeitraume erhielt, war die Bekehrung mehrerer Nationen zu demselben. Die Bulgaren, und andere Völker zwischen dem schwarzen und Adriatischen Meere, die Böhmen, Mähren, nebst [illegible] angrenzenden Wenden und Brandenburgern, die Pohlen, Russen und Ungarn; endlich auch die Dänen, Schweden und Norweger, nahmen alle diese Religion theils freywillig, theils gezwungen an. Sonst ereigneten sich in diesem Zeitraume neue und wichtige Begebenheiten genug zur Erhöhung und Veränderung des christlichen Lehrbegriffes. Die [illegible] mit eingeschlossen; aber zum Vortheil des Christenthums oder der Theologie keine so erheblich, als man nach den Veranstaltungen des vorhergehenden hätte erwarten sollen.

Viele von diesen Begebenheiten lassen sich weder verstehen noch gründlich beurtheilen, wenn man nicht die Schicksale und den Zustand der bekanntesten Nationen und Reiche dieser Zeiten vor den Augen hat. Unter diesen allen ragt die Fränkische Monarchie vor andern hervor, und ist auch für die christliche Kirchengeschichte die merkwürdigste. Karl der Große hatte ihr den größten Umfang ertheilt, den sie noch gehabt hatte: denn sie begriff am Ende seines Lebens das jetzige Frankreich, die Niederlande, Deutschland bis an die Elbe, Saale und Donau, einen Strich von Ungarn bis an den Raabfluß, Italien bis nach Benevent herab, die gesammte Schweiz, und Spanische Landschaften von den Pyrenäischen Gebirgen bis an den Ebro, nebst den Inseln Majorca und Minorca. Er hinterließ sie auch, dem An-

Anscheine nach, in einer nicht geringen Festigkeit. Aber, sie darinne zu erhalten, war ein Geist, wie der seinige, nöthig, der selbst zu regieren verstand; über- all gegenwärtig, seinen Statthaltern und Befehlsha- bern, wie seinen Bischöfen, und unter diesen dem ge- fährlichsten von allen, dem Römischen, Gehorsam einzuprägen, auch so viele seit kurzem verbundene Na- tionen und Länder noch inniger zu vereinigen wußte. Dieser Geist war sein Sohn **Ludwig**, der ihm im Jahr 814. als Kaiser und König der Franken nach- folgte, ganz und gar nicht. Man hat ihn den **Frommen** genannt, weil er viel Eifer für Religion und Kirchenzucht bewies; noch richtiger den **Gutherzigen**, dem freylich Selbstständigkeit, Klugheit und Stärke im Handeln fehlten; so viele gute Gesinnungen er auch sonst hatte, und sie nicht selten zur Würksamkeit brachte. Schon im J. 817. theilte er sein Reich unter seine drey Söhne, zum Theil Kinder; veränderte diese Theilung mehr als einmal; zog sich aber dadurch, wie durch andere Fehler, wiederholte Empörungen seiner Söhne, Absezung und öffentliche Beschimpfungen, zu. Die Bischöfe seines Reichs waren dazu behülflich; er hatte auch noch andere aufrührische Bewegungen zu dämpfen, und starb sogar auf einem Feldzuge wider einen seiner Söhne, im Jahr 840. Das Reich wur- de solchergestalt zerrüttet, das königliche Ansehen ver- mindert, und man gewöhnte sich, von einer Parthey zur andern überzugehen. Seine ihn überlebenden Söhne, **Lothar**, **Ludwig** und **Karl**, wurden desto mehr unter sich uneins. Die beiden jüngern nöthig- ten endlich den ältesten mit den Waffen in der Hand, im Jahr 843. zu dem Vergleiche von **Verdün**, der die ganze Monarchie zwischen ihnen theilte. **Lo- thar** bekam das Kaiserthum, das Königreich Italien, und die zwischen der Rhone, Saone, Maaß und Schelde

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Schelde gelegenen Länder, die man nachmals das Loringische Reich nannte; wovon aber das jezige Lothringen nur einen kleinen Theil ausmacht. Alles was von der Morgenseite des Rheins an, in der heutigen Schweiz, in Deutschland und den Niederlanden, zu Ostfranken gehörte, nebst den drey Städten, Maynz, Worms und Speyer, wurde Ludwigs Antheil. Karl aber erhielt das übrige von Westfranken, zwischen dem Weltmeere, der Rhone, Maaß und Schelde. (Eginhard. Annales de gestis Ludov. Pii Imp. p. 25. sq. in Duchesn. Hist. Francor. Scriptt. Tom. II Op. Thegani de gestis Ludov. Pii Imp ibid. pag. 274. sq. Astronomi vita eiusdem, ibid. p. 286. sq. Nithard. de dissensionib. filior. Ludov. Pii, Libri IV. ib. pag. 359. sq.)

Einer von diesen drey Haupttheilen, der Ostfränkische, wurde die Grundlage des noch fortdauernden Deutschen Reichs, das unter mehrern noch vorhandenen Reichen Deutschen Ursprungs, allein diesen Beynahmen behalten hat: und Ludwig, der Stifter desselben, heißt davon der Deutsche. Von allen Nachkommen Karls des Großen war er der würdigste; er regierte und vertheidigte sein Reich mit Einsicht und Muth. Nach seinem Tode aber, im J. 876. theilten sich seine Söhne in dasselbe; der jüngste unter ihnen, Karl der Dicke, vereinigte sogar, und das zum leztenmale, das Westfränkische Reich damit; auch besoß er Italien und die Kaiserwürde. Allein im Jahr 887. sagte man ihm, wegen seiner schlechten Regierung, überall den Gehorsam auf; und Arnulf, ein unehelicher Enkel Ludwigs, folgte ihm auf dem Deutschen Throne. Damals wurde das Deutsche Reich, welches sich seit einiger Zeit der Einfälle der Normänner und Slaven mit Mühe erwehrte,

wehrte, auch noch den Ungarn geöffnet. Unter Arnulfs minderjährigem Sohne, Ludwig dem Kinde, seit dem Jahr 900. wurde diese Zerrüttung auch durch die höher steigenden Befehdungen oder Kriege der Deutschen Großen mit einander, vermehrt. Sein Nachfolger Conrad der Erste konnte gegen diesen unglücklichen Zustand Deutschlands keine treffende Hülfsmittel ausfindig machen. Endlich wurde Heinrich der Erste, der im Jahr 919. den Deutschen Königsthron bestieg, der Retter seines Vaterlandes. Um dasselbe in einen bessern Vertheidigungsstand zu sezen, bevölkerte und befestigte er die Städte; oder erbauete neue im innern Deutschlande; und übte viele seiner Unterthanen in den Waffen. Darauf bezwang er die Slaven an der Havel, ingleichen zwischen der Saale und Elbe, zum Theil auch in andern an sein Reich gränzenden Ländern; schlug die Ungarn zurück, und stellte die öffentliche Sicherheit wieder her. Sein Sohn, Otto der Erste, oder der Große, trat seit dem Jahr 936. glücklich in diese königliche Fußtapfen. Wenn er fast unaufhörlich Kriege geführt hat: so waren es Beleidigungen ausländischer Fürsten, Empörungen seiner Deutschen Großen, Einfälle fremder Nationen, seine und seines Reichs Rechte, welche ihn dazu nöthigten. Er überwand die Ungarn und Dänen; die Slaven in der heutigen Mark Brandenburg und Niederlausiz machte er sich großentheils unterwürfig. Mehr als sechszig Jahre hatten sich Burgundische Könige und Italiänische Große um das Kaiserthum und Königreich Italien gestritten. Zur Hülfe von einigen Ständen Italiens gerufen, und durch die alten Rechte der Fränkischen Könige unterstüzt, bemächtigte er sich dieses Reichs, und vereinigte es, so wie die Römische Kaiserwürde, auf immer mit dem Deutschen. Dort behauptete er auch

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

wigs des Frommen jüngstem Sohne, seine eigenen Könige. Dieser Fürst wußte jedoch sein Reich gegen die verwüstenden Einfälle der Normänner nicht zu beschützen: und noch weniger Karl der Dicke, seines Bruders Sohn, der beynahe die ganze Monarchie Karls des Großen unter sein Gebiet vereinigte; aber auch alles kurz vor seinem Tode, im Jahr 887. wieder verlor. Seine Nachkommen, die Karolingischen Fürsten, regierten zwar noch hundert Jahre länger über Westfranken, als im Ostfränkischen Reiche. Aber theils wurden ihre großen Lehnsleute zu ihrem Schaden immer mächtiger; theils besaßen sie selbst wenig Fähigkeiten, ihr Ansehen zu erhalten: Daher mußte einer von ihnen, Karl der Einfältige, im Jahr 912. dem Normannischen Heerführer Rollo einen großen Landesstrich in seinem mitternächtigen Reiche überlassen. Es war die seitdem sogenannte Normandie und Bretagne; dafür versprach Rollo, als Herzog dieser Länder, den König vor seinen Lehnsherren zu erkennen, und sich taufen zu lassen. Er nahm darauf den Nahmen Robert an, und regierte mit so vieler Klugheit und Ansehen, daß er den Grund zu der Größe seines Hauses legte. Karl hingegen starb als ein Gefangener eines seiner Großen im Jahr 929. Nach andern Unruhen, oder Merkmalen der Schwäche der Könige, seiner Nachfolger, wurde das Karolingische Haus gänzlich vom Throne entfernt, und Hugo Capet, Herzog von Isle de France, Graf von Paris und Orleans, bestieg denselben im Jahr 987. Er ist der Stammvater aller Könige von Frankreich, die bis auf unsere Zeiten regiert haben. Seine Klugheit und sein Muth waren einander gleich; er bedurfte ihrer aber auch, von mehrern mächtigen Lehnsleuten umgeben. Einer von diesen, der Herzog von der Normandie, Wilhelm,

wurde

sig Jahren, selbst mit seiner Absezung, noch kein Ende nahmen. Während aller dieser Veränderungen, war Deutschland ein Wahlreich; das sich aber meistentheils zu einer erblichen Folge hinlenkte. An der Wahl seiner Könige hatten die sämmtlichen geistlichen und weltlichen Reichsstände ihren Antheil: und diese gewannen erst nach und nach ihre landesherrlichen Rechte. Auch fieng der Bürgerstand nun erst an, sich aus einer langen Geringschätzung durch die Handelschaft empor zu heben, welche von mehrern Städten am Rhein, an der Weser und Elbe lebhaft getrieben wurde. (Annales Francor. Bertiniani, ab a. 843–882. apud Duchesn. Tom. III. pag. 200. sq. Annal. Fuldens. ab a. 843–900 ib. Tom. II. pag. 548. sq. Chronicor. Reginonis L. II. cum continuat. ab a. 842–967. in Pistorii Rer. Germanic. Scriptt. T. I. p. 60. sq. ed. Struv. Witichindi Annal. L. I. p. 634. sq. in Meibomii Rer. Germanicar. Tom. I. Luitprandi Rerum gestar. ab Europae Impp. et Regib. L. I. c. 5. sq. p. 12. sq. Antverp. 1640. fol. Ditmari Chronic. LL. VIII. pag. 323. sq. in Leibnitii Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I. Wippo de vita Conradi Sal. Imp. p. 459. sq. ap. Pistor. Tom. III. Hermanni Contracti Chronicon, ab a. 1039. p. 280. sq. ib. T. I. Lambert. Schafnaburg. de rebus Germanic. ab a. 1056. p. 321. sq. l. c. I. I. Mascovii Commentarii de rebus Imperii Rom. Germ. a Conrado I. usque ad obitum Henrici III. Lips. 1757. 4. M. J. Schmidts Geschichte der Deutschen, Erster Theil, S. 462. fg. Zweyter Theil, S. 16. fg. d. Ulmer Ausg.)

J. n. C. G. 814 bis 1072.

Getrennt von diesem Deutschen Reiche durch die Theilung des Jahrs 843. hatte nun das Westfränkische, welches in der Folge das Französische genannt wurde, seit Karln dem Kahlen, Ludwigs

J. n. C. G. 814 bis 1073.

wigs des Frommen jüngstem Sohne, seine eigenen Könige. Dieser Fürst wußte jedoch sein Reich gegen die verwüstenden Einfälle der Normänner nicht zu beschützen: und noch weniger Karl der Dicke, seines Bruders Sohn, der beynahe die ganze Monarchie Karls des Großen unter sein Gebiet vereinigte; aber auch alles kurz vor seinem Tode, im Jahr 887. wieder verlor. Seine Nachkommen, die Karolingischen Fürsten, regierten zwar noch hundert Jahre länger über Westfranken, als im Ostfränkischen Reiche. Aber theils wurden ihre großen Lehnsleute zu ihrem Schaden immer mächtiger; theils besaßen sie selbst wenig Fähigkeiten, ihr Ansehen zu erhalten: Daher mußte einer von ihnen, Karl der Einfältige, im Jahr 912. dem Normannischen Heerführer Rollo einen großen Landesstrich in seinem mitternächtigen Reiche überlassen. Es war die seitdem sogenannte Normandie und Bretagne; dafür versprach Rollo, als Herzog dieser Länder, den König vor seinen Lehnsherren zu erkennen, und sich taufen zu lassen. Er nahm darauf den Nahmen Robert an, und regierte mit so vieler Klugheit und Ansehen, daß er den Grund zu der Größe seines Hauses legte. Karl hingegen starb als ein Gefangener eines seiner Großen im Jahr 929. Nach andern Unruhen, oder Merkmalen der Schwäche der Könige, seiner Nachfolger, wurde das Karolingische Haus gänzlich vom Throne entfernt, und Hugo Capet, Herzog von Isle de France, Graf von Paris und Orleans, bestieg denselben im Jahr 987. Er ist der Stammvater aller Könige von Frankreich, die bis auf unsere Zeiten regiert haben. Seine Klugheit und sein Muth waren einander gleich; er bedurfte ihrer aber auch, von mehrern mächtigen Lehnsleuten umgeben. Einer von diesen, der Herzog von der Normandie, Wilhelm,

wurde

die Landungen der Dänen, bis er im Jahr 838. starb. Aber seine nächsten Nachkommen konnten jene stets mit verstärkten Haufen wiederkommende Ausländer so wenig abhalten, daß sich diese vielmehr, unter den grausamsten Verwüstungen, in ganzen Proinzen festsezten. Alfred, oder Alfried, der im Jahr 872. auf den Thron kam, mußte ihnen daher, ohngeachtet der tapfersten Anstrengung, sein Reich auf eine Zeit lang überlassen, und verborgen auf günstigere Umstände warten. Als diese kamen: überwand er im Jahr 878. die Dänen so vollkommen, daß er von dieser Zeit an Herr von England war. Durch Flotten und geschickte kriegerische Anstalten auf dem Lande, sicherte er es gegen neue Angriffe; erhob das Reich und die Nation aus dem tiefsten Verfall in einen blühenden Zustand, wie dieser für sein Jahrhundert möglich war; gute Geseze und bürgerliche Einrichtungen, Wiederherstellung des ganz verlornen gelehrten Fleißes, und sein eigenes Beyspiel in demselben, zeichneten seine äußerst thätige und wachsame Regierung besonders aus. Er starb im Jahr 900. und führt den Beynahmen des Großen beynahe noch mit mehrerem Rechte, als der Fränkische Karl, weil er ungleich fürchterlichere Schwierigkeiten, als dieser, zu besiegen hatte. Die folgenden Könige behaupteten sich zwar noch eine Zeit lang sowohl gegen die Macht der Geistlichkeit in ihrem Reiche, als gegen die von neuem überhand nehmenden Einfälle der Dänen. Da aber Ethelred der Zweyte im J. 1002. die meisten der leztern, welche sich in England befanden, durch eine geheime Verabredung zu gleicher Zeit überfallen und niedermachen ließ: zog er sich die Rache der Dänischen Könige zu, von welchen Sveno im Jahr 1013. das ganze Reich eroberte, und sein Sohn Canut oder Knut befestigte sich seit dem

5. J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Jahr 1017. noch mehr im Besitze davon. Endlich gelang es den Engländern im Jahr 1041. wieder, einen Prinzen aus ihrem alten Sächsischen Stamme, Eduarden, zum Könige zu bekommen. Doch bald nach seinem Tode wurden sie abermals von einem Normännischen Fürsten überwältigt. Wilhelm, Herzog von der Normandie, eroberte im Jahr 1066. durch eine einzige Schlacht ganz England; gab diesem Reiche eine neue Verfassung; aber zugleich mehr Ansehen und Stärke; seine Nachkommen blieben auch auf diesem Throne. Der mitternächtige Theil Britanniens, oder Schottland, hatte in diesem Zeitalter, nachdem Pikten und Schotten daselbst mit einander seit dem Jahr 838. unter Ein Reich vereinigt worden waren, noch seine eigenen Könige. Irland aber, in mehrere kleine Fürstenthümer getheilt, wurde von einer rohen, wenn gleich christlichen, Nation bewohnt. (Guilielm. Malmesb. de rebus gestis Anglor. L. II. cap. 1. sq. in H. Savilii Rer. Anglic. Scriptt. Francof. 1601. fol. Henr. Huntindon. Hist. L. IV. pag. 344. sq. ibid. Hist d'Anglet. par Rapin, T. I. p. 212. sq. Gesch. Englands von Hume, Th. I. S. 37. fg.)

Nun wurde auch erst der Norden von Europa den übrigen Nationen dieses Welttheils auf mehr als Eine Art bekannt. Auf der einen Seite verheerten die Normänner, (welches der gemeinschaftliche Nahme der Einwohner desselben war,) die westlichen Seeküsten von Europa, und die daran liegenden Länder selbst, wie Deutschland, die Niederlande, England und Frankreich, gegen anderthalb hundert Jahre hindurch, unter geringem Widerstande; sie behaupteten sich auch im Besitze mancher großen Landesstriche daselbst auf lange Zeit; oder gar auf immer.

mer. Aber man lernte auch jezt ihr Vaterland und die Reiche kennen, welche sie daselbst errichtet hatten. Dänemark war eines von denselben; in ältern Zeiten hatte es mit dem gesammten Norden gemeinschaftliche Regenten gehabt. Außer seinen Königen, herrschten auch im Anfange dieses Zeitraums besondere Fürsten über die dazu gehörige Halbinsel Jütland. Einer derselben, Harald, wurde von dem Kaiser Ludwig dem Frommen auf dem Throne unterstüzt, und trat dafür, nebst vielen seiner Unterthanen, im Jahr 826. zum Christenthum. Dreyßig bis vierzig Jahre darauf vereinigte der König Gorm der Alte Jütland mit seinen übrigen Ländern. Sein Sohn Harald, mit dem Beynahmen Blauzahn, der die von dem Deutschen Könige Heinrich dem Ersten angelegte Markgrafschaft Schleswig eingenommen hatte, wurde von dessen Sohne Otto dem Großen, um das Jahr 948. überwunden, und genöthigt, nicht allein das Christenthum anzunehmen; sondern auch diesen Kaiser, wenigstens für einen Theil seines Reichs, als Lehnsherrn zu erkennen. Sveno, oder Svend, Haralds Sohn, der wieder unabhängig war, eroberte, wie man schon gesehen hat, das Englische Reich, ingleichen einen Theil von Norwegen. Dazu kam noch unter seinem Sohne Canut, der seit dem Jahr 1014. regierte, ein beträchtlicher Theil von Schweden, und die Markgrafschaft Schleswig, welche ihm der Kaiser Conrad der Zweyte abtrat. Ein so ansehnliches Gebiet, seine Klugheit und sein Glück, auch die völlige Einführung des Christenthums in seinem Reiche, haben ihm den Beynahmen des Großen erworben. Nach seinem im Jahr 1036. erfolgtem Tode, sank das Ansehen der Dänischen Könige auf einige Zeit merklich. Norwegen hatte sich noch bey seinem Leben in Freyheit gesezt; es herrschte

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Jahr 1017. noch mehr im Besitze davon. Endlich gelang es den Engländern im Jahr 1041. wieder, einen Prinzen aus ihrem alten Sächsischen Stamme, Eduarden, zum Könige zu bekommen. Doch bald nach seinem Tode wurden sie abermals von einem Normännischen Fürsten überwältigt. **Wilhelm, Herzog von der Normandie,** eroberte im Jahr 1066. durch eine einzige Schlacht ganz England; gab diesem Reiche eine neue Verfassung; aber zugleich mehr Ansehen und Stärke; seine Nachkommen blieben auch auf diesem Throne. Der mitternächtige Theil Britanniens, oder **Schottland**, hatte in diesem Zeitalter, nachdem **Pikten** und **Schotten** daselbst mit einander seit dem Jahr 838. unter Ein Reich vereinigt worden waren, noch seine eigenen Könige. Irland aber, in mehrere kleine Fürstenthümer getheilt, wurde von einer rohen, wenn gleich christlichen, Nation bewohnt. (Guilielm. Malmesb. de rebus gestis Anglor. L. II. cap. 1. sq. in H. Savilii Rer. Anglic. Scriptt. Francof. 1601. fol. Henr. Huntindon. Hist. L. IV. pag. 344. sq. ibid. Hist d'Anglet. par Rapin, T. I. p. 212. sq. Gesch. Englands von Hume, Th. I. S. 37. fg.)

Nun wurde auch erst **der Norden von Europa** den übrigen Nationen dieses Welttheils auf mehr als Eine Art bekannt. Auf der einen Seite verheerten die **Normänner**, (welches der gemeinschaftliche Nahme der Einwohner desselben war,) die westlichen Seeküsten von Europa, und die daran liegenden Länder selbst, wie Deutschland, die Niederlande, England und Frankreich, gegen anderthalb hundert Jahre hindurch, unter geringem Widerstande; sie behaupteten sich auch im Besitze mancher großen Landesstriche daselbst auf lange Zeit; oder gar auf immer.

mer. Aber man lernte auch jezt ihr Vaterland und die Reiche kennen, welche sie daselbst errichtet hatten. Dänemark war eines von denselben; in ältern Zeiten hatte es mit dem gesammten Norden gemeinschaftliche Regenten gehabt. Außer seinen Königen, herrschten auch im Anfange dieses Zeitraums besondere Fürsten über die dazu gehörige Halbinsel Jütland. Einer derselben, Harald, wurde von dem Kaiser Ludwig dem Frommen auf dem Throne unterstüzt, und trat dafür, nebst vielen seiner Unterthanen, im Jahr 826. zum Christenthum. Dreyßig bis vierzig Jahre darauf vereinigte der König Gorm der Alte Jütland mit seinen übrigen Ländern. Sein Sohn Harald, mit dem Beynahmen Blauzahn, der die von dem Deutschen Könige Heinrich dem Ersten angelegte Markgrafschaft Schleswig eingenommen hatte, wurde von dessen Sohne Otto dem Großen um das Jahr 948. überwunden, und genöthigt, nicht allein das Christenthum anzunehmen; sondern auch diesen Kaiser, wenigstens für einen Theil seines Reichs, als Lehnsherrn zu erkennen. Sveno, oder Svend, Haralds Sohn, der wieder unabhängig war, eroberte, wie man schon gesehen hat, das Englische Reich, ingleichen einen Theil von Norwegen. Dazu kam noch unter seinem Sohne Canut, der seit dem Jahr 1014. regierte, ein beträchtlicher Theil von Schweden, und die Markgrafschaft Schleswig, welche ihm der Kaiser Conrad der Zweyte abtrat. Ein so ansehnliches Gebiet, seine Klugheit und sein Glück, auch die völlige Einführung des Christenthums in seinem Reiche, haben ihm den Beynahmen des Großen erworben. Nach seinem im Jahr 1036. erfolgtem Tode, sank das Ansehen der Dänischen Könige auf einige Zeit merklich. Norwegen hatte sich noch bey seinem Leben in Freyheit gesezt; es herrschte

J. n. C. G. 814 bis 1073.

[illegible] Wladimir [illegible] Jaroslaw [illegible] einer von Wladimirs Söhnen [illegible] die Ausbreitung einer Nation glücklich [illegible] im Jahr 1054. theilte er das Reich von neuem unter seine Söhne; eine neue [illegible] zwischen denselben [illegible]. Auszug Rußischer Geschichte nebst Anleitung des [illegible] Theodosiani Kio[illegible], in Müllers Sammlung Rußischer Geschichte. Erstem Stück, S. [illegible] Zweyt. Stück. S. [illegible] Dritt. Stück, S. [illegible] St. Petersburg. [illegible] und weit richtiger die Rußische Geschichte bis zu Jahr 1767. zu St. Petersburg durch Schlözern bis zum Jahr [illegible] Rußische Geschichte von D. [illegible] Wagner, S. 12. fg. in Guthrie's Allgem. Weltgeschich. XVI. B. Siebenter Theil.)

Ohngefähr vierzig Jahre früher soll, nach einer alten Erzählung, das Pohlnische Reich gegründet worden seyn. Die ältere Geschichte der Pohlnischen Slaven ist sehr ungewiß, und zum Theil fabelhaft; allein nach einer ziemlich wahrscheinlichen Nachricht, wurde um das Jahr 840. ein armer, aber wegen sei-
ner

ner Rechtschaffenheit und Klugheit geschäzter Landmann unter ihnen, Piast, zum Herzoge gewählt: und seine Nachkommen, die Piasten genannt, haben gegen sechstehalb hundert Jahre diesen Thron behauptet. Der erste unter denselben, der für die Geschichte merkwürdig ist, war Mjesko, oder Miecislav. Er nahm im Jahr 965. die christliche Religion an: und seine Unterthanen mußten dieses zum Theil ebenfals thun. Er besaß auch schon Schlesien; erkannte aber die Deutschen Kaiser vor seine Lehnsherren. Sein Sohn **Boleslav**, mit dem Beynahmen **Chrobri**, oder **der Tapfere**, der ihm im Jahr 992. in der Regierung nachfolgte, soll von dem Kaiser **Otto dem Dritten** im Jahr 1000. **den königlichen Titel** erhalten haben; den er aber wenigstens erst in seinen lezten Jahren gebraucht haben mag, und seine Nachfolger eine Zeit lang abwechselnd mit dem herzoglichen führten. Seine vier Kriege mit dem Kaiser **Heinrich dem Zweyten** endigten sich im Jahr 1018. damit, daß ihm die jezige **Oberlausitz** verblieb. Auch **Miecislav der Zweyte**, sein Sohn, bekriegte Deutschland; verlor aber darüber das gedachte Land. Nach seinem Tode im Jahr 1034. gerieth Pohlen, da sein Sohn Casimir Mönch in dem Kloster **Clügny**; das Reich also ohne Oberhaupt, und sowohl innerlichen Unruhen, als den Einfällen der Böhmen ausgesezt war, in die äußerste Zerrüttung, bis **Casimir** im Jahr 1041. mit Erlaubniß des Papstes, auf den Thron gelangte, auch Ruhe und Ansehen für dasselbe wieder herstellte. Sein Lehnsherr, der Kaiser, unterstüzte ihn dabey; er regierte, mit der herzoglichen Würde zufrieden, bis zum Jahr 1058. (Dlugossi Hist. Polon. L. I. p. 78. sq. Lipſ. 1711. fol. Ditmari Chron. Merseb. L. IV. p. 357. sq. ed. Leibnit. Gotfridi Lengnich. Historia Polona, pag. 2. sq. Gedani,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

 1750.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

1750. 8. D. E. Wagners Geschichte von Pohlen, S. 50. fg. in Guthrie's Allgem. Weltgesch. XIV. B. Erster Abtheil.)

Am Ende eben des neunten Jahrhunderts, in welchem diese beiden Slavischen Reiche ihren Ursprung nahmen, drangen auch die Ungarn in Pannonien ein, und gaben ihm nach und nach ihren Nahmen. Diese Asiatische Nation, kriegerisch und rauh in gleichem Grade, wurde bald darauf von dem Deutschen Könige Arnulf unvorsichtig genug nach Deutschland geführt, indem er sich ihrer wider die Mähren bediente. Daher brachen sie, nachdem er im Jahr 899. gestorben war, desto leichter in jenes Reich ein; sie verwüsteten es dreyßig Jahre nach einander, von der Donau bis an den Rhein, selbst bis nach Thüringen und in das damalige Sachsenland, fast ungeahndet. Seit der Mitte aber des zehnten Jahrhunderts wurden sie von den Deutschen Königen zurückgeschlagen; sie verloren auch das von ihnen besezte Oesterreich, und um gleiche Zeit waren schon zween ihrer Fürsten getauft worden. Doch Stephan, der im Jahr 997. durch Ernennung des Kaisers Otto des Dritten, ihr erster König ward, verschaffte erst dem Christenthum eine allgemeine Aufnahme in seinem Reiche; milderte dadurch und durch die vielen Fremden, welche er in dasselbe rief, die Sitten der Ungarn; wurde ihr Gesezgeber, und führte überhaupt eine neue Verfassung in diesem Lande ein, wo jezt mehrere Nationen sich mit einander vereinigten. Er unterwarf sich auch Siebenbürgen und einen Theil der Walachey. Auf seinen Tod im Jahre 1038. folgten zwanzig bis dreyßig Jahre hindurch sehr unruhige Zeiten für Ungarn. Könige wurden wegen ihrer schlechten Regierung abgesezt; unglückliche Kriege, und ein nur mit den Waffen ge-

gekämpfter Versuch der Nation, zum Heydenthum zurückzukehren, hielten sie auf dem Wege der Verfeinerung merklich auf. (M. Iohann de Thwrócz Chronica Hungarorum, pag. 39. sqq in Ioh. Georg. Schwandtneri Scriptorib. Rer. Hungaricar. Tom. I. Vindob. 1746. fol. Georg. Pray Annales vett. Hunnorum, Avarum et Hungarorum, P. III. L. I. pag. 323 sq. Vindob. 1761. fol. Eiusd. Annales Regg. Hungariae, ab a. 997. pag. 1. sq. ibid. 1764. fol. Gebhardi Geschichte von Ungarn, in Guthrie's Allgemein. Weltgesch. XV. B. Erster Abtheil. S. 360. fg.)

J. n. C. G. 814 bis 1071.

Italien endlich, sonst der Sitz des größten und blühendesten unter allen Europäischen Reichen, neigte sich immer sichtbarer zu einer Vertheilung unter mehrere Fürsten und Staaten. Zwar schienen die Fränkischen, und nachmals die Deutschen Könige, als Könige von Italien, Kaiser und Besitzer von Rom, Herren des größten Theils von diesem Lande, bis auf die geringen und wankenden Besitzungen der Griechischen Kaiser, zu seyn. Aber selbst zu den Zeiten der Ottonen, da diese Oberherrschaft von neuem befestigt, und dem Ansehen nach auf immer gesichert wurde, zeigte es sich, daß sie nur durch öfters wiederkommende oder bleibende Kriegsheere erhalten werden könne. Die Päpste, nur erst Besitzer eines mäßigen Landesstrichs längs dem Adriatischen Meere, unter dem Schutze der Kaiser, strebten schon nicht unglücklich nach Rom selbst, und nach der höchsten Gewalt in Italien überhaupt. Unter den ansehnlichen kaiserlichen Vasallen daselbst, die ebenfals Versuche der Unabhängigkeit machten, waren keine mächtiger als die Markgrafen von Toscana: bereits im zehnten Jahrhunderte eine Zeit lang Herren von Rom, und

im

J. n. C. G. 814 bis 1073.

im eilften von einem sehr ausgebreiteten Gebiete im obern und mittlern Italien; sie erkannten die Hoheit der Kaiser, und näherten sich einer Verbindung mit den Päpsten wider sie. Venedig, seit dem neunten Jahrhunderte völlig ein Freystaat, und im folgenden durch beträchtliche Eroberungen in Istrien und Dalmatien vergrößert, nahm schon als Seemacht die Stelle der Griechischen Kaiser im Adriatischen Meere ein; sein Seehandel erstreckte sich bis nach Asien, und seine Schiffsbaumeister waren die vorzüglichsten von Italien. Im untern Italien und in Sicilien büßten nunmehr die Kaiser von Constantinopel durch Araber und Normänner alle ihre noch übrig gebliebene Besitzungen ein. Die leztern insonderheit eroberten seit dem Jahr 1041. Apulien. Der Kaiser Heinrich der Dritte belehnte sie zwar damit; allein sie fanden schon im Jahr 1059. einen weit größern Vortheil darinne, die Päpste vor ihre Lehnsherren zu erkennen: und in diesem Verhältnisse wurde Robert Guiscard, der vornehmste Fürst der Normänner, der erste Herzog von Apulien und Calabrien. Der Papst, der Benevent von ihm erhielt, versprach ihm auch Sicilien, als ein Herzogthum, wenn er die Griechen und Araber aus dieser Insel vertrieben haben würde; eine Bedingung, die er bald erfüllte. (Muratori Gesch. von Italien, Th. IV. S. 549. fg. Le Bret Gesch. von Italien, Th. I. S. 93. fg. Giannone Bürgerl. Geschichte des Königr. Neapel, Zweyter Theil, S. 1. fg.)

Diese schönen Länder konnten also die Griechischen Kaiser nicht retten; obgleich ihr übriges Gebiet nur durch einen Arm des Meeres davon geschieden war, auch durch zahlreiche und treffliche Seehäfen, wie durch Flotten, leicht in Verbindung be-

mit

ит erhalten werden konnte. Aber ihr Reich erholte ch von den Erschütterungen und Einbußen der vorergehenden Jahrhunderte niemals wieder; es kamen zt neue hinzu, die meistentheils in der elenden Verssung desselben und Ausartung seiner Mitbürger ihn Grund hatten. Seit dem Jahr 813. regierte eo der Armenier über dasselbe: ein thätiger und hr verdienter Fürst, der auch die furchtbaren Bularen überwand, und ein Muster der Gerechtigkeitsebe war. Weil er aber die Verehrung der Heilinbilder etwas heftig zu unterdrücken suchte, wurde verhaßt, und eine Anzahl Verschworner ermordete n im Jahr 820. Einer von ihnen, Michael der Stammelnde, wurde nunmehr Kaiser. Er konnte e Empörung eines seiner Feldherren kaum nach mehen Jahren dämpfen; verlor auch Creta, und einen oßen Theil von Sicilien, gegen die Araber. Sein ohn Theophilus, der ihm im Jahr 829. nachgte, war nicht glücklicher im Kriege mit dieser Nan, weil sich seine Kriegsvölker feige, zum Theil sor treulos betrugen; ihm fehlte es nicht an rühmlin Eigenschaften. Michael hingegen, sein Sohn, vom Jahr 842. an regierte, machte sich durch die ßerste Verschwendung, Ueppigkeit und viele Thoriten verächtlich; man ermordete ihn im Jahr 867. it desto mehr Ruhm regierte nunmehr Basilius r Macedonier bis zum Jahr 886. that sich auch Gesezgeber und Schriftsteller hervor; vermochte aber nicht zu hindern, daß die Araber Syracusä Grunde richteten. Noch gelehrter und fruchtbarer Schriften, als er, war sein Sohn Leo, den man her den Philosophen nannte; er machte sich auch h mehr um die Gesezgebung verdient. Gleichwohl nruhigten auch ihn Verschwörungen und verrätheHe Befehlshaber; sein Patriarch that ihn in den Bann,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Bann, und die Araber nahmen ihm Lemnos, auch Thessalonich weg, bis er im Jahr 911. starb. Der dritte dieser in den Wissenschaften geübten Kaiser, sein Sohn, Constantinus Porphyrogenitus, auch durch schriftstellerische Arbeiten berühmt, hatte abwechselndes Glück wider die Bulgaren und Araber; aber sein eigener Sohn vergiftete ihn im Jahr 959. Auch die siegreichsten und ruhmwürdigsten Regierungen schützten einen Kaiser vor einem solchen Schicksal nicht. Nicephorus Phocas entriß den Arabern Creta wieder, und einen nicht geringen Theil von Cilicien und Syrien; er zeigte auch sonst viele Fähigkeiten, das Ansehen und die Stärke seines Reichs herzustellen; dennoch wurde auch er durch ein Verständniß seiner Gemahlinn mit abgesezten Feldherren, im J. 969. ums Leben gebracht. Mit seinem Blute befleckt, bestieg einer dieser Feldherren, Johannes Zimisces, den Thron; seine Staatsverwaltung selbst gereichte ihm zur Ehre. Er besiegte Araber und Russen; in Syrien machte er wichtige Eroberungen. Als er sich aber merken ließ, daß er die unersättliche Habsucht seines ersten Staatsbedienten, (der, wie nicht selten auch Feldherren, ein Verschnittener war,) nicht länger dulden wolle: kam ihm dieser im Jahr 975. durch gereichtes Gift zuvor. Bald darauf wurde das Reich durch die Empörung seiner besten Feldherren zerrüttet; doch bezwang der Kaiser Basilius der Zweyte, der bis zum Jahr 1025. fast eine funfzigjährige Regierung mit Lebhaftigkeit führte, die Bulgarey. Neue Ermordungen oder Absezungen der Kaiser folgten in kurzem wieder, und eine ausschweifende Fürstinn, die Kaiserinn Zoe, die daran einen Hauptantheil hatte, war mehr als einmal Regentinn des Reichs. Durch eine ähnliche Staatsveränderung kam Isaak Comnenus im Jahr 1057. auf den Thron; verließ ihn aber zwey Jahre darauf

frey-

[f]reywillig wieder. Im Jahr 1068. erhielt das Reich [a]n Romanus Diogenes einen so unternehmenden [un]d kriegerischen Kaiser, als es gerade damals be[du]rfte. Denn zu seinen alten Feinden, den Arabern, [B]ulgaren und Russen, denen es kaum widerstehen [ko]nnte, war seit zwanzig Jahren ein neuer noch furcht[ba]rerer, die Türken, gekommen. Er zog ihnen [im] Jahr 1071. entgegen; die Schlacht, welche er [ih]nen lieferte, blieb zwar unentschieden; aber ein ver[rä]therischer Feldherr verursachte es, daß sein Kriegs[he]er in Unordnung gerieth, und er selbst gefangen [wu]rde. Ob ihn gleich der Türkische Sultan, nach [ge]schlossenem Frieden, gar bald wieder in Freyheit [se]tzte; so bewirkten doch seine Feinde zu Constanti[n]opel die Wahl eines andern Kaisers. Er suchte sein [R]echt mit den Waffen zu behaupten; wurde geschla[ge]n und gefangen; man gab ihm Gift, und stach ihm [di]e Augen aus. (Chronicon iussu Constantini Por[ph]yrogenn. conscriptum, a Leone Armenio, usque [ad] Michaelem, Theophili fil. p. 1. sq. p. 374. sq. [in] Hist Byzant. Scriptt. post Theophanem; Con[sta]ntin. Porphyrogenn. de Basilii Imp. vita et rebus [ge]stis, ib. p. 98. sq. Anonymus Continuator Theo[ph]anis, a Leone Sap. usque ad Romanum, Const. [Po]rphyr. filium, ib. pag. 162. sq. Georgii Monachi [Vi]tae recentior. Imperatt. a Leone Armen. usque ad [C]onst. Porphyr. ib. pag. 374. sq. Leonis Grammat. [C]hronographia, p. 445. sq. post Theophanem, ed. [Pa]ris. Georgii Cedreni Historiar. Compend. p. 485. [sq]. ed. Paris. Excerpta ex Breviar. histor. Iohann. [Sc]ylizae Curopalatae, ib. pag. 807. sq. Ioh. Zonarae [A]nnales, T. II. L. XV. p. 128. sq. ed. Paris.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Hätte sich das Chalifat der Araber auf dem [G]ipfel von Macht und Festigkeit erhalten, den es im

An-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Anfange dieses Zeitraums erreicht hatte: so würde das Griechische Kaiserthum, an dessen Entkräftung der Hof, die Staatsbedienten, die Feldherren und Soldaten, die Geistlichkeit, und die Hauptstadt, gleichsam gemeinschaftlich arbeiteten, vermuthlich schon zu dieser Zeit größtentheils zertrümmert worden seyn. Allein jenes große Reich fiel mit einer beynahe unerwarteten Geschwindigkeit in Ohnmacht und Verwirrung herab. Al Mamun, ein Sohn des großen Chalifen, Harun Al Raschid, beherrschte dasselbe seit dem Jahr 813. Zwar wankte er bereits auf dem Throne, als er, der von dem Hause Abbas herstammte, sich einen Nachfolger aus dem Hause Ali, das dem seinigen so feind war, von seinem Staatsbedienten verleitet, ernannte. Auch war er der erste Chalif, der einem seiner vortrefflichen Feldherren die Statthalterschaft eines großen Landes mit fast unumschränkter Gewalt ertheilte. Aber übrigens erwarb er sich viel Ruhm und Ansehen; er trug noch mehr als sein Vater dazu bey, daß seine Araber, an Statt bloß von ihrer kriegerischen und abergläubischen Schwärmerey sich hinreißen zu lassen, auch vielen Geschmack an Wissenschaften und Künsten zu finden anfiengen. Sein Bruder Al Motasem, der ihm im Jahr 833. nachfolgte, mußte Empörungen, zum Theil von langer Dauer, unterdrücken, die in einem Reiche von so ungeheurem Umfange unvermeidlich, aber auch gefährlicher, als sonst irgendwo waren. Hingegen begieng er auch selbst den Fehler, sich eine zahlreiche Leibwache von Ausländern zuzulegen; funfzigtausend Kriegssclaven, meistentheils Türkischer Herkunft, standen schon in seinen Diensten. Der nächste Chalif, Al Motawakkel, empfand bereits die traurigen Folgen davon. Da er seine Türkische Leibwache immer noch vermehrte, und seine Araber nur zu auswärtigen Kriegen gebrauchte:

belei-

beleidigte er gleichwohl den Feldherrn der erstern, der daher mit des Chalifen Sohne und andern Türken eine Verschwörung wider ihn stiftete, und ihn im J. 861. ermorden ließ. Nunmehr erhoben eben diese Türkische Söldner den Al Mostain auf den Thron; den sie aber eine Zeit lang als einen Gefangenen hielten, und sich die ganze Regierung anmaaßten. Als er aus ihren Händen entkam, nöthigten sie ihn, die Regierung niederzulegen. Von seinen Nachfolgern ließen sie einen im Gefängniß umkommen; den andern ermordeten sie. Diese Türkischen Feldherren und Statthalter rissen nach und nach die ansehnlichsten Länder des Chalifats an sich; andere Großen und kühne Anführer thaten eben dieses; Nachkommen des Hauses Ali, und die Parthey der Karmatier, welche mit dem Schwerdte in der Hand Muhammeds Religion zu reformiren versuchte, erregten innerliche Kriege, die zum Theil gegen ein halbes Jahrhundert fortwährten; die aufrührischen Unruhen vermehrten sich; endlich mußten die Chalifen, deren Betragen oft sehr verächtlich war, unterliegen. Al Kaher, eben so grausam als schwach, wurde im Jahr 933. abgesezt und geblendet; er bettelte nachher auf den Straßen von Bagdad. Man gab darauf dem Al Radi die Würde eines Chalifen; da man ihm aber außer seiner Hauptstadt wenig mehr gehorchte: schloß er im Jahre 935. einen Vergleich mit seinem mächtigen Türkischen Statthalter Ebn Rayek, daß dieser unter dem Nahmen Emir Al Omra, (der oberste Emir, oder Fürst,) alle Regierungsmacht bekommen; ihm aber wenigstens der Titel und die Ehrenbezeigungen eines Chalifen verbleiben sollten. Solchergestalt gieng das Chalifat im Grunde zu den Türken über; die Arabischen Fürsten dieses Nahmens waren seitdem nur oberste Vorsteher der Muhamme-

J. n. C. G. 814 bis 1071.

danischen Religion. (Abulfedae Annales Moslemici, T. II. pag. 197–399. Hafniae, 1790. 4. Gregor. Abulfaragii Supplement. Hist. Dynastiar. p. 158. sq. Elmacini Hist. Saracen. L. II. c. 8. pag. 166–255. Lugd. Bat. 1625. 4. Geschichte der Araber, verbessert von Reisken und Heynen, S. 673. fg. in Guthrie's Allgem. Weltgeschichte, VI. Band. Ersten Theil.) Um die Zeit dieser großen Staatsveränderung waren, wie Abulfeda (l. c. p. 399.) meldet, außer den nahe um Bagdad herum gelegenen Ländereyen, bereits alle sonst zum Chalifat in drey Welttheilen gehörigen Länder von demselben abgerissen worden. Ueber einen ansehnlichen Theil von Spanien herrschten noch immer Fürsten aus dem Hause Ommijah, die sich sogar den Nahmen Chalifen beylegten; aber nach und nach, welches in der Spanischen Geschichte gezeigt worden ist, durch die benachbarten christlichen Könige nicht wenig von ihrem Gebiete verloren. Aegypten und das ganze nördliche Africa, Syrien, Mesopotamien, Persien, Khorasan, und andere Asiatische Länder, hatten alle ihre eigene Regenten, welche zwar eine Zeit lang den Chalif von Bagdad noch verehrt, auch wohl ihm eine jährliche Steuer bezahlt; zuletzt aber auch dieses unterlassen hatten.

Türken waren es also hauptsächlich, welche seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts an die Stelle der Chalifen von Bagdad getreten waren, und sich im Besitze mehrerer der wichtigsten Asiatischen Länder des ehemaligen Reichs derselben behaupteten. Eigentlich war es das Türkische Haus Buja, oder der Bujiden, aus welchem fast ununterbrochen gegen hundert Jahre lang, die Emirs Al Omra herstammten. Mahmud Gazni, Stifter der Familie der Gaznevischen Türken, Eroberer von Persien und Indien, verdrängte es

s im Jahr 1029. aus dem erstern dieser länder. Über beide mächtige Geschlechter, die Buiden und Gazneviden, wurden von den Seldschukischen Türken über den Haufen geworfen. Togrulbek, (von den Griechen Tagrolipix genannt,) der erste, der sich unter ihnen durch große Thaten auszeichnete, und von seiner Nation als König erkannt wurde, gründete seine Oberherrschaft in den Morgenländern im Jahr 1039. als er die Gazneviden aus Khorasan vertrieb. Zehn Jahre darauf griff er das kaiserlichgriechische Gebiet in Asien an. Von dem Chalif zu Bagdad um Hülfe wider die Buiden angerufen, vernichtete er im Jahr 1055. ihre Regierung gänzlich; wurde an ihrer Stelle Emir Al Omra, und auf Befehl des Chalifen mit zwey Kronen, für Arabien und Persien, gekrönt, im Grunde zu seinem Herrn erhoben. Nach seinem Tode im Jahr 1062. hatten die Seldschuken noch einen siegreichern Fortgang sowohl gegen die Griechen, deren Kaiser sie gefangen nahmen; als in dem übrigen Asien. (Abulfedae Annales Muslem. T. III. p. 75. sq. Abulphar. Supplem. Hist. Dynastiar. pag. 122. sq. Elmacin. Hist. Sarac. L. III. c. 7. p. 331. sq. Deguignes Allgem. Gesch. der Hunnen und Türken, u. s. w. Zweyter Band, IX. B. III. Cap. Gesch. der Gazneviden, S. 166. fg. X. B. I. Cap. von den Persianischen Seljuciden, S. 199. fq. Guthrie's Allgem. Weltgeschichte, VI. B. II. Theil, S. 91. fg. S. 112. fg.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.



Zweyter Abschnitt.

Abriß

des Zustandes der Wissenschaften und Künste in diesem Zeitalter.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Unter allen Nationen und Reichen, deren Staatsveränderungen bisher im Auszuge dargestellt worden sind, waren es die Türken beynahe allein, welche für die Gelehrsamkeit unempfindlich blieben. Ihre Anfangsgründe wenigstens kamen mit dem Christenthum auch dahin, wo ihr ein bloß kriegerischer Geist und die rohesten Sitten allen Eingang zu verwehren schienen; es gab sogar jezt eine Zeit, da die berühmteste Muhammedanische Nation auf dem Wege begriffen war, die meisten christlichen an glücklicher Bearbeitung mehrerer Wissenschaften zu übertreffen. Gleichwohl hatten die Franken erst am Ende des vorhergehenden Zeitraums so ungemeine Aufmunterungen und Erleichterungsmittel von dieser Seite empfangen, daß es nur darauf anzukommen schien, sich ihrer mit einer mäßigen Anstrengung zu bedienen. Bey den Griechen aber, selbst in Italien, war der Geschmack an besserer Gelehrsamkeit seit vielen Jahrhunderten gleichsam zu einheimisch geworden, als daß er sich, wenn höhere Begünstigungen, und einige neue treffliche Beyspiele hinzukamen, ganz hätte verlieren können. Das Christenthum belebte schon an

sich

sich mehr als irgend eine andere Religion, den freyesten und edelsten Gebrauch der Geisteskräfte: und selbst die Bestimmung des christlichen Lehrstandes konnte es verhüten, daß die Wissenschaften, deren er überhaupt zur Festigkeit und Gemeinnützlichkeit der ihm eigenen bedurfte, bey keiner Nation, zu tief herabfielen. Allein gerade diese beiden Mittel waren schon seit geraumer Zeit zum Nachtheil der Gelehrsamkeit gebreht worden. Denn die Religion erlaubte nicht mehr Forschen und Prüfen; sondern bloß unumschränkten Glauben; der Lehrstand aber munterte andere desto weniger zu den Wissenschaften auf, da er sie als sein Eigenthum und seinen Vorzug betrachtete: eine Einbildung, die ihn zugleich verführte, in denselben nur eben so weit zu gehen, als ihm zur erträglichen Führung seines Amtes unentbehrlich zu seyn dünkte.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Von diesem Vorurtheil eingenommen, daß es der Clerus allein sey, der durch Gelehrsamkeit gebildet werden müsse, trafen die **Fürsten**, welche zu dieser Zeit dieselbe ihrer Aufmerksamkeit würdigten, meistentheils nur solche Anstalten zu ihrer Aufnahme, welche ihre Beziehung auf jenen Stand hatten. So dachte selbst **Karl der Große**: und **Ludwig**, sein Sohn, ahmte ihm hierinne nach. Er verstand Griechisch und Lateinisch; die leztere Sprache redete er wie seine Fränkische; aber von den heydnischen (vermuthlich lateinischen) Gedichten, welche er in seiner Jugend gelernt hatte, wollte er in reifern Jahren gar nichts wieder hören. Man hatte ihn die heilige Schrift, nach ihrem vermeinten geistlichen und moralischem Sinne, ingleichen, nach der sogenannten **Anagoge**, auslegen gelehrt; kein Wunder, daß er nachher auch als Kaiser mit dem Lesen derselben, mit Singen und Beten in der Kirche, täglich viele Zeit zubrachte. (Thegani

Opus de gestis Ludovici Pii Imp. pag. 279. T. II. Script. Hist. Franc. Duchesn.) Er hatte frühzeitig befohlen, sagt die Sechste Pariser Synode vom Jahr 829. (L. I. c. 30. p. 1316. sq. in Harduini Act. Concill. T. IV.) daß die Bischöfe in ihren Kirchen tapfere Soldaten Christi, durch welche Gott ausgesöhnt werden könnte, vorbereiten und erziehen sollten. Weil aber einige von ihnen sich dabey nachläßig betragen hatten: so trug es die Synode allen auf, künftig einen wachsamern Fleiß darauf zu wenden, und zum Beweise desselben jeder Provincialsynode ihre Schüler darzustellen. In einer ausgebreitetern Rücksicht, wie es scheint, bat sie den Kaiser, (L. III. c. 12. p. 1356. l. c.) daß er, nach dem Beyspiel seines Vaters, wenigstens an drey schicklichen Orten des Reichs öffentliche Schulen anlegen möchte, damit ihrer beider Bemühungen nicht ganz zu Grunde giengen.

Ludwigs Sohn, Lothar, den er schon im Jahr 823. zum Kaiser und Könige von Italien hatte salben lassen, gab bereits im ersten Jahre seiner Regierung daselbst eine Verordnung, (Additamenta ad Leges, sive Capitularia Lotharii I. in Muratorii Script. Rer. Italicar. T. I. P. II. p. 151. sq.) welche mit der Klage anfängt, daß der öffentliche Unterricht durch die Trägheit einiger Bischöfe im obern Italien ganz untergegangen sey. Er bestellte also Lehrer der Kunst, (artem docentes, worunter Muratori bloß die Sprachlehre versteht, vielleicht aber richtiger diejenigen freyen Künste verstanden werden müssen, welche das Trivium ausmachten,) in so bequem gelegenen Städten, daß weder die weite Entfernung, noch die Armuth jemanden vom Besuch derselben abhalten könnte. Diese Städte waren Pavia, Jvrea, Turin, Cremona, Florenz, Fermo, Verona,

Die

Vicenza und Cividal del Friuli, damals Forum Julii genannt; es werden auch die Gegenden angegeben, aus welchen man in jede dieser Städte zur Unterweisung kommen sollte. Zu Ivrea sollte sie der Bischof selbst besorgen; für Pavia aber Dungal: wahrscheinlich, wie Hr. Jagemann (Gesch. der freyen Künste und Wissenschaften in Italien, Dritt. Band. Erst. S. 19. fg.) gezeigt hat, ein Mönch des Klosters Bobbio, der bereits Karln dem Großen Erklärungen über zwo Sonnenfinsternisse mitgetheilt hatte. Auch diese Schulen also in dem Königreiche Italien mögen nicht bloß für angehende Geistliche bestimmt gewesen seyn. Vermuthlich geschah es aus Nacheiferung, daß der Papst Eugenius mit einer Anzahl zu Rom im Jahre 826. versammleten Bischöfe den Schluß faßte, daß auch in jedem Bisthum des mittlern Italiens, und wo es nur nöthig wäre, Schulen errichtet werden sollten. (Holstenii Collect. Rom. P. II. p. 7.) Dennoch fand eine im Jahr 853. zu Rom unter Leo dem Vierten gehaltene Synode, (ap. Harduin. T. V. c. 34. p. 69.) daß es noch Städte genug gebe, wo alle Lehranstalten fehlten, und befohl diesem Mangel abzuhelfen.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Ein anderer Sohn Ludwigs des Frommen, Karl der Kahle, König der Westfranken, seit dem Jahr 843., zulezt auch Kaiser, und Besitzer der ganzen Monarchie des großen Karls, wird unter allen Karolingern am meisten wegen seiner Liebe zur Gelehrsamkeit gerühmt. Besonders lobt ihn ein Mönch von Auxerre, Hericus, (Praef. ad LL. de vita S. Germani, apud Launoium de scholis celebriorib. seu a Carolo M. seu post eundem in Occidente instauratis, c. 12. p. 18. sq. Opp. T. IV. P. I.) daß er seinen großen Ahnherrn, der die Wissenschaften auferweckt

J. n. C. G. 814 bis 1073.

habe, durch seine erweiternden Hülfsmittel, durch Beyspiel und Belohnungen noch übertreffe; daß er Griechische Gelehrte und Philosophen aus Irland in sein Reich gezogen, und seinen Hof selbst zu einer Schule gemacht habe. Man hat zwar dabey erinnert, daß alles dieses in einer Zuschrift an Karln selbst stehe; allein es wird durch die Geschichte des berühmten Philosophen **Johann des Schotten**; auch durch die Zeugnisse des Papstes **Johann des Achten** und **Hinkmars von Rheims**, bestätigt.

Noch zu Karls Zeiten kam **Alfred** oder **Alfried** im Jahr 872. auf den Englischen Thron, der nicht, wie diese **Karolingischen** Fürsten, auf einen schon vorhandenen festen Grund für die Wissenschaften bauen konnte; sondern ihn erst selbst legen mußte. Er hatte zwar in seinem zwölften Jahre noch nicht lesen gelernt; als er aber einige Sächsische Gedichte vorlesen hörte: wurde zugleich sein Heldengeist belebt, und auch Liebe zur Gelehrsamkeit bey ihm erregt. In kurzem konnte er diese Verse lesen; er machte sich auch bald mit der Lateinischen Sprache, und berühmten Schriftstellern derselben, bekannt. Unter diesen Beschäftigungen war es ihm unangenehm, zur Regierung gerufen zu werden; und diese konnte er würklich erst seit dem J. 878. antreten, nachdem er die Dänen, die bis dahin Herren seines Reichs gewesen waren, überwunden hatte. Zu der allgemeinen Verwilderung, worinne er dasselbe antraf, gehörte auch die herrschende Unwissenheit. Von dem gelehrten Fleiße, welchen **Theodor von Canterbury**, **Beda**, **Alcuin**, und andere in Gang gebracht hatten, gab es daselbst keine Spur mehr; an der südlichen Seite der Themse fand er keinen einzigen Geistlichen, der eine Stelle der lateinischen Bibel hätte erklären können; und nur wenige im nördlichen England waren so weit gekommen. Alfred

ford berief aus dem Fränkischen Reiche, aus Irland, und selbst aus dem damaligen Sachsenlande in Deutschland, Gelehrte, welche er zu Lehrern seiner Nation gebrauchen konnte. Mit Hülfe derselben errichtete er Schulen, und wies ihnen einen bestimmten Theil seiner Einkünfte an. Die neuern Englischen Geschichtschreiber haben sich viele Mühe gegeben, zu beweisen, daß er, wo nicht Stifter, doch Wiederhersteller der Universitäten Oxford und Cambridge sey. Besonders hat Anton Wood (Historia et Antiquitates Univers. Oxoniens. L. I. p. 13. sq Oxon. 1674. fol.) alle ältere Erzählungen gesammelt, welche für Oxford zu zeugen scheinen. Nach einer derselben (l. c. pag. 12.) soll bereits vor dem Jahr 821. Kenelm, König von Mercien, den Papst um die Erlaubniß zur Anlegung einer hohen Schule gebeten, und dieselbe in die gedachte Stadt versezt haben. Bey einer genauern Prüfung aber findet man alle diese Nachrichten ungewiß und von geringem Werthe; ja Wood gesteht selbst, (pag. 16.) daß der Bischof Asser, Alfreds Zeitgenosse und Biograph, gar nichts von der Stiftung dieser Universität melde; obgleich in einem Anhange seiner Schrift, (vermuthlich aus spätern Zeiten,) viel davon gesagt wird. Es ist also nur dieses glaublich, daß Alfred die beiden genannten Städte zu Sitzen vorzüglicher Schulen gemacht hat. Andere Schriftsteller über die Geschichte ihrer Universitäten findet man in einem bekannten Werke (C. A. Heumanni Biblioth. histor. Academica, p. 39. sq. p. 142. sq. in H. Conringii Antiquitt. Academicis, Goetting. 1739. 4.) verzeichnet. Das Beyspiel und die gelehrte Würksamkeit dieses Fürsten erstreckten sich noch viel weiter. Unter den drey gleichen Theilen, welche er von seiner Zeit entworfen hatte, war einer ganz dem Studieren und Andachtsübungen gewidmet: und zur

J. n. C. G. 900 bis 1073.

sehr frühen Jahren zeigte er treffliche Geistesanlagen, die von dem gelehrtesten Manne, den Europa damals kannte, dem Westfranken Gerbert, der auch sein Anverwandter war, unter andern seiner Lehrer, glücklich angebauet wurden. Freylich mag ihm eben sowohl seine Mutter, die Griechisch-kaiserliche Prinzessinn Theophania, als Gerbert selbst, eine so überwiegende Neigung gegen die damaligen Griechen und Römer eingeflößt haben, daß sich die Folgen davon in seinen Sitten, und in einer Geringschätzung seiner viel weniger gebildeten Deutschen, äußerten. Man verstattete ihm überhaupt in seinen ersten Jugendjahren viele schädliche Freyheiten; er näherte sich aber merklich dem männlichen Ernste, und großen Unternehmungen, als ihn der Tod im Jahr 1002. in einem Alter von zwey und zwanzig Jahren den schönsten Hoffnungen entriß. Die zwischen ihm und Gerberten gewechselten Briefe sind eben so sehr Zeugen von der Wißbegierde und dankbaren Ergebenheit des jungen Fürsten gegen seinen Lehrer, als von der geschickten Schmeicheley eines Hofmanns, welche dieser sehr wohl verstand. Otto bat ihn, freylich in einem seltsamen Latein; das man aber damals mit Recht bewunderte, er, dem er so viel schuldig sey, (Amantissimae vestrae dilectionis omnibus venerandam nobis adiungi volumus excellentiam, et tanti patroni sempiternam nobiscum stabilitatem adoptamus, quia vestrae doctrinae disciplinata proceritas nostrae simplicitati semper fuit haud fastidiosa auctoritas,) möchte auch künftig seiner Unwissenheit und Unerfahrenheit, selbst bey der Regierung, zu Hülfe kommen; immerhin möchte er sich von seiner Sächsischen Rohheit (rusticitatem) wegwenden; aber desto mehr die Funken des feinern Griechischen Geistes, die in ihm lägen, zu einem Feuer aufblasen: und er endigte damit, sich von

Nach den ersten hundert Jahren dieses Zeitraums, in welchen noch das Beyspiel Karls des Großen seine lebendige Kraft äußerte, sah man in den Abendländern eine Zeit lang weit weniger Fürsten sich als Freunde und Beförderer der Gelehrsamkeit hervorthun. Kriege, die beynahe kein Ende nahmen, und eben so oft im Innern wütheten, als mit auswärtigen Staaten geführt wurden, zogen ihre Aufmerksamkeit weit mehr an sich. Nicht selten bestiegen sie den Thron, ohne noch lesen und schreiben gelernt zu haben. Zween der ruhmwürdigsten Deutschen Könige, Heinrich der Erste, und Otto der Erste, gehören unter diese Fürsten. Der leztere erlangte die Fertigkeit, zu lesen, nur nach dem Tode seiner ersten Gemahlinn; und als er hierauf im Jahr 951. die Wittwe eines Italiänischen Königs, Adelheid, heyrathete, lernte er auch die Lateinische Sprache so weit, daß er in derselben geschriebene Bücher verstehen konnte. Doch sein Bruder, der Erzbischof von Cöln, Bruno, den er zu seinem Kanzler und Erzkaplan machte, hatte ihm früh genug, und mitten unter den Waffen, die er fast nicht niederlegte, einigen Geschmack an den Wissenschaften beygebracht. Da er wegen jener Würden dem Hofe überall nachfolgte: so führte er eine kleine Sammlung von Griechischen und Lateinischen Schriftstellern mit sich; er stellte mit den Geistlichen, die ihn begleiteten, gelehrte Unterredungen an: und Otto fand sich bey denselben bisweilen ein. (Witichindi Annales L. II. p. 650. ed. Meibom. Vita D. Brunonis, Colon. Archiep. scripta per Ruotgerum, p. 273. sq. in Leibnitii Scriptt. Rer. Brunsvic. Tom. I.) Der Enkel dieses Kaisers, Otto der Dritte, machte eine desto seltnere Ausnahme unter den abendländischen Fürsten dieser Zeit, und schien für die Wissenschaften überaus viel zu versprechen. In sehr

J. n. C. G. 814 bis 1075.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

sehr frühen Jahren zeigte er treffliche Geistesanlagen, die von dem gelehrtesten Manne, den Europa damals kannte, dem Westfranken Gerbert, der auch sein Anverwandter war, unter andern seiner Lehrer, glücklich angebauet wurden. Freylich mag ihm eben sowohl seine Mutter, die Griechisch-kaiserliche Prinzessinn Theophania, als Gerbert selbst, eine so überwiegende Neigung gegen die damaligen Griechen und Römer eingeflößt haben, daß sich die Folgen davon in seinen Sitten, und in einer Geringschätzung seiner viel weniger gebildeten Deutschen, äußerten. Man verstattete ihm überhaupt in seinen ersten Jugendjahren viele schädliche Freyheiten; er näherte sich aber merklich dem männlichen Ernste, und großen Unternehmungen, als ihn der Tod im Jahr 1002. in einem Alter von zwey und zwanzig Jahren den schönsten Hoffnungen entriß. Die zwischen ihm und Gerberten gewechselten Briefe sind eben so sehr Zeugen von der Wißbegierde und dankbaren Ergebenheit des jungen Fürsten gegen seinen Lehrer, als von der geschickten Schmeichelen eines Hofmanns, welche dieser sehr wohl verstand. Otto bat ihn, freylich in einem seltsamen Latein; das man aber damals mit Recht bewunderte, er, dem er so viel schuldig sey, (Amantissimae vestrae dilectionis omnibus venerandam nobis adiungi volumus excellentiam, et tanti patroni sempiternam nobiscum stabilitatem adoptamus, quia vestrae doctrinae disciplinata proceritas nostrae simplicitati semper fuit haud fastidiosa auctoritas,) möchte auch künftig seiner Unwissenheit und Unerfahrenheit, selbst bey der Regierung, zu Hülfe kommen; immerhin möchte er sich von seiner Sächsischen Rohheit (rusticitatem) wegwenden; aber desto mehr die Funken des feinern Griechischen Geistes, die in ihm lägen, zu einem Feuer aufblasen: und er endigte damit, sich von ihm

nehmlich aber den Armen und Fremden zugehöre; sich dadurch Freunde verschaffen und erhalten, daß er die Abwesenden vor ihren Freunden lobe, auch dankbar sey; alles mit eigenen Augen untersuchen; den Tadel seiner Handlungen willig annehmen; die alte Geschichte sich bekannt machen; und sich in der Beredtsamkeit, dem vollkommensten aller menschlichen Dinge, üben. Obgleich weder Ordnung und Zusammenhang, noch einige Vollständigkeit von der moralischen oder politischen Seite in diesen Vorschriften herrscht; so fehlt es ihnen doch selten an Richtigkeit, und zu ihrer besondern Absicht mögen sie brauchbar genug gewesen seyn.

Leo der Sechste, sein Sohn und Thronfolger, vom Jahr 886. bis 911. war von dem gelehrtesten Griechen seiner Zeit, **Photius**, mit so gutem Erfolge in den Wissenschaften unterrichtet worden, und hatte selbst so große Fortschritte in denselben gethan, daß man ihm deswegen den Beynahmen des **Weisen und Philosophen** ertheilt hat. Er vollendete die von seinem Vater angefangene Umschaffung der gesezlichen und Rechtswissenschaft durch das neue Gesezbuch, welches er von seinem Staatsbedienten **Sabbathius** unter dem Nahmen der kaiserlichen **Verordnungen** (Βασιλικαὶ διατάξεις) in sechszig **Büchern** um das Jahr 880. ausfertigen ließ. Dieses Werk, auch schlechtweg Βασιλικὰ genannt, ist aus den Griechischen Uebersezungen von **Justinians** Gesezbuche, aus den Commentarien der Griechischen Rechtsgelehrten über dasselbe, den Gesezen jüngerer Kaiser, den Gutachten der Kirchenväter, und Gesezen der Kirchenversammlungen,, auch andern Schriften, zusammengetragen worden; nur daß man vieles aus allen diesen Quellen weggelassen, verändert oder mit neuen Gesezen vermehrt hat. Ob es gleich schon lange

keine

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Rechtsgelehrsamkeit, sonderlich der Gesezgebung, nöthig befand: so gab er mit seinen Söhnen ein Handbuch der Geseze (πρόχειρον τῶν νόμων) heraus, in welchem er, mit Weglassung der veralteten, die geltenden unter gewisse Hauptstücke brachte. Marquard Freher hat zwar einen Theil davon, wie er glaubte, ans Licht gestellt; (in Leunclavii Iure Graeco Rom. T. II. p. 79. sq.) aber Ritter macht es wahrscheinlich, daß dieses Werk des Kaisers entweder nicht vorhanden; oder noch gar nicht gedruckt sey. (in Guthrie's Allgemein. Weltgesch. V. Th. I. Bande, S. 493. fg. Anm. 9.) Desto öfter sind seine Sechs und Sechszig kurze sittliche Vorschriften, an seinen Sohn und Mitregenten Leo gerichtet, (Κεφάλαια παραινετικά) unter andern in Ans. Banduri Imperio Orientali, seu Antiquitt. Constantinop. T. I. p. 139. (Venet. 1729. fol.) abgedruckt worden. Er empfiehlt darinne seinem Sohne zuerst Gelehrsamkeit; richtigen Glauben an die Dreyeinigkeit; Ehrerbietung gegen die Kirche und ihre Priester, durch welche Gott selbst geehrt werde; Betrachtung der künftigen allgemeinen Vergeltung; Almosengeben, als ein Mittel, das Leben zu verlängern, und Schäze für jene Welt zu sammeln; sodann aber viele Tugenden, und andere schäzbare Fertigkeiten, Klugheitsregeln, auch Vermeidung mancherley Fehler. Sein Sohn soll mit den Aerzten der Seelen, oder mit musterhaften Männern, von denen er lernen könne, fleißig umgehen; auf einen schönen Körper keinen ausnehmenden Werth sezen; sich durch die hervorstechendeste Tugend als einen wahren Kaiser beweisen; die heilige Schrift öfters studieren; von klugen Leuten Rath begehren; eine Verachtung des Geldes darinne zeigen, daß er es zum nothwendigen Gebrauch reichlich hingebe, indem es nicht ihm allein; sondern auch seinen Mitknechten; vornehm-

und Palmenfest; die Geburt, Darstellung, Reinigung, den Tod und die Verkündigung Mariä; die Enthauptung Johannis, und mehrere Heilige; auch das Lob des Chrysostomus, und andere mehr. Die Gedichte und zweifelhaften Schriften des Kaisers können hier übergangen werden; von allen hat Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. VI. p. 363. sq.) genauere Nachricht gegeben.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Mehr auf den allgemeinen Zustand der Gelehrsamkeit im Griechischen Reiche hat allem Ansehen nach sein Sohn Constantinus gewürkt, der den Beynahmen Πορφυρογεννήτης davon führt, weil er gebohren ward, als sein Vater bereits den kaiserlichen Purpur trug, und vom Jahr 912. bis 959. regiert hat; ob er sich gleich erst seit dem Jahr 945. die unabhängige höchste Gewalt zu verschaffen wußte. Cedrenus stellt ihn zwar als einen faulen Trunkenbold, und überhaupt als einen schlechten Regenten vor. (Historiar. compend. p. 635. ed. Paris.) Wenn man aber die Nachrichten des Zonaras damit vergleicht: (Annall. L. XVI. p. 193. T. II. ed. Paris.) so scheinen sich seine Fehler nur auf einige Gegenstände der Staatsverwaltung erstreckt zu haben: und der Vorwurf der Trägheit widerlegt sich von selbst durch die ungemeine Thätigkeit, welche dieser Kaiser als Freund der Wissenschaften und als Schriftsteller bewiesen hat. Doch Cedrenus selbst gesteht gleich darauf, er verdiene deswegen bewundert zu werden, daß er die Rechenkunst, die Tonkunst, die Sternkunde, die Meßkunst, und auch die Philosophie, welche seit geraumer Zeit durch die Sorglosigkeit und Unwissenheit der Kaiser untergegangen wären, wieder hergestellt; besonders aber die vortrefflichsten Lehrer derselben in seiner Hauptstadt angeordnet habe. Zonaras, der dieses bestä-

J. n. C. G. 886 bis 912.

keine gesetzmäßige Gültigkeit mehr hat; so dient es doch überaus wohl zur Erklärung und Berichtigung des Justinianeischen Gesetzbuchs. Karl Daniel Fabrotti hat ein und vierzig Bücher dieses Werks mit Cujacii und seiner Uebersetzung; von den übrigen aber nur Auszüge, zu Paris, im Jahr 1647. in sieben Foliobänden herausgegeben. Seitdem sind vier andere Bücher von Gerh. Meerman (in Thesauro Iur. Civ. et Canon. T. V.) und noch einige, so viel ich mich erinnere gelesen zu haben, vor wenigen Jahren in Holland ans Licht gestellt worden. (Heineccii Hist. Iuris Civ. Rom. ac German. L. I. c. 6. pag. 559. sq. Argentor. 1751. 8. Bachii Hist. Iurisprud. Rom. L. IV. c. 2. p. 658. sq.) Eben dieser Kaiser hat auch eigene Schriften hinterlassen. Ein Buch über die Kriegskunst, besonders über die Stellung der Kriegsheere, das er aus ältern Schriften dieses Inhalts, und aus seiner Erfahrung gezogen hat, ist von Meursius zu Leyden im Jahr 1612. 4. mit einer Uebersetzung herausgegeben worden. Sein Schreiben an den Saracenen Omar, über die Wahrheit der christlichen Religion, und die Irrthümer der Saracenen, ist nur noch in einer Chaldäischen Uebersetzung vorhanden, aus der man eine lateinische verfertigt hat. (in Biblioth. PP. Lugdun. T. XVII. p. 45. sq.) Drey und dreyßig Reden des Kaisers hat Baronius aus Handschriften der Vaticanischen Bibliothek verzeichnet, und eine derselben auch lateinisch eingerückt. (Annal. Eccles. ad a. 911. n. 3.) Neun andere aus denselben sind von Gretsern Griechisch und lateinisch zu Ingolstadt im Jahr 1600. 4. ans Licht gestellt worden; anderer nicht zu gedenken, die er und Combefis hervorgezogen haben. Sie sind eben nicht von Bedeutung; ihr Inhalt betrifft das Begräbniß, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi, das Pfingst- und

und Palmenfest; die Geburt, Darstellung, Reinigung, den Tod und die Verkündigung Mariä; die Enthauptung Johannis, und mehrere Heilige; auch das Lob des Chrysostomus, und andere mehr. Die Gedichte und zweifelhaften Schriften des Kaisers können hier übergangen werden; von allen hat Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. VI. p. 363. sq.) genauere Nachricht gegeben.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Mehr auf den allgemeinen Zustand der Gelehrsamkeit im Griechischen Reiche hat allem Ansehen nach sein Sohn Constantinus gewürkt, der den Beynahmen Πορφυρογεννήτης davon führt, weil er gebohren ward, als sein Vater bereits den kaiserlichen Purpur trug, und vom Jahr 912. bis 959. regiert hat; ob er sich gleich erst seit dem Jahr 945. die unabhängige höchste Gewalt zu verschaffen wußte. Cedrenus stellt ihn zwar als einen faulen Trunkenbold, und überhaupt als einen schlechten Regenten vor. (Historiar. compend. p. 635. ed. Paris.) Wenn man aber die Nachrichten des Zonaras damit vergleicht: (Annall. L. XVI. p. 193. T. II. ed. Paris.) so scheinen sich seine Fehler nur auf einige Gegenstände der Staatsverwaltung erstreckt zu haben: und der Vorwurf der Trägheit widerlegt sich von selbst durch die ungemeine Thätigkeit, welche dieser Kaiser als Freund der Wissenschaften und als Schriftsteller bewiesen hat. Doch Cedrenus selbst gesteht gleich darauf, er verdiene deswegen bewundert zu werden, daß er die Rechenkunst, die Tonkunst, die Sternkunde, die Meßkunst, und auch die Philosophie, welche seit geraumer Zeit durch die Sorglosigkeit und Unwissenheit der Kaiser untergegangen wären, wieder hergestellt; besonders aber die vortrefflichsten Lehrer derselben in seiner Hauptstadt angeordnet habe. Zonaras, der dieses bestä-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

tigt, rühmt auch seine Gelehrsamkeit: wenn gleich seine Schriften, sagt er, nicht nach der künstlichen Beredtsamkeit aufgesezt sind; so sind sie doch mit Zierrathen derselben angefüllt. Keiner von beiden aber gedenkt einer sehr merkwürdigen Veranstaltung dieses Kaisers für die Wissenschaften. Er ließ durch einige gelehrte Männer aus den vorzüglichsten Griechischen Geschichtschreibern alter und neuer Zeiten, historische, politische und moralische Auszüge, unter drey und funfzig Titeln oder Classen, verfertigen. Seine Absicht wird in dem jeder dieser Classen vorgesezten Vorberichte angezeigt. „Nachdem, heißt es darinne, (Prooem. in Excerpt. de Legatt. p. 1. sq. in Corpore Byzant. Hist. seu Phil. Labbei Protrept. de Byzantinae Hist. Scriptt. Paris. 1648. fol.) in dem Verlauf so langer Zeiten, die Geschichtbeschreibung sich ins Unendliche und Unübersehliche ausgedähnt hat; in den spätern Zeiten aber, aus Gleichgültigkeit gegen edle Thaten, nicht einmal mehr, Geschichtbücher aufgesezt worden sind: so ist theils aus Mangel an nützlichen Schriften, theils, weil man sich vor der Weitschweifigkeit der vorhandenen scheuete, die Untersuchung der Geschichte in der Dunkelheit liegen geblieben. Daher hat nun Constantinus, (ὁ τῆς πορφύρας ἀπόγονος,) der rechtgläubigste und allerchristlichste unter allen Fürsten, es vor das Beste und Gemeinnützlichste gehalten, erstlich Bücher von mancherley wissenschaftlichem Inhalte aus allen Gegenden zu sammeln; sodann aber, weil ihre ungeheure Menge vielen beschwerlich fällt, sie in kleinere Theile zusammen ziehen zu lassen, damit alles Brauchbare derselben desto leichter gekannt und behalten werde. Was also die gesammte Geschichte Großes enthält, ist in diesen Abtheilungen vollständig zusammengefaßt worden.“ Allein von allen diesen Classen haben sich

nur

nur zwo, und auch diese nicht einmal ganz, erhalten: die sieben und zwanzigste, von den Gesandtschaften der Römer an auswärtige Nationen, und dieser an sie; und die funfzigste, von Tugend und Laster. Von jener hat Fulvius Ursinus die eine Hälfte, in welcher sich Auszüge aus dem Polybius, Dionysius von Halicarnaß, und andern alten Geschichtschreibern, finden, zu Antwerpen im J. 1582. 4. herausgegeben. Die andere Hälfte dieser Classe, worinne mehr neuere Geschichtschreiber benützt worden sind, wie Dexippus, Eunapius, Priscus, und andere mehr, ist von David Höscheln zu Augsburg im Jahr 1603. 4. ans Licht gestellt, auch am angeführten Orte der Sammlung Byzantinischer Geschichtschreiber, Gebrauch von derselben in Absicht auf jene jüngern Schriftsteller gemacht worden. Von der funfzigsten Classe ist nur die erstere Hälfte übrig geblieben; diese hat Henr. Valesius zu Paris im Jahr 1634. 4. bekannt gemacht. Man kennt auch noch die Aufschriften von mehr als zwanzig andern Classen, in welche diese Sammlung vertheilt war; wie zum Beyspiel, von der Ausrufung der Könige; von tapfern Thaten; von Hochzeiten; von öffentlichen Reden; von Sitten; von kirchlichen Sachen und Personen; von Briefen; von der Jagd; vom Siege; von der Einrichtung der Colonieen; vom Wunderbaren; von Kriegsunternehmungen, Kriegslisten, Schlachten, und dergleichen mehr. Auch die mäßigen Reste dieses großen Werks sind sowohl zur Ergänzung mancher alten Geschichtschreiber, deren Bücher wir nur sehr mangelhaft besitzen; als wegen vieler darinne aufbewahrten Nachrichten, sehr schätzbar. Unterdessen hat man den Kaiser in den neuern Zeiten öfters deswegen getadelt, daß er durch diese Auszüge den Untergang mehrerer Werke des Alterthums, oder

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

doch die verstümmelte Gestalt, in welcher nicht wenige derselben zu uns gekommen sind, befördert habe, indem sie, eben wegen jener Auszüge, seltener vollständig abgeschrieben und gelesen worden wären. Man kann auch nicht leugnen, daß, wenn Constantinus die Hauptabsicht gehabt hätte, für die Erhaltung der altgriechischen Schriftsteller zu sorgen, eine Vervielfältigung der Abschriften ihrer Werke auf seine Kosten, ein weit treffenderes Mittel dazu gewesen seyn würde, als Auszüge aus denselben. Allein damals war wohl keine Besorgniß noch vorhanden, daß sie sich aus der Welt verlieren dürften; nöthiger hingegen war es, den Geschmack an denselben reger und allgemeiner zu machen: und darauf zielt auch der Vorbericht, den man oben gelesen hat. Auszüge, ohngefähr wie unsere heutigen Chrestomathieen, konnten zu diesem Endzwecke allerdings führen. Daß aber der Kaiser dadurch den einmal herrschenden theologischascetischen Geschmack nicht hat verbessern können; und daß man kaum diese Auszüge, geschweige denn ihre Urschriften selbst, in der Folge gelesen hat: das war wenigstens seine Schuld nicht.

Er hat auch selbst Bücher geschrieben, denen man noch jezt ihren Werth nicht absprechen kann. Die Lebensbeschreibung, welche er von seinem Großvater, dem Kaiser Basilius, aufgesezt hat, (in Historiae Byzant. Scriptt. post Theophanem, pag. 98 – 161. ed. Venet.) ist überhaupt wohl gerathen und brauchbar; wenn gleich auch Wunderzeichen, eine Traumerscheinung des Propheten Elias, Mönchsweißagungen, und ähnliche Merkmale seines Jahrhunderts, darinne vorkommen. Er hatte, wie er im Anfange derselben meldet, den Vorsatz gefaßt, die ganze Byzantinische Reichsgeschichte ausführlich zu beschrei-

ben;

ben; aber Geschäfte und Krankheiten hinderten ihn daran. In einer andern Schrift, (de Thematibus Orientis et Occidentis Libri duo, in Bandurii Imperio Orient. T. I. p. 1-24. ed. Venet.) beschreibt er die in den verschiedenen Ländern seines Reichs eingelegten Besatzungen, oder Haufen von Kriegsvölkern, sonst Legiones und Τάγματα, damals Θέματα genannt; auch die Länder selbst, wo sie lagen, die ebenfals Θέματα hießen, mit vielerley Merkwürdigkeiten derselben. — Sein Buch von der Regierungskunst, an seinen Sohn, (de administrando Imperio, ad Roman. fil. ibid. p. 45-127.) ist nicht bloß Nachahmung der oben angezeigten Ermahnungsschrift seines Großvaters an seinen Sohn; sondern eine noch immer lehrreiche Anweisung. Denn er macht darinne seinen Sohn mit vielen Nationen bekannt, von denen das Reich umgeben war, und mit welchen es daher in Kriege oder andere Angelegenheiten verwickelt wurde: mit Patzinaziten, Russen, Chazaren, Türken, Arabern, Bulgaren, Italiänern, Venetianern, Serviern, Dalmatiern, Iberiern, und andern mehr, mit ihren Ländern und ihrer Geschichte; belehrt ihn besonders, was er von den nächsten und ansehnlichsten derselben zu besorgen oder zu erwarten, auch wie er sich gegen sie zu betragen habe; und mischt darunter noch viele andere Nachrichten. Ob sich gleich darunter auch manches Unrichtige findet, das die damaligen Mängel der Weltkenntniß leicht entschuldigen; so wird man doch dafür durch viele gute Erläuterungen über Länder und Nationen schadlos gehalten, die man anderswo vergebens sucht. Sonderbar sind zum Theil die Rathschläge, welche Constantinus seinem Sohne giebt. Alle mitternächtige Nationen, schreibt er, (c. 13. p. 52. sq.) haben gleichsam von Natur eine unersättliche Geldbegierde, und verlangen für die gering-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

sten Dienste große Belohnungen. Man muß also ihren ungestümen Forderungen auf eine kluge Art ausweichen; und wenn Chazaren, Türken, Russen, oder andere solche Nationen, kaiserliche Kleider, Kronen und ähnlichen Schmuck begehren, antworten: alles dieses sey nicht durch menschliche Kunst verfertigt; sondern, als Gott den ersten christlichen Constantinus zum Kaiser machte, ihm durch einen Engel mit dem Befehl übersandt werden, es in der großen Sophien-Kirche niederzulegen, und sich desselben nur am Sonntage zu bedienen; aber auch mit der beygefügten Drohung, daß jeder Kaiser, der davon einen willkührlichen Gebrauch machen, oder etwas an andere überlassen würde, als ein Feind Gottes aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden sollte. Würklich, so sezt er in allem Ernste hinzu, ist es gefährlich für die Kaiser, dieses zu übertreten: denn Leo, (er meint den im Jahr 780. verstorbenen Kaiser,) der sich wider Willen des Patriarchen, und außer dem Sonntage, eine solche Krone aufsezte, bekam davon ein Geschwür im Gesichte, woran er bald darauf starb; und daher schwört seitdem der Kaiser bey seiner Krönung, daß er nichts wider jene alte Gewohnheiten vornehmen wolle. Eben so, fährt Constantinus fort, muß man sie auch abweisen, wenn sie wieder einmal das Griechische (im Wasser brennende) Feuer verlangen sollten. Auch dieses, muß man ihnen sagen, hat jener erste christliche Kaiser durch einen Engel bekommen, der ihn, wie wir aus glaubwürdigen Zeugnissen unserer Väter wissen, erinnert hat, es sollte bloß bey den Christen, und in der kaiserlichen Stadt zubereitet; niemals aber andern Nationen zugeschickt, oder in seiner Verfertigung gezeigt werden. Der gedachte Kaiser hat deswegen auch auf dem Altar einer Kirche die schriftliche Verwünschung aufbewahren lassen, daß jeder,

der; der dagegen handeln würde, vor keinen Christen gehalten werden, noch ein Amt bekleiden, und sogar umgebracht werden sollte; wenn er gleich Kaiser oder Patriarch wäre. Als auch einer unserer Feldherren einst von Heyden bestochen, ihnen dieses Feuer mittheilte: wurde er sogleich durch Bliz getödtet. Endlich will auch der Kaiser, daß sein Sohn alle Vermählungen zwischen seinem Hause und ungläubigen nördlichen Fürsten aus dem Grunde ablehnen soll, weil der mehrgenannte erste christliche Kaiser solches ebenfals mit schriftlich aufgesezten Flüchen, an gleichem Orte niedergelegt, untersagt habe. Nur die Franken habe er ausgenommen; theils wegen ihres alten Ruhms; theils weil er selbst aus jenen Gegenden abstammte. Würden jene Nationen einwenden, daß doch der Kaiser **Romanus** seine Anverwandtinn einem Bulgarischen Fürsten zur Gemahlinn überlassen habe: so müsse man antworten, er sey ein ungelehrter, nicht aus der kaiserlichen Familie gebürtiger, noch in der Hauptstadt erzogener Herr gewesen; und habe daher das Verbot der Kirche desto leichter übertreten.

J. n. C. G. 814 bis 1075.

Unbeträchtlicher an sich; aber in der Geschichte des christlichen Aberglaubens dieser Zeiten nicht zu vergessen, ist die **Erzählung eben dieses Kaisers von dem Edessenischen Bilde Christi**, welches unter seiner Regierung nach Constantinopel versezt worden ist. Der P. **Combefis** hat sie mit seiner Uebersezung und Anmerkungen zuerst herausgegeben. (in Fascic. Origg. et Antiquitt. Constantinop. p. 75. sq. Paris. 1664. 4.) — **Sein Buch von der Taktik**, oder von der Art, zu Wasser und zu Lande Krieg zu führen, ingleichen ein anderes **von der Kriegskunst verschiedener Nationen**, brauchen hier nur berührt zu werden. — Eben so ist es genug, angezeigt zu

J. n. C. G. 814 bis 1073.

haben, daß er eine noch vorhandene Sammlung über die Thierarzneykunst, aus ältern Schriftstellern; eine andere ähnliche über den Feldbau und die Viehzucht; noch einen bloß in Handschriften der kaiserlichen Bibliothek befindlichen Auszug der Arzneykunde, hauptsächlich aus dem Oribasius, geschöpft, veranstaltet hat; ingleichen, daß ein Ungenannter, auf seinen Befehl, die Byzantinische Geschichte des Theophanes vom Jahr 813. bis 868. fortgesezt hat. (Constantini Porphyrog. Continuator, in Hist. Byz. Scriptt. post Theophanem, p. 1–97. ed. Venet.) Von den Schriften überhaupt, welche man diesem Kaiser schuldig ist, haben Hanke (de Byzantin. Rer. Scriptorib. Graecis, P. I. c. 25. p. 470. sq.) und Fabricius (Biblioth. Vol. VI. p. 486. sq. coll. p. 349.) ausführlich gehandelt. Aber eines seiner schätzbarsten Werke, von den Cärimonien des Hofs zu Constantinopel, kannte man bis in das jezige Jahrhundert, kaum dem Nahmen nach. Fabricius (l. c. pag. 623. sq.) theilte zuerst aus einer Handschrift des Herrn von Uffenbach die Aufschriften der Abschnitte desselben mit. Endlich ist es aus jener Handschrift, welche sich jezt in der Bibliothek des Raths zu Leipzig befindet, und ursprünglich in der berühmten Bibliothek des großen Königs von Ungarn, Matthias Corvinus, zu Buda, gewesen war, von zween Leipziger Gelehrten, Johann Heinrich Leich und Johann Jacob Reiske, zu Leipzig vom Jahr 1751. bis 1754. in zwey Foliobänden ans Licht gestellt worden. Da aber Leich noch vor dem völligen Abdruck des ersten Bandes starb: so hat man den größten Theil dieser Ausgabe und besonders den mit vieler Gelehrsamkeit angefüllten Commentarius auf 150 Seiten über das erste Buch, oder über den ersten Band, Reisken zu danken. Dieser merkte zwar in

den

J. n. C. G. 814 bis 1073.

den Vorreden zu beiden Bänden einige Spuren aus dem Werke an, die auf einen spätern Verfasser hinweisen; ist aber doch geneigt zu glauben, daß diese Stellen erst nach den Zeiten Constantins eingerückt worden seyn mögen: und in der That scheinen sie nicht hinlänglich zu seyn, ihm dasselbe abzusprechen. Mit Recht rühmt er übrigens den reichhaltigen und nützlichen Inhalt des Werks. Außer der umständlichsten Beschreibung des Griechischkaiserlichen, sehr lästigen und ins Kleinliche gedähnten Hofcärimoniels im neunten Jahrhunderte bey allen erdenklichen Fällen und Feyerlichkeiten, von der Krönung der Kaiser an, allen ihren Beschäftigungen und Lustbarkeiten, dem Empfang fremder Gesandten, Bestallung ihrer Staats- und Hofbedienten, und dergleichen mehr, bis zu ihrem Begräbnisse, lernt man besonders im zweyten Buche die Reichsverfassung selbst aus der Beschreibung aller jener ansehnlichen Bedienungen genauer kennen. Auf der andern Seite ertheilt dieses Werk auch den kirchlichen Gebräuchen der Griechen, vornehmlich was ihre Patriarchen und Kirchen anlangt, manches Licht. Desto mehr ist es zu bedauern, daß Reiskens (so viel ich weiß, von ihm vollendeter) Commentarius über das zweyte Buch, nebst den nöthigen Registern, und dem von ihm versprochenen Glossarium, nicht herausgekommen ist; zumal, da er diesen Theil seiner Anmerkungen früher und noch ausführlicher als den ersten bearbeitet, auch sich in diesem bisweilen auf den ungedruckten berufen hat.

Alle diese Fürsten, welche einen vorzüglichen Eifer für die Beförderung der Gelehrsamkeit bewiesen haben, sahen sie doch größtentheils mit den Augen des Clerus an; das heißt, wie sie diesem vortheilhaft war, mit Meinungen und Erzählungen, welche er in die-

 selbe

[illegible] verbannen. Der Eifer selbst [illegible] als wenn die Bi- [illegible] zu seiner Stunde [illegible] Die Schulen, [illegible] Vorsteher zu füllen. [illegible] bereits erzählt worden, [illegible] die Bischöfe [illegible] auf ihre [illegible] gewesen sind. Die letztern setzten auch auf ihren Kirchenversammlungen darauf gehende Schlüsse fest. Sie verordneten so es im Jahr 845. zu Meaux (Concil. Meldens. c. 35. pag. 1485. T. IV. Harduin.) daß jeder Bischof einen geschickten Mann bey sich haben solle, der die Pfarrer seiner Gemeine in gesundem Glauben und dessen Vortrage, auch den richtigen Begriffen der Kirchenämter unterrichten könne. Auf der Synode zu Valence im Jahre 855. beschloß man (T. V. Act. Concil. Hard. pag. 94. c. 18.), daß über die Schulen, in welchen göttliche und menschliche Gelehrsamkeit, auch der Kirchengesang gelehrt würde, wo möglich, etwas von den Bischöfen ausgemacht werden solle, weil aus Vernachlässigung derselben in den meisten Gemeinen Unwissenheit im Glauben und in allen andern Kenntnissen entstanden sey. Im Jahre 859. setzten auch die zu Savonières versammelten Bischöfe den Schluß, (Concil. apud Saponarias, c. 10. p. 499. l. c.) daß man sowohl die Kirchen bitten, als alle Bischöfe ermahnen müsse, überall, wo sich tüchtige Lehrer fänden, öffentliche Schulen für beyderley Gelehrsamkeit zu stiften, indem man beynahe keine Spur mehr antreffe, daß jemand die Schrift verstände. Man kennt überdieß mehrere Bischöfe, die solche Schlüsse auch ausführten. Fulco, Bischof von Rheims seit dem Jahre

882.

882. stellte daselbst zwo Schulen, welche ganz in Verfall gerathen waren, die eine unter den dortigen Canonicis, die andere für die Landprediger völlig wieder her; berief zu dieser Absicht den Remigius von Auxerre zum Lehrer der jungen Geistlichen in den freyen Künsten, welche er auch selbst im Lesen und Nachdenken übte; außerdem aber einen vorzüglich gelehrten Mönch Hucbald. (Flodoard. Hist. Rhem. L. IV. c. 9. p. 347. sq. Paris. 1611. 8.) Noch merkwürdiger ist die Geschichte der Erziehung des berühmten Bruno, Erzbischofs von Cöln, Bruders Otto des Großen. Er wurde, sagt der Verfasser seines Lebens, (Ruotgeri vita D. Brunonis, Archiep. Colon. p. 274. in Leibnit. Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I.) in einem Alter von vier Jahren dem nachmaligen Bischof von Utrecht, Balderich, zum Unterrichte anvertrauet. Unter dessen Anführung lernte er zuerst die Sprachwissenschaft; sodann den Dichter Prudentius verstehen; nach und nach allerley Griechische und Lateinische Schriftsteller lesen. Zur Ergänzung dieser Nachricht hat Launoi angemerkt, (de scholis celebriorib. &c. cap. 30. p. 39. l. c.) daß Adelbod, Bischof von Utrecht, der Stifter oder Wiederhersteller dieser Schule gewesen ist, in welcher Balderich eine Zeit lang lehrte. Manche Bischöfe waren selbst Vorsteher von Schulen, und Lehrer in denselben, wie Franco, Bischof von Lüttich, um das Jahr 869. nach dem Trithemius, (in Catal. viror. illustr. Germaniae, Opp. T. I.) und Euraclius, oder Heraclius, einer seiner Nachfolger, gegen das J. 960. (Magn. Chronic. Belgic. ad a. 960. in Pistorii Scriptt. Rer. Germ. T. III. p. 87.) Doch andere Beyspiele dieser Art dürfen desto weniger aufgesucht werden, da die bischöflichen Schulen, seitdem die Lebensart der Canonicorum so beliebt geworden war, durch sie gleich-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

gleichfals in Aufnahme kommen mußten. Denn diese Gesellschaften gemeinschaftlich unter der Aufsicht des Bischofs lebender Geistlichen, welche in den meisten ansehnlichen bischöflichen oder Kathedral-Kirchen eingeführt wurden, bekamen unter andern auch diese Bestimmung, daß sie neben ihrem eigenen Studieren, zugleich für die Unterweisung der jüngern Mitglieder, oder anderer jungen Lehrlinge, sorgen sollten. Einer von den ältern Canonicis insonderheit, der an Gelehrsamkeit und ehrwürdigen Sitten hervorragte, erhielt die Aufsicht über diese kirchliche Schulen; wenn gleich zuweilen unter derselben andere lehrten; wie auf der Synode zu Aachen im Jahr 816. vorgeschrieben wurde. (c. 135. apud Harduin. T. IV. p. 1142.) Diesem Canonicus gab man allmählich den in Klosterschulen gewöhnlichen Nahmen Scholasticus. Auch hieß er, und noch früher, Magister, oder Magister Scholae; ingleichen Caput Scholae, und daraus zusammengezogen, Capischolus; (Concil. Bituric. a. 1031. c. 7. p. 849. T. VI. Harduin.) Scholaris, u. so weiter. So lange die Canonici ihrer Stiftung getreu gemeinschaftlich lebten, blieb dieses ein bloßes Amt, das auch von dem einen auf den andern Canonicus verlegt wurde. Als sie aber vom zehnten Jahrhunderte an diese Lebensart aufzugeben anfiengen: da wurde aus dem Amte eines Scholasticus eine eigenthümliche Würde, mit Einkünften und einer Art von Gerichtsbarkeit vereinigt. Zulezt also ist von dem Amte eines Canonicus scholasticus nur der Nahme übrig geblieben; aber der hohe Rang, die Vorrechte und das reiche Einkommen eines Dom-Scholaster sind an dessen Stelle in den Domstiftern getreten. Da auch aus den nach und nach sich auflösenden Kathedral-Schulen die Universitäten sich bildeten: so ist gleichsam aus der Asche des Scholasticus in jenen, der Kanzler

von

von diesen hervorgewachsen. (Conring. Antiquitt. Academic. Diss. III. p. 70. sq. ed. Heum. Ioh. Ern. Floerkii Commentatio de Canonici Scholastici nomine, origine, officio, dignitate et praebenda, pag. 9. sq. Gothae, 1737. 4.)

Zahlreicher, so wie älter, auch dauerhafter und blühender waren in diesem Zeitalter die Klosterschulen. Ein freyer und langer Wetteifer zwischen ihnen und den bischöflichen Schulen, hätte der Gelehrsamkeit sehr nützlich werden können; aber an freyere Bearbeitung der Gelehrsamkeit war noch nicht zu denken: und außerdem geschah es unzählichemal, daß Mönche, besonders die Vorsteher ihrer Schulen, zu Bischöfen gewählt wurden, welche alsdann auch ihre gewohnte Methode des Unterrichts fortpflanzen ließen. Man kann noch wohl dieses hinzusetzen, daß viele Bischöfe schon zu groß, zu reich und zu herrschsüchtig geworden waren, als daß sie eben nach einem Vorzuge ihrer Schulen besonders getrachtet hätten. Diejenigen dieser Lehranstalten also, welche nach Karls des Großen Willen, zu seiner Zeit vom Alcuin und andern thätigen Männern in Klöstern angelegt worden waren, zeigten sich jezt vornehmlich zu ihrem Ruhme; und ihre Anzahl nahm mit jedem Jahrhunderte zu. Keine unter allen kam an ausgebreitetem Ansehen der Fuldischen gleich. Daß bereits Karl etwas zu ihrer Aufnahme beygetragen habe, hat man anderswo (Th. XIX. S. 48.) gelesen; aber seitdem Raban Lehrer derselben ward: stieg sie weit schneller empor. Trithemius (in vita Rabani apud Launoium, l. c. c. 8. p. 15.) läßt ihn erst im Jahr 813. dahin kommen; richtiger hingegen hat Mabillon bemerkt, (Annales Ord. S. Bened. T. II. p. 360.) daß solches schon um das Jahr 802. geschehen sey. Dieser Schüler

Al-

Alcuins, (so fährt Trithemius fort, und hat hierinne die Geschichte jener Zeiten größtentheils für sich,) bekam von dem damaligen Abte zu Fulda, Ratgar, der die Schule des Klosters auf Anrathen der Mönche gestiftet (oder, welches glaublicher ist, nur erneuert) hatte, Befehl, durchaus die Methode seines Lehrers zu beobachten. Er that es, und unterrichtete die jüngern Mönche zuerst in der Sprachlehre, sodann in den Wissenschaften. Als diese Lehrart in den Ostfränkischen Klöstern bekannt geworden war: schickten ihm mehrere Aebte ihre Mönche zu, um von ihm unterwiesen zu werden; andere errichteten auch Schulen in ihren Klöstern, zu deren Lehrern sie die gelehrtesten Mönche von Fulda bestellten. Rabans Ruf verbreitete sich bis nach Westfranken; die Anzahl seiner Schüler nahm ungemein zu; selbst Edelleute vertraueten ihm ihre Söhne in dieser Absicht an. Er behandelte jeden nach seinem Alter, seinen Gaben und Wünschen; allen aber gab er Anweisung, sich über jeden Gegenstand sowohl in Prosa als in Versen geschickt auszudrücken. Aus dieser Klosterschule kamen daher mehrere der berühmtesten Gelehrten; einer der vornehmsten unter denselben war Walafrid Strabo, der, nachdem sein Lehrer Abt des Klosters geworden war, ihm als Aufseher der Schule folgte. Trithemius berichtet an einem andern Orte, (Chronic. Hirsaug. T. I. p. 11. ed. a. 1690. fol.) daß man in derselben, außer der theologischen Gelehrsamkeit, auch die weltliche vorgetragen habe, und daß immer zwölf der gelehrtesten Mönche dem Abte als Gehülfen an der Seite gestanden haben.

Eine andere blühende Schule wurde bald nach dem Anfange dieses Zeitalters in dem Kloster Hirschau von dem Fuldischen Mönche Hildolf errichtet.

ter. Noch ein Schüler Rabans und Walafrids zu Fulda, Ruthard, wurde nicht allein im J. 859. sein Nachfolger in dieser Lehrstelle; sondern brachte auch einen ungemeinen Ruf von Gelehrsamkeit, und die völlige Methode Rabans in jenes Kloster. Man schickte ihm aus andern Klöstern Mönche zum Unterrichte zu; auch Weltliche suchten diesen bey ihm nicht selten. Vergebens trug ihm der Kaiser das Bißthum Halberstadt an; er zog die Klosterruhe und das Studieren allem andern vor. Unter allen Deutschen Mönchen war er der erste, der über die Regel des heil. Benedikt Erläuterungen schrieb. Er besang auch das Leben und den Tod des heil. Bonifacius in einem heroischen Gedichte, und hinterließ Schriften über die Meßkunst, Rechenkunst, und andere Künste. (Trithem. in Chron. Hirsaug. l. c. ad a. 859. p. 26. sq. ad a. 865. p. 29. Launoius l c. c. 16. p. 22.) Noch hundert Jahre später erhielt sich diese Schule bey ihrem ersten Ruhm; wie man aus den Nachrichten von ihren Lehrern (Scholastici) beym Trithemius sehen kann. (l. c. ad a. 889. p. 39. ad a. 890. p. 42. ad a. 921. p. 63. ad a. 922. p. 64. ad a. 938. p. 76.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Corvey an der Weser, auch das Sächsische Corvey und Neu-Corvey genannt, hatte ebenfals beynahe seit seinem Ursprunge eine wohl eingerichtete Schule. Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts aber stand ihr Wittekind, den Trithemius Windekind nennt, (l. c. ad a. 955. p. 98.) der bekannte Sächsische Geschichtschreiber, über vierzig Jahre vor. — Ein anderer brauchbarer historischer Schriftsteller, Regino, machte gegen das Ende des neunten Jahrhunderts der Klosterschule zu Prüm im Trierischen Ehre. (Idem ad a. 893. pag. 44.) — Man kann noch die Klosterschulen zu Mainz, Cöln, Trier, Hildesheim,

heim, Bremen, Hirschfeld, Bamberg, Reichenau, und andere mehr hinzusezen, welche alle für die Fortdauer der Gelehrsamkeit im Deutschen Reiche, wenigstens in ihren wesentlichen Bestandtheilen, eine gute Beyhülfe abgaben. Launoi hat die Spuren ihrer Geschichte, und die gelehrten Mönche, welche sich darinne hervorthaten, fleißig aufgesucht. (l. c. c. 20. p. 27. sq.)

Auch dem Westfränkischen Reiche fehlte es nicht an solchen Schulen. Die in dem Kloster Corbie oder Alt-Corvey angelegte, zeichnete sich um die Mitte des neunten Jahrhunderts, durch ihre Lehrer Paschasius Radbertus und Ratramnus vor andern aus. In dem Kloster Fleury gab es eine andere, wo der berühmte Gerbert eine Zeit lang gelehrt hat; der aber nachmals die bischöfliche Schule zu Rheims blühender als irgend eine andere in Frankreich machte. Gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts übertraf die Klosterschule zu Bec in der Normandie eben so sehr alle andere Französische, als ihr Vorsteher Lanfrank die allermeisten Gelehrten dieses Landes an Geist und Wissenschaft hinter sich zurück ließ. Unter die vorzüglichen Schulen dieser Art gehört besonders die in dem Kloster St. Gallen in der Schweiz über zweyhundert Jahre nach einander in einem verdienten Ruf stehende. Doch es ist nicht nöthig, mehrere Beyspiele zu häufen: und auch über die eben genannten ist es wiederum genug, die Sammlung des Launoi anzuführen. (l. c. c. 15. p. 21. sq. c. 17. p. 24. sq. &c.)

Vor allen andern aber muß der Pariser Schule ihre besondere Stelle angewiesen werden. Ueber keine ist mehr geschrieben und gestritten worden, als über diese: und von keiner läßt sich beynahe in diesem Zeitalter

alter weniger gewisses sagen, als von ihr. Man hat in der Geschichte der Wissenschaften am Ende des vorigen Zeitraums (Th. XIX. S. 51. fg.) gesehen, wie wenig Grund die alte Meinung habe, welche Karln den Großen zum Stifter der Universität Paris machte. Ob sie gleich in den neuesten Zeiten von den Französischen Schriftstellern ziemlich aufgegeben worden ist; so hat doch Crevier (Hist. de l'Vniversité de Paris, Tome I. p. 66.) einen Versuch gemacht, jene Universität mit Karln und Alcuin in eine merklichere Verbindung zu bringen. Er bemüht sich zu zeigen, daß Karl der Kahle den Sitz der berühmten Hofschule, (Schola palatina) die sein Großvater gestiftet hatte, nach Paris verlegt habe; daß die Folge der Lehrer vom Alcuin an, bis auf Remigium von Auxerre, ununterbrochen gewesen sey, indem jedem sein Schüler, dem Alcuin Raban, diesem Lupus, auf diesen Heinrich, Mönch von St. Germain d'Auxerre, und endlich auf diesen leztern Remigius gefolgt sey, der gegen das Jahr 900. zu Paris lehrte, und damals die vornehmste Stüße der in Frankreich offenbar sinkenden Gelehrsamkeit war. Unterdessen muß doch Crevier selbst zugeben, daß es bloß eine Muthmaaßung sey, was er von dem Siße der Hofschule unter Karln dem Kahlen beybringt: und eben so wenig konnte er beweisen, daß alle die gedachten Gelehrten in dieser Stadt, welche damals keineswegs die Hauptstadt des Reichs; sondern mehr der Grafen von Paris war, öffentlichen Unterricht gegeben haben. Remigius, oder Remy, Mönch von St. Germain d'Auxerre, von dem in einem Hauptwerke zur Geschichte der Gelehrsamkeit in Frankreich, (Hist. litter. de la France, T. VI. p. 99. sq.) umständliche Nachrichten ertheilt werden, hat freylich zu Paris, wie vorher zu Rheims an der bischöflichen Schule, ohngefähr

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

gefähr bis zum Jahr 908. da er gestorben seyn soll, öffentlich gelehrt. Ob er aber außer seiner Anweisung zur Sprachlehre und Dialektik, ingleichen zum kirchlichen Gesange, auf welchen damals ein beträchtlicher Theil des Studierens ankam, auch theologische Vorlesungen gehalten habe; scheint daraus, daß er viele exegetische Schriften aus den lateinischen Kirchenvätern zusammengetragen hat, deren Verzeichniß sich beym Fabricius (Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. VI. p. 65. sq. ed. Patav.) findet, nicht so gewiß, als Crevier glaubt, (l. c. p. 67.) geschlossen werden zu können. Um das Jahr 960. war der Ruf der Pariser Schule so sehr festgestellt, daß Abbo, Mönch von Fleury, nachdem er eine Zeit lang die Schule seines Klosters regiert hatte, doch auf derselben seine Kenntnisse bereicherte. (Hist. litt. de la France, T. VII. p. 159.) Gegen das Ende des gedachten Jahrhunderts kam Hubold, ein Canonicus von Lüttich, nach Paris, wo er in Verbindung mit den dortigen Canonicis so lange lehrte, bis ihn sein Bischof zurückrief. (l. c. p. 103.) Im eilften Jahrhunderte wurde diese Schule noch fleißiger besucht, auch von Italiänern, Deutschen und Engländern; ihre Zöglinge wurden zum Theil sehr berühmt. Zwar hat Crevier seinem Vorgänger Bulåus darinne mit Recht widersprochen, (l. c. p. 70. sq.) daß dieser einen Berengarius, Lanfranc, Roscelin und den heil. Bruno unter die Pariser Lehrer rechnet. Aber Lambert, ein Schüler Fulberts von Chartres, war es gewiß, und wie er zeigt, einer der ersten, der durch seinen Unterricht ein ansehnliches Vermögen erwarb. Drogon, ein gebohrner Pariser, um die Mitte des gedachten Jahrhunderts, gehört auch darunter; und zu gleicher Zeit, wenn man dem Trithemius glaubt, (in Chron. Hirsaug. ad a. 1063. p. 209.) Walram, zuerst Scho-

lasti-

lasticus der Kirche zu Bamberg; darauf Mönch zu Fulda, endlich Abt zu Merseburg in Sachsen. Zu Bamberg, sagt dieser Schriftsteller, lehrte er Grammatik und Rhetorik; zu Paris aber zuerst mit Ruhm (gloriose) die Philosophie. Er schrieb, nachdem er Mönch geworden war, drey Bücher, theils in Prosa, theils in Versen über das Hohelied; indem er die leztern, zum Verständnisse der Einfältigen, in Deutschen Reimen abfaßte. Crevier (l. c. p. 74.) sieht diese an sich sehr spät aufgesezte Nachricht besonders darum als verdächtig an, weil der philosophische Unterricht schon im zehnten Jahrhunderte zu Paris sehr blühend gewesen sey. Allein darum könnte Walram oder Willeram, wie er auch genannt wird, doch zuerst denselben mit rühmlichen Unterscheidungszeichen bearbeitet haben. Treffender ist die Verbesserung, welche Fabricius (l. c. T. VI. pag. 325.) bey der Stelle des Trithemius anbringt, daß jener Mönch Abt zu Mersburg oder Mörsburg in Schwaben zu nennen sey. Aus allem diesem sieht man übrigens wohl, daß zu Paris nach und nach freyere Vorlesungen, unabhängig von den bischöflichen und den Mönchsschulen, gehalten worden sind. Canonici und Mönche übernahmen dieselben; bald nach dem Jahr 1070. kam auch ein Deutscher Geistlicher Manegold, der Frau und Kinder hatte, dahin, um Philosophie und Theologie öffentlich zu lehren, und erlangte großen Beyfall. (Hist. littér. de la France, T. IX. p. 280. Fabric. l. c. T. V. p. 12.) Aber noch blickt aus diesen Anstalten nichts einer Universität Aehnliches hervor; wenn gleich die nähern Vorbereitungen zu derselben schon da waren.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

An öffentlichen Lehranstalten fehlte es also diesem Zeitalter gewiß nicht: denn daß die Griechen, deren

J. n. C. G. 814 bis 1073.

viele, zum Theil noch gemeinnüzlichere als die Abendländer, besessen haben, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Auch Büchersammlungen waren genug vorhanden: unter den Griechen mehr von den ältesten Schriften; im abendländischen Europa mehr aus abgeschriebenen Werken der lateinischen Kirchenväter zusammengesezt. Hier waren besonders in Klöstern Tausende von Händen geschäftig, um zur Errichtung oder Bereicherung von Bibliotheken etwas beyzutragen; gesezt auch, daß diese Abschriften der Mönche oft sehr fehlerhaft geriethen, und meistentheils nach keiner klugen Wahl verfertigt wurden. Unterdessen scheinen doch immer die Klosterbibliotheken in diesem Zeitalter die reichhaltigsten gewesen zu seyn; durch sie wurde es hauptsächlich verhütet, daß nicht manche Schriften der alten Römer gänzlich untergiengen. Sehr ärmlich waren zuweilen die Bibliotheken der Bischöfe dieser Zeit. Gennadius, Bischof in Asturien, errichtete im Jahr 915. sein Testament, dessen Inhalt Mabillon (Annal. Ord. S. Bened. T. III. p. 351.) anführt. Er vermachte darinne unter andern einigen Klöstern zum gemeinschaftlichen Gebrauche seine Sammlung von Handschriften, deren etwan sechszehn waren. Merkwürdig ist darunter die lateinische Uebersezung der Bibel, (Bibliotheca tota: denn Bibliotheca, auch Liber bibliothecae, war in diesen Jahrhunderten ein gewöhnlicher Nahme an Statt Biblia;) eine dem Hieronymus zugeschriebene Sammlung, (Liber comitis,) welche die sogenannten Evangelien und Episteln für das ganze Jahr enthielt; und, wie Mabillon muthmaaßt, die von Benedikt zu Aniane gesammelten Mönchsregeln. (Liber regular. viror. illustrium.) Einige Klöster, wie Fulda, Weißenburg, St. Gallen, in Westfranken das Kloster des heil. Dionysius, und andere mehr, legten vorzüglich

lich zahlreiche Büchersammlungen an. Mit außerordentlichem Eifer und vielen Kosten schaffte sich Gerbert, da er noch in seinem Vaterlande, Frankreich, lehrte, aus Rom und dem übrigen Italien, aus Deutschland und den Niederlanden, eine Menge Bücher an; aber es gab auch nur Einen Gerbert in diesen Jahrhunderten. Seine Briefe sind häufige Zeugnisse von dieser Art Kenntniß und Betriebsamkeit. (Epist. VII. VIII. IX. p. 790. sq. Epist. XVII. p. 792. XXIV. XXV. pag. 793. sq. XL. p. 798. sq. XLIV. p. 799. &c. in Duchesn. Hist. Francor. Scriptt. T. II.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Doch im Grunde kann es weder der Ueberfluß an Schulen und Büchersammlungen; noch die überhaupt an so vielen gerühmte Liebe zu den Wissenschaften, und ihr blühender Zustand, wie man es so freygebig nennt, in manchen Gegenden, beweisen, daß diese würklich in einem gewissen Zeitalter Licht, Stärke und Vollkommenheit gewonnen haben, wenn man nicht genau die Methode, den Geschmack, den Scharfsinn und das freyere Forschen kennt, mit welchem alle Vortheile für sie genützt worden sind. Davon aber kann die Nachwelt nur aus den schriftlichen Denkmälern urtheilen, welche jedes Zeitalter hinterlassen hat. In demjenigen, dessen Geschichte im gegenwärtigen Buche beschrieben wird, ist keinem Theil der Gelehrsamkeit, außer der Religionswissenschaft, so viel Fleiß gewidmet worden, als der Geschichtbeschreibung. Auch macht der erste, der sich in derselben nach Karln dem Großen hervorthat, Eginhard, einen so würdigen und vielversprechenden Uebergang aus den Zeiten dieses Fürsten in das Jahrhundert der übrigen Karolinger, daß er schon darum den jezt folgenden Abriß der eigentlichen Geschichte der Wissenschaften und Künste eröffnen muß.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Eginhard, oder Einhard, aus dem Odenwalde in Franken gebürtig, (wie Freher und Du Chesne gemuthmaaßt haben,) wenigstens gewiß ein Deutscher, kam schon als Knabe an Karls des Großen Hof. Dieser Fürst trug ihm nachmals eine ansehnliche Bedienung auf, die in den Handschriften seines Werks, und von alten Schriftstellern bald mit dem Nahmen Capellanus, bald mit andern, Archicapellanus, Cancellarius, Palatii Regalis Domesticus, bezeichnet wird; offenbar war er also einer von Karls vornehmsten Geheimschreibern. Er bekam auch die Aufsicht über die neu anzulegenden königlichen Gebäude. Daß er sogar Karls Tochter Imma oder Emma zur Gemahlinn gehabt habe, erzählt ein einziger unter den Fränkischen Annalisten, (Chronic. Laurisham. p. 102. sq. in Freheri Scriptt. Rer. German. T. I. ed. Struv.) mit einem ziemlich romanhaften Ursprung dieser Vermählung. Denn die Prinzessinn soll, damit man seine Rückkehr von dem nächtlichen Umgange mit ihr, in dem tiefen Schnee nicht merken möchte, ihn auf ihren Schultern weggetragen, und Karl, der diesem zusah, soll sie ihm darauf zur Gemahlinn gegeben haben. Es ist wahr, daß manche der gelehrtesten Männer unter den Neuern vieles wider diese Erzählung eingewandt haben, um sie zu einer bloßen Erdichtung herabzusetzen. Joh. Hermann Schminke insonderheit (Diss. historica de vita et scriptis Eginh. pag. 4. sq. praemissa Eginh. de vita et gestis Caroli M. Traj. ad Rhen. 1711. 4.) hat nicht allein nach einer genauern Untersuchung eben dieses Urtheil davon gefällt; sondern auch die Vermuthung hinzugesetzt, diese Fabel möchte wohl in den Klöstern, welche Eginhard entweder gestiftet oder reichlich beschenkt hatte, ersonnen worden seyn, damit sie ihren Wohlthäter, als einen Schwiegersohn Karls, dadurch ehren

ren möchten. Allein da diese Absicht den Ursprung der Erdichtung, die sogar etwas Beschimpfendes für Eginharden enthält, nicht hinlänglich erklärt; auch Spuren einer würklichen Begebenheit dabey nicht ganz und gar fehlen: so könnte doch dabey, bis auf die zur Ausschmückung hinzugesezten Umstände, etwas Wahres zum Grunde liegen. Genug, Eginhard verließ nach Karls Tode den Hof, und trennte sich auch von seiner Gemahlinn mit beiderseitiger Einwilligung; wie es in diesen Jahrhunderten, unter dem Vorwande eines gottseelig strengern Lebens, nicht selten geschah. Er hatte bereits von jenem Fürsten eine Abtey bekommen; von dessen Sohne Ludwig erhielt er noch mehrere; aber nicht sowohl diese Entfernung von den weltlichen Geschäften, als seine Weihung zum Priester, scheint in ihm den Entschluß der gedachten Trennung hervorgebracht zu haben. Er stiftete das Kloster Selingstadt oder Seligenstadt am Mayn, bey der Stadt dieses Nahmens, im Kurmainzischen Gebiete, und wurde erster Abt desselben. Hier endigte er auch seine Tage; ob es aber vor oder nach dem Jahr 840. geschehen sey? ist ungewiß.

Seine Geschichte des Lebens und der Regierung Karls des Großen ist mit so vieler Zuverlässigkeit, mit einer so guten Wahl der Begebenheiten, überhaupt mit so feinem Geschmack, und glücklicher Nachahmung des Svetonius, auch in der lateinischen Schreibart, abgefaßt, daß es, wie Vossius bemerkt, (de Historicis Latinis, L. II. c. 33. p. 301. Lugd. Batav. 1651. 4.) das Ansehen hat, als wenn er mehrere Jahrhunderte früher gelebt hätte. Der eben genannte Gelehrte sezt zwar gleich hinzu, daß sich der Graf Hermann von Nuenar, der dieses Werk zuerst im J. 1521. zu Cöln in Quart ans Licht stellte,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

die Freyheit genommen habe, die Schreibart des Verfassers in vielen Stellen zu verschönern. Doch dieser Vorwurf, den schon Freher geäußert hatte, und der vermuthlich daraus geflossen war, weil man Eginhards Schreibart zu schön für sein Zeitalter fand, ist nachher gänzlich weggefallen, seitdem sein Werk, durch Vergleichung mehrerer Handschriften, die aber alle mit der ersten Ausgabe übereinstimmten, öfters von neuem gedruckt worden ist. Schwerere Beschuldigungen der Unwissenheit, geflißentlicher Lügen und Betrügereyen, sind gegen den Verfasser selbst von einem ungenannten Franzosen in der Schrift: L'Esprit de Gerson, 1691. 12. vorgebracht worden. Bayle hat daraus einige Beyspiele mitgetheilt, und zum Theil die Richtigkeit dieses Tadels gezeigt; (Dictionn. Hist. et Crit. Tome II. art. Eginhart, p. 1053. not. A. à Rotterd. 1720. fol.) Schminke aber hat ihn noch vollständiger widerlegt. (l. c. p. 16. sq.) In der That kann man so viel zugeben, daß Eginhard, wie alle Fränkischen Geschichtsammler in dem Karolingischen Zeitraum, aus Ergebenheit gegen dieses Haus, dem Merovingischen nicht die vollkommen strenge Gerechtigkeit erwiesen hat, die man fordern könnte; daß auch durch die folgenden Annalisten, die ihn so häufig abgeschrieben haben, seine Glaubwürdigkeit nicht erwiesen werden könne. Allein man findet nichts von einer gröbern Partheylichkeit bey ihm; er hat auch die Geschichte des vorhergehenden Hauses kaum berührt, und von der Erhöhung des damals regierenden so geschrieben, wie es die eingeführten Rechtsbegriffe mit sich brachten. Einige kleine Fehler seiner Erzählung verdienen hier nicht gerügt zu werden. Daß er der erste eigentliche Deutsche oder Ostfränkische Geschichtschreiber ist, gehört auch zu seinen Vorzügen. Man hat viele Ausgaben dieser Lebens.

bensgeschichte **Karls**; sie ist unter andern in die Sammlungen Deutscher historischer Quellen von **Reuber** und **Heineccius**, ingleichen Fränkischer und Französischer von **Frehern**, **Dü Chesne** und **Bouquet**, eingerückt worden. Aber alle Abdrücke derselben übertrifft der vorher bereits angeführte von **Schmincken**, welcher dem zierlich und genau, auch nach Handschriften mitgetheilten Texte sehr ausführliche Anmerkungen anderer Gelehrten, und eigene, ingleichen Münzen und andere Abbildungen beygefügt hat. — **Zwey und sechszig Briefe Eginhards**, (worunter doch auch einige von andern stehen,) hat **Dü Chesne** (Hist. Francor. Scriptt. T. II. p. 695–711.) bekannt gemacht. Sie betreffen zwar meistentheils alltägliche Vorfälle; doch giebt es auch erhebliche und lehrreiche darunter, wie den 34sten, (p. 702. sq.) worinne er dem Kaiser **Lothar**, nach dem Auftrage seines Vaters **Ludwig**, nachdrückliche Verweise und Ermahnungen ertheilt. — Er gedenkt in diesen Briefen mehrmals und mit ungemeiner Verehrung, der beiden Heiligen, **Marcellinus** und **Petrus**, welche unter dem **Diocletianus** hingerichtet worden, und deren Gebeine in sein Kloster **Seligenstadt** gekommen seyn sollen. Von dieser Versezung derselben hat er eine Schrift hinterlassen, welche die **Bollandisten** (Act. Sanctor. mens. Iunii, T. I. p. 181. sq.) am besten haben abdrucken lassen. — Noch giebt es **Jahrbücher der Fränkischen Könige**, vom Jahr 741. bis 829. einen nüzlichen Beytrag zu ihrer Geschichte, die oft gedruckt worden sind; die aber **Dü Chesne**, welcher sie auch in seine Sammlung Fränkischer Geschichtschreiber brachte, (T. II. p. 233–272.) zuerst so zuversichtlich, und nicht ohne Gründe, vor **Eginhards** Arbeit ausgab, daß ihm mehrere Gelehrten hierinne beytraten. **Le Cointe** hingegen, beym **Pagi**, (Critica hist. chrono-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

log. in Annales Baronii ad a. 826. n. 11. sq. p. 528. Tom. III.) und dieser Gelehrte selbst, haben es weit wahrscheinlicher gemacht, daß diese Jahrbücher einem andern Mönche zugeschrieben werden müssen.

Auf **Eginharden** folgte in den Abendländern eine lange Reihe historischer Schriftsteller, die es, nach einer freygebigern Bedeutung, unter dem Nahmen **Geschichtschreiber** anzuführen erlaubt seyn wird; wenn gleich die wenigsten mit ihm sich nur vergleichen lassen. Sein Beyspiel; **Karls des Großen** ungemeiner Ruhm; das Ansehen und der mannichfaltige Einfluß seines Reichs, auch der daraus entstehenden auf Religion, Kirche und Clerus; der heilsame Stoß, durch welchen er die Köpfe und Hände des leztern in Bewegung gesezt hatte; die Menge von Klöstern, in welchen man doch immer den Schein und Ruf gelehrter Beschäftigungen zu behaupten suchte; die ungeheure, und gleichwohl mit jedem Menschenalter noch zunehmende Anzahl von Heiligen und Wundergeschichten, von Bißthümern, Abteyen und Kirchen, welche unermeßlichen Stoff zu Erzählungen abgab; die Bequemlichkeit, mit welcher man ältere Sammlungen ausschrieb, abkürzte und fortsezte; endlich das nun allgemein herrschende Vorurtheil, daß nichts leichter sey, als Geschichtbücher zusammen zu tragen; dieses sind die vornehmsten Quellen der unsäglichen Vermehrung lateinischer historischer Schriften in diesen und den folgenden Jahrhunderten. Man hat zwar angemerkt, daß die große Seltenheit des Aegyptischen Papiers im westlichen Europa, und die Kostbarkeit des Pergaments, zu einer Zeit, da es noch kein Lumpenpapier gab, das Schreiben und Abschreiben der Bücher nicht weniger erschwert haben müsse, als es Büchersammlungen für jeden nicht sehr Vermögenden unmöglich

machte.

che und Canonicos austheilen, auch Gottesdienst halten, und fürchtete mehr für die Kirche, als für sie. Der Schriftsteller, der alles dieses erzählt, gedenkt noch eines Cometen im nächsten Jahre, auf dessen drohenden Anblick der Tod eines königlichen Prinzen gefolgt sey, und von dem Kaiser meldet er, daß derselbe kurz vor seinem Tode, mit dem Gesichte zur linken gekehrt, zweymal sehr laut Hutz! das heißt, Hinaus! gerufen habe; woraus man habe merken können, daß er den bösen Geist gesehen habe. Uebrigens hat auch diese Geschichte ihren Werth, da ihr Verfasser an Ludwigs Hofe selbst gelebt hat. — Beide Schriftsteller aber übertrifft Nithard, ein Enkel Karls des Großen von seiner Tochter Bertha, welche mit Angilberten, zulezt Abt im Kloster des heil. Richarius, zu Centula, vermählt war. Die jüngern Söhne Ludwigs des Frommen bedienten sich seiner zu Gesandtschaften; er führte auch unter ihren Befehlen einige Schaaren Kriegsvölker an, und soll in einer Schlacht gegen die Normänner im Jahr 853. oder noch später, tödtlich verwundet worden seyn, nachdem er eine kurze Zeit, wie sein Vater, dem Kloster Centula vorgestanden hatte. Einer von jenen Prinzen trug ihm auf, den Ursprung und Fortgang ihrer Händel mit dem ältesten Bruder Lothar zu beschreiben. Er that dieses in einem noch vorhandenen Werke. (de dissensionibus filiorum Ludovici Pii, Libri quatuor; beym Dü Chesne, l. c. p. 359–380. und bey Schiltern, l. c. pag. 83. sq.) Die Geschichte ihres Vaters geht er im ersten Buche durch; in den übrigen aber die Streitigkeiten und den Krieg zwischen seinen Söhnen, bis zu dem Vergleiche des Jahrs 843. Doch fehlt das Ende des vierten Buchs. Obgleich Nithard seinen Widerwillen gegen Lotharn etwas zu stark für einen Geschichtschreiber blicken

J. n. C. G. 814 bis 1078.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

ken läßt; so kann man ihn doch nicht allein damit, daß er den Brüdern desselben, die sich so sehr über ihn zu beschweren Ursache hatten, ergeben war; sondern auch mit der allgemein bekannten schlechten Gemüthsart Lothars, entschuldigen. Seine Schreibart ist größtentheils rein genug, und seine Sachkenntniß, auch Beurtheilung, wie man sie von einem solchen Manne erwarten kann. Man schätzt in seinem Werke auch die älteste, zugleich im Bauernlatein und in Fränkischer Mundart abgefaßte Urkunde. (L. III. p. 374. ed. du Chesn.) Außer seinem Hauptgegenstande, hat er noch andere nützliche Nachrichten eingestreuet.

Um gleiche Zeit mit diesen drey Schriftstellern that sich auf eine nicht unrühmliche Art Haymo oder Haimo in einem historischen Versuche hervor. Man hat ihn zwar bald vor einen Angelsachsen, bald vor einen Westfranken ausgegeben; allein Trithemius (de Scriptt. Ecclesiast. c. 257. p. 69. ed. Fabric.) nennt ihn einen Deutschen, (Teutonicus) und es giebt keine Ursache, dieses zu bezweifeln. Er genoß zu Tours Alcuins Unterricht; wurde nachmals mit seinem Mitschüler Raban, Mönch zu Fulda, und Aufseher der dortigen Schule; im Jahr 839. aber dritter Abt des Klosters Hirschfeld; wiewohl Bulteau beym Du Pin (Nouv. Biblioth. des Aut. Ecclesiast. T. VII. pag. 176.) auf eine scheinbare Art beweiset, daß er bloß Mönch daselbst gewesen sey. Im Jahr 840. erhielt er das Bißthum Halberstadt, in dessen Besitze er im Jahr 853. starb. Die Besorgung von allem, was die weltlichen Angelegenheiten seines Bißthums betraf, überließ er einem Mönche. Er selbst predigte fleißig, und, nach dem Trithemius, vortrefflich; legte ein Kloster, mit Mönchen aus Hirschfeld besezt, an; aber auch bey seiner Domkirche eine Bi-

blio-

Bischof. Zuerst unter den Deutschen schrieb er Commentarien beynahe über die ganze Bibel, von deren Gehalt erst an einem andern Orte gehandelt werden kann. Hingegen giebt ihm sein Auszug der christlichen Kirchengeschichte der ersten vier Jahrhunderte, (de christianarum rerum memoria Libri decem,) hier eine Stelle. Unter den Ausgaben dieses kleinen Buchs sind die von Marc. Zuer. Boxhorn zu Leyden im Jahr 1650. 12. besorgte, und mit einigen alten Denkmälern im Alemannischen und Sächsischen Dialekt, begleitete; ingleichen die von Joach. Joh. Madern zu Helmstädt im Jahr 1671. 4. noch mehr berichtigt ans Licht gestellte, die vorzüglichsten. Es ist freylich nur eine Abkürzung der lateinischen Uebersetzung des Rufinus von der Kirchengeschichte des Eusebius: und er bittet sogar (Conclus. pag. 202. ed. Boxh.) diesen Griechen um Verzeihung, daß er sein Werk so sehr ins Enge gepreßt habe. Unterdessen ist dieser Auszug in weit besserm Latein, als damals üblich war, aufgesezt. Besonders aber gefällt es, daß Haymo die große Nutzbarkeit der Kirchengeschichte empfiehlt; (Conclus. p. 201.) die er auch ziemlich frey von Fabeln gefaßt zu haben scheint.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Weit mehr hat für eben diese Gattung der Geschichte Anastasius gearbeitet. Er war ein Abt zu Rom, auch Presbyter und Bibliothecarius der Römischen Kirche. Der Kaiser Ludwig der Zweyte schickte ihn im Jahr 869. nebst zween Grafen nach Constantinopel, um wegen der Vermählung seiner Prinzessinn mit einem kaiserlichgriechischen Prinzen, zu unterhandeln. Man vermuthet nur, daß er um das Jahr 886. gestorben sey. Doch an Statt dieser wenigen Lebensumstände würde man eine zusammenhängende Geschichte von ihm erzählen können, wenn er

eben

J. n. C. G. 814 bis 1073.

gen bis zum Jahr 708. von Joh. Vignola, und der ältern unter den Byzantinischen Geschichtschreibern von C. A. Fabrot, zu Paris 1647. Fol. hat Franz Bianchini eine sehr prächtige Ausgabe derselben angefangen, davon der erste zu Rom im Jahr 1718. Fol. gedruckte Theil den ganzen Text des Werks mit den abweichenden Lesearten; die drey folgenden aber, darunter der vierte im Jahr 1735. vom Joseph Bianchini und Cajet. Cenni besorgt erschien, Anmerkungen und Abhandlungen der Gelehrten über dieses Werk, auch manche alte Aufsäze, enthalten. In Muratori's großer Sammlung (Scriptt. Rer. Italic. T. III. pag. 1. sq.) findet man diese Lebensbeschreibungen ebenfals, mit Fortsezungen bis auf Johann XXII. und andern nüzlichen Zusäzen. — Die Kirchengeschichte oder dreyfache Chronographie des Anastasius ist theils eine Uebersezung der Chronographie des Nicephorus; theils ein Auszug aus den ehemals schon angezeigten Werken des Georgius Syncellus und Theophanes; besonders ist die Geschichte des leztern beynahe ganz, und nicht ohne Geschicklichkeit, übersezt. Abendländischen Gelehrten, unter welchen die Kenntniß der Griechischen Sprache jezt so selten war, erwies er dadurch einen nicht geringen Gefallen; auch hat er ihnen viel mehr als bloß Kirchengeschichte mitgetheilt. Fabrot hat sich gleichfals um dieses Werk durch seine zu Paris im J. 1649. in Folio mit Anmerkungen und Glossarien veranstaltete Ausgabe, verdient gemacht. — Ueberdieß hat noch Anastasius die Verhandlungen der sechsten, siebenten und achten oekumenischen Synode, von den Jahren 680., 787., und 869. ingleichen allerhand Sammlungen zur Monotheletischen Streitigkeit und Geschichte aus dem Griechischen übersezt; nicht zu gedenken der Heiligen- und Märtyrergeschichte,

auch

rius seiner Kirche gemacht hatte, abermals verdammt habe: so könnte diese Nachricht, welche der Verfasser auch durch Urkunden unterstützt, entscheidend heißen, wenn nicht den Freunden der andern Meinung die Ausflüchte übrig blieben, er habe beide Anastasios mit einander vermischt; oder beide hätten zu verschiedenen Zeiten das Amt eines Bibliothecars verwaltet.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Genug, daß wir unter dem Nahmen des Anastasius, eines ansehnlichen Mannes im Römischen Clerus um die Mitte des neunten Jahrhunderts, mehrere Schriften haben, welche sich nicht allein für sein Zeitalter und Amt schicken; sondern auch zum Theil die Bekanntschaft mit der Sprache und den Kirchenangelegenheiten der Griechen verrathen, welche seine Gesandtschaft bey ihnen erwarten läßt. Die berühmteste derselben (de vitis Romanorum Pontificum, auch Liber Pontificalis genannt,) ist bereits bey einer andern Gelegenheit (Th. XIX. S. 84. fg.) beschrieben worden. Ciampini, der eben daselbst angeführt worden ist, hat es wahrscheinlich gemacht, daß dem Anastasius nur die Lebensbeschreibungen Gregors IV. Sergius II. Leo IV. Benedikt III. und Nicolaus I. welche vom Jahr 827. bis 867. gehen, zugehören. Sie sind übrigens den vorhergehenden darinne vollkommen ähnlich, daß die Päpste mit den höchsten Lobsprüchen überschüttet, und alle von ihnen erbauete Kirchen, alle in dieselben geschenkten kostbaren Geräthschaften, und darinne angebrachten Ausschmückungen sehr umständlich erzählt werden. Die beiden lezten Lebensbeschreibungen Adrians II. und Stephans VI. sollen, nach dem Onuphrius Panvinius, einen andern Bibliothecarius zu Rom, Wilhelm, zum Verfasser haben. Außer der am gedachten Orte genannten Ausgabe dieser Lebensbeschreibun-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

gen bis zum Jahr 708. von Joh. Vignola, und der ältern unter den Byzantinischen Geschichtschreibern von C. A. Fabrot, zu Paris 1647. Fol. hat Franz Bianchini eine sehr prächtige Ausgabe derselben angefangen, davon der erste zu Rom im Jahr 1718. Fol. gedruckte Theil den ganzen Text des Werks mit den abweichenden Lesearten; die drey folgenden aber, darunter der vierte im Jahr 1735. vom Joseph Bianchini und Cajet. Cenni besorgt erschien, Anmerkungen und Abhandlungen der Gelehrten über dieses Werk, auch manche alte Aufsäze, enthalten. In Muratori's großer Sammlung (Scriptt. Rer. Italic. T. III. pag. 1. sq.) findet man diese Lebensbeschreibungen ebenfals, mit Fortsezungen bis auf Johann XXII. und andern nüzlichen Zusäzen. — Die Kirchengeschichte oder dreyfache Chronographie des Anastasius ist theils eine Uebersezung der Chronographie des Nicephorus; theils ein Auszug aus den ehemals schon angezeigten Werken des Georgius Syncellus und Theophanes; besonders ist die Geschichte des leztern beynahe ganz, und nicht ohne Geschicklichkeit, übersezt. Abendländischen Gelehrten, unter welchen die Kenntniß der Griechischen Sprache jezt so selten war, erwies er dadurch einen nicht geringen Gefallen; auch hat er ihnen viel mehr als bloß Kirchengeschichte mitgetheilt. Fabrot hat sich gleichfals um dieses Werk durch seine zu Paris im J. 1649. in Folio mit Anmerkungen und Glossarien veranstaltete Ausgabe, verdient gemacht. — Ueberdieß hat noch Anastasius die Verhandlungen der sechsten, siebenten und achten oekumenischen Synode, von den Jahren 680., 787., und 869. ingleichen allerhand Sammlungen zur Monotheletischen Streitigkeit und Geschichte aus dem Griechischen übersezt; nicht zu gedenken der Heiligen- und Märtyrergeschichte,

auch

auch der Scholien des Maximus und Johannes von Scythopolis über den unächten Dionysius. Genauer hat diese Kleinigkeiten Fabricius verzeichnet. (Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. I. pag. 88. ed. Patav.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Regino, oder Rhegino, ein Mönch und nachmals Abt des Klosters Prüm im Trierischen, wandte auch einen nüzlichen Fleiß auf die Geschichte. Als er seine Abtey durch mächtige Gegner im Jahr 899. verloren hatte: erhielt er eine andere, oder wenigstens eine Zuflucht in dem Kloster des heil. Martins zu Trier, wo er im Jahr 915. starb. Trithemius weiset ihm unter allen Kirchenlehrern seiner Zeit in Deutschland und Frankreich die erste Stelle an. (de Scriptt. Eccles. c. 295. pag. 77.) Freylich entdeckt man in seinen Schriften weder die vorzügliche Gelehrsamkeit, noch die scharfsinnige Beurtheilung oder seine Schreibart, die ihm einen solchen Rang versichern könnten. Allein zu seiner Zeit, unter so vielen mittelmäßigen Stopplern, war es nicht schwer, hervorzuragen; vielleicht hat ihm auch sein anderswo zu beschreibendes Buch von der Kirchenzucht das meiste Ansehen verschafft. Seine Chronik in zwey Büchern erstreckt sich von der Geburt Christi, bis zum Jahr 907.; ein anderer Mönch, den man Romerius nennt, hat sie bis zum Jahr 967. oder bis in die lezten Regierungsjahre des Kaisers Otto des Ersten, fortgesezt. Mit dieser Fortsezung findet man sie am besten in der Sammlung des Pistorius (Rer. Germanic. Scriptt. T. I. pag. 1–112. ed. Struv.) abgedruckt. Das erste Buch dieser Chronik, welches sich mit Karl Martels Tode endigt, ist ganz unbeträchtlich. Im zweyten, weit ausführlichern, vom Jahr 741. an, schreibt der Verfasser die Loiselianischen

p. 108. sq. ed. cit.) in Erstaunen zu sezen, indem plözlich einige bewundernswürdige Kunststücke vorgenommen wurden, als man ihn vor den Kaiser führte; er äusserte aber darüber keine Bestürzung, weil er schon vorher davon benachrichtigt war. Die Geschenke, welche er für sich mitgebracht hatte, unter welchen auch vier verschnittene Knaben waren, (eine Art von Waare, welche damals von christlichen Kaufleuten mit unermeßlichem Gewinne nach Spanien, vermuthlich zu den Arabern, geführt wurde,) übergab er in seines Königs Nahmen. Dieser belohnte ihn nach seiner Zurückkunft mit dem Bißthum Cremona. Allein nach einiger Zeit verfolgten Berengarius und seine Gemahlinn Willa ihn und sein ganzes Haus mit solcher Heftigkeit und Ungerechtigkeit, wenigstens nach seinem eigenem Berichte, (l. c. L. III. pag. 49.) daß er sich nach Deutschland flüchten mußte, wo er zu Frankfurt am Mayn, (er nennt es Franconovord,) sich niederließ.

Hier schrieb er eine Europäische Geschichte, (Rerum gestarum ab Europae Imperatoribus et Regibus, Libri VII. denn so viele Bücher giebt Trithemius an,) welche vom Jahr 891. bis auf seine Zeit fortgeführt sind. (in edit. Antverp. p. 5. sq. in Reuberi vett. Scriptor. qui Caesarum et Impp. Germanor. res litteris mandarunt, Tomo uno, p. 135. sq. ed. G. C. Ioannis, et in Du Chesn. Hist. Franc. Scriptt. T. III. p. 562. sq.) Er fängt mit der Besitznehmung von Fraßineto in Italien, durch die Saracenen, an; giebt sodann Nachricht von den damaligen Griechischen Kaisern; von dem Deutschen Könige Arnulf, und den Italiänischen Königen; von den Päpsten Formosus und Sergius, und von den übrigen Angelegenheiten Italiens bis auf den Tod des Königs Lambert,

bert, mit welchem er das erste Buch schließt. Im zweyten beschreibt er Ludwigs des Kindes Regierungsantritt; den Einfall der Ungarn in Deutschland und Italien; die Geschichte der folgenden Deutschen Könige, Conrads des Ersten und Heinrichs des Ersten; besonders den Krieg des leztern mit den Ungarn; die Händel der Fürsten, welche sich Italien streitig machten; die Verwirrung auf den päpstlichen Stuhl, welche die mächtige Theodora stiftete, und andere Unruhen Italiens, bis auf den Tod des Königs Berengars des Ersten im Jahr 924. Das dritte Buch nennt Luitprand Antidosis, (beym Trithemius steht dafür das gleichbedeutende Antapodosis,) und giebt zur Ursache an, (p. 49. ed. Antverp.) weil es eine Wiedervergeltung sowohl gegen den Tyrannen Berengarius den Zweyten, König von Italien, und seine eben so grausame und raubsüchtige Gemahlinn, eine zweyte Jesabel und Lamia, durch Entdeckung ihrer schändlichen Handlungen, als gegen seine und seiner Familie Wohlthäter enthalte, deren Verdienste er eben so genau angezeigt habe. Eigentlich gilt dieser Inhalt mehr von den beiden lezten Büchern; überhaupt aber erzählt der Verfasser, vom dritten an, die Italiänische, Deutsche, Griechischkaiserliche, zuweilen auch die damit verbundene Saracenische und Russische Geschichte, bis gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts, ausführlich genug, und vom vierten Buche besonders an, mit der Versicherung, daß er nunmehr Begebenheiten beschreibe, die er selbst gesehen habe. Sichtbar ist fast überall die gute Bekanntschaft mit der Geschichte, welche den Gegenstand seines Werks ausmacht; die Erfahrung eines Geschäftmannes, und die Freymüthigkeit, zu der ein aus seinem Vaterlande Vertriebener desto mehr gereizt wurde. Man muß zwar ge-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

stehen, daß seine vorher bemerkte Ankündigung an der Spitze des dritten Buchs, den nachtheiligen Einfluß von Rachbegierde und Dankbarkeit auf seine Erzählungen befürchten lasse. Vielleicht möchten auch wohl einige seiner Gemählde etwas zu schwarz, und andere zu glänzend gerathen seyn; so wie in kleinern Umständen noch wohl andere Fehler, ingleichen die Vernachlässigung bestimmter chronologischer Angaben, sich aufdecken lassen. Allein da andere gleichzeitige Schriftsteller die meisten seiner Nachrichten bestätigen; in diesen ein so genauer historischer Zusammenhang herrscht der die Hauptveränderungen recht begreiflich macht; außerdem auch von ihm, zumal in der Italiänischen und Deutschen Geschichte, so viele besondere Umstände angegeben werden, wie sie nur ein Zeitgenosse wissen konnte: so scheint man seine Glaubwürdigkeit nicht anfechten zu dürfen. Vor streng prüfenden Augen könnte sie vielleicht durch seine Schreibart einigermaaßen zweifelhaft werden. Sie ist im Ganzen ziemlich ungleich: bald ein feiner Römischer Ausdruck; bald wieder kirchliches und Chronikenlatein; zuweilen ins Witzige und Satyrische fallend; nicht selten mit poetischen Redensarten, hin und wieder mit eingeflochtenen Stellen alter lateinischer Dichter ausgeschmückt; ja er kleidet wohl gar die Reden der Fürsten, die Beschreibungen merkwürdiger Begebenheiten, und seine Gedanken darüber, in kleine Gedichte ein. Alles dieses kann freylich den Argwohn erregen, daß er die Geschichte zugleich verschönert und verunstaltet haben möchte. Man darf auch diesen Argwohn in unserm Zeitalter weniger als jemals verschweigen, da Männer von großen Gaben für die Geschichtbeschreibung sich durch eine witziglaunichte und spöttische Darstellung, durch absichtlich nach gewissen vorläufig angenommenen Erklärungsarten gedrehte Entwickelungen der Geschichte, oft nicht

allein

J. n. C. G. 814 bis 1073.

allein jenen Argwohn, sondern auch den Vorwurf selbst, zuziehen; des Heers ihrer Nachahmer nicht zu gedenken, die ganz ungescheut die Geschichte in Poesie verwandeln. Mag doch der beynahe herrschende Geschmack sich für diese Methode erklären; kein Schriftsteller ist schuldig, sich nach einem verfälschten Geschmack zu bequemen; er ist vielmehr, wenn er nicht kriechendes Streben nach Beyfall zu seiner Hauptabsicht macht, verbunden, demselben, auch bey einem nur mittelmäßigen Maaße von Kräften, entgegen zu arbeiten. Unterdessen Luitpranden scheint gerade der elende Geschmack seines Zeitalters zu entschuldigen. Es kannte und schätzte vom alten Rom kaum die gröbste äußere Schaale, das fehlerhafte, bloß mit der Hand besorgte Abschreiben seiner vortrefflichen Werke; er hingegen, der sie mit Geist gelesen und studiert hatte, wollte seinen Zeitgenossen einigen Geschmack an denselben einflößen, und brachte daher, was er daraus gelernt hatte, in einem Anfall von angenehmer Begeisterung, selbst öfters am unrechten Orte an; ohne doch im geringsten merken zu lassen, daß er der Wahrheit der Geschichte einigen Eintrag thun wolle. Daher verdient auch seine kleine Eitelkeit, die Kenntniß, welche er vom Griechischen besaß, zuweilen durch Wörter aus dieser Sprache, die nicht mehr als die gleich darauf folgenden lateinischen sagen, blicken zu lassen, eine mildere Beurtheilung, als die neueste Sprachenmengerey. Doch eine erheblichere Frage ist noch übrig: ob Luitprand auch die sechs letzten Hauptstücke des sechsten Buchs von diesem W[illegible] 123. ed. Antverp.) geschrieben habe. [illegible] selben eine neue Classe und Reihe von Be[illegible] die mit den vorher erzählten nicht zusamm[illegible] gehe, fällt in die Augen. Es sind die U[illegible] gen Otto des Großen in Italien nac[illegible]

960.; die durch ihn veranstaltete Absetzung und Wahl von Päpsten und dergleichen mehr. Schon die Nachricht des Trithemius, daß dieses Werk aus sieben Büchern bestehe, macht es wahrscheinlich, daß die gedachten Hauptstücke zu dem siebenten Buche gehören; er führt auch ihren Anfang an, wie wir ihn noch lesen. Sie sind nicht weniger freymüthig aufgesetzt, als die sechs Bücher selbst, und verrathen eine so genaue Kenntniß jener Angelegenheiten, daß man alle Ursache hätte, auf Luitpranden, dessen sich Otto dabey vorzüglich bediente, als Verfasser, zu rathen, wenn man nicht des Rathens dabey überhoben seyn könnte. Denn auch von dem Eigenthümlichen seiner Schreibart zeigen sich hier einige Spuren; wie (p. 113.) das Horatianische: lupis et agnis quanta sortito obtigit, in den prosaischen Vortrag verwebt; ingleichen (p. 114.) das poetische Bild der Sommerhitze: Phoebi radiis grave Cancri sidus inaestuans. Gleichwohl hat Baronius zuerst behauptet, (Annal. Eccles. ad a. 963. n. 2. sq. p. 785. sq. Tom. X. ed. Colon.) jene sechs Abschnitte müßten einem fremden Fortsetzer zugeschrieben werden: und ihm ist darinne Vossius (de historic. lat. L. II. c. 40. p. 345.) nebst andern bis auf die neuesten Zeiten gefolgt. Unerwartet genug steht unter seinen Gründen die Verschiedenheit der Schreibart oben an; darauf folgen die Umstände, daß kein Zusammenhang zwischen beiden Arbeiten sey, und Luitprand das Hauptwerk auf einer Insel vollendet habe; (als wenn er nicht die spätern Begebenheiten des letzten Buchs lange darauf anderswo hätte aufzeichnen können;) endlich die Bemerkung, daß er in diesem Bischof von Cremona; in jenem nur Diakonus von Pavia heißt; (welches auch der Unterschied der Zeiten begreiflich macht.)

Als Otto der Erste im Jahr 961. zum zweytenmal nach Italien zog, war es Luitprand, den er auf der Römischen Synode im Jahr 963. zu seinem Dolmetscher gebrauchte, weil er selbst nicht Lateinisch sprechen konnte. Fünf Jahre darauf schickte er diesen Bischof als seinen Gesandten nach Constantinopel, um eine Vermählung zwischen seinem Sohne Otto und einer griechischkaiserlichen Prinzessinn zu stiften. Die Geschichte dieser Gesandtschaft hat Luitprand in einer besondern Schrift, zwar sehr mißvergnügt, aber zugleich lebhaft, und nicht selten satyrisch, erzählt; sie enthält manche sonst nicht vorkommende Erläuterungen. (Legatio Luitprandi Cremon. Episc. ad Nicephorum Phocam, Imp. Constant. pro Ottonibus Augustis et Adelheida, l. c. p. 131–160.) Die schlechte Aufnahme, welche er daselbst fand, und der unglückliche Ausgang seiner Bemühungen, mögen wohl seinen Unwillen so sehr gereizt haben, daß er manches an jenem Hofe noch häßlicher und verächtlicher fand, als es ihm sonst vorgekommen seyn würde. Aber alle andere Nachrichten, welche man von dem elenden Stolze jener Regierung, bey so vieler Schwäche, hat, bekräftigen doch überhaupt seine Schilderungen. Nicephorus war darüber sehr aufgebracht, daß Otto Rom in Besitz genommen, sich die kaiserliche Würde beygelegt, und das Gebiet der Griechischen Kaiser im untern Italien eingeschränkt hatte; er nannte ihn nicht βασιλέα, oder Kaiser; sondern nur ῥῆγα; (regem) forderte auch Rom und Ravenna mit den dazu gehörigen Landesstrichen zurück, wenn die Vermählung Statt haben sollte. Luitprand antwortete auf alles mit Würde und kühnem Nachdrucke. Da der Kaiser unter andern zu ihm sagte: Ihr seyd keine Römer, (denn so nannten sich die Griechen;) sondern Langobarden: erwiederte er, der Ursprung der Römer unter dem Romulus

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

lus sey niederträchtig genug, und ihr Nahme so geringschäzig, daß, wenn die Langobarden, Sachsen, Franken, und übrigen Deutschen ihre Feinde schimpfen wollten, sie weiter nichts als, Römer, sagten, weil dieses Wort alle Laster in sich begreife. Rom betreffend, dessen Freyheit die Griechen wieder hergestellt wissen wollen, erklärte er ihnen, Otto habe es aus der Knechtschaft von Huren befreyet, während daß die Griechen schliefen; oder vielmehr zu ohnmächtig waren, dieses zu leisten. Auch setzte er hinzu, sein Kaiser habe der Römischen Kirche keine von allen Schenkungen entzogen, welche ihr Constantin der Große in Italien, und fast in allen abendländischen Reichen, ja selbst in Griechenland, Judäa, Persien, Mesopotamien, Babylonien, Aegypten und Libyen, gemacht habe, entzogen; von welchen noch seine Schenkungsurkunden vorhanden wären; (wie Luitprand den Römern zu leicht geglaubt hat,) der Griechische Kaiser möchte ihr also auch dasjenige einräumen, was ihr aus seinem Reiche zukomme. Er gedenkt in dieser Erzählung noch gewisser unter den Griechen herumlaufenden Weissagungen eines Sicilianischen Bischofs, welche er von den Siegen seines Kaisers auslegt; ingleichen des heftigen Unwillens, mit welchem die Griechen das Schreiben eines Papstes an ihren Kaiser empfiengen, der sich unterstanden hatte, ihm die Freundschaft mit seinem geliebten Sohne, dem Kaiser Otto, zu empfehlen. Luitprand giebt diesem Fürsten auch den Rath, er möchte den unwürdigen Patriarchen von Constantinopel, Polyeuktes, der, auf Befehl seines Kaisers, den Lateinischen Gottesdienst und die päpstliche Gerichtsbarkeit über die Kirchen in Apulien und Calabrien zu unterdrücken suche, auf einer Synode zur Verantwortung fordern lassen. — Mehr weiß man von den Lebensumständen dieses Bischofs nicht.

Ehe-

Ehemals sind ihm noch andere Bücher zugeschrieben worden; wie ein Jahrbuch der Weltgeschichte, vom Jahr 606. bis 960. (p. 297. sq. ed. Antverp.) das aber dem Subdiakonus dieses Nahmens zu Toledo, (wenn anders dessen Daseyn oder Zeitalter auf sicherm Grunde beruht,) zugehört; Lebensbeschreibungen der Päpste, vom Apostel Petrus an, bis auf den Formosus, (ibid. p. 167–284.) welche nur ein Auszug von denen sind, die den Nahmen des Anastasius führen; endlich Sammlungen zur Spanischen Kirchen- und Heiligen-Geschichte, unter der Aufschrift: Adversaria. (ibid. p. 459. sq.) Es ist aber längst, besonders vom Nicol. Antonio, (Biblioth. Hisp. vet. T. I. p. 585. sq.) bewiesen worden, daß er an allen diesen Schriften keinen Antheil gehabt hat. Sie und seine ächten Werke sind in der an sich schönen Ausgabe, zu Antwerpen im Jahr 1640. in Folio, zuerst vollständig gesammelt; von zween Spanischen Gelehrten, dem Jesuiten Hieronymo de la Higuera, und dem Königl. Rathe, Lorenzo Ramirez de Prado, mit vielen Anmerkungen begleitet, auch sonst mit Einleitungen anderer Gelehrten, und nützlichen Zugaben, versehen worden. Man möchte jedoch wünschen, daß die beiden Herausgeber, an Statt den größten Theil dieser Sammlung mit den unächten Schriften und Commentarien darüber zu füllen, vielmehr diesen gelehrten Erläuterungsfleiß auf Luitprands eigene Schriften, die dessen so sehr bedurften, gewandt hätten. Die neueste Ausgabe von diesen beyden, mit den Lesearten von drey Handschriften der Kaiserlichen Bibliothek bereichert, hat Muratori (Scriptt. Rer. Italic. T. II. P. I. p. 417. sq. P. II. p. 1079. sq.) veranstaltet.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Nicht minder verdient um die Geschichte seines Jahrhunderts, wenn gleich an Geist, Witz und Gelehr-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

lehrsamkeit geringer als Luitprand, ist sein Zeitgenosse Witekind, dessen Nahme auch Wittichind und Widichind, zum Beyspiel vom Trithemius, (de Scriptt. ecclesiast. c. 301. p. 79.) geschrieben wird. Ein Sachse, der zuerst in der vaterländischen Klosterschule zu Corvey an der Weser wissenschaftlichen Unterricht empfieng; bald aber, wie er selbst bey dem eben genannten Schriftsteller (in Chronic. Hirsaug. ad a. 955. p. 99. T. I.) erzählt, zog ihn der gelehrte Ruf Meginrads, Mönchs und Vorstehers der Schule im Kloster Hirschau, dahin; welchen er, wie einen zweyten Hieronymus, in der Schriftauslegung bewunderte. In der Folge wurde er selbst Lehrer der Schule zu Corvey, und zog eine Menge Schüler, welche Bischöfe und Aebte wurden. Allem Ansehen nach ist er um das Jahr 1000. verstorben. Er hatte unter vielem andern, die Regierungsgeschichte Otto des Ersten beschrieben; Predigten an seine Klosterbrüder; ein Buch von Briefen; Sinngedichte; eine Lebensbeschreibung Pauls des Eremiten in Prose und Versen; auch ein Gedicht zu Ehren der heil. Thecla, hinterlassen: und alle diese Schriften sind untergegangen. (Trithem. de Scriptt. eccles. l. c. et Libro de illustrib. Germaniae Scriptt. apud Meibom. de vita Witichindi, p. 624. Rer. Germanicar. Tom. I.)

Vermuthlich aber hat sich doch das wichtigste seiner Werke erhalten: eine Geschichte der Sachsen, in drey Büchern, welche er Otto des Großen Tochter, Mechtild, Aebtissinn zu Quedlinburg, wiedmete. (Annales de rebus Saxonum gestis, apud Meibom. l. c. p. 628–663. und eine Vergleichung des Werks mit andern Handschriften, in Leibnitii Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I. p. 208–232.) Wittekind ist

in

in demselben der älteste Sächsische Geschichtschreiber. Er fängt mit dem Ursprunge der Nation, und ihrer Niederlassung in Hadolaun, (wahrscheinlich im jetzigen Hadeler Lande,) an; wobey er doch gesteht, dem bloßen Gerüchte folgen zu müssen; beschreibt den Uebergang eines Theils der Sachsen nach Britannien; ihren Antheil an der Zerstörung des Thüringischen Reichs, und die folgende Geschichte des alten Sachsenlandes; bis von der Thronbesteigung des Sächsischen Herzogs und deutschen Königs, Heinrichs des Ersten, an, diese Geschichte mit der allgemeinen Deutschen verflochten, reichhaltiger und ausführlicher wird. Sie wird bis auf den Tod seines Sohns Otto des Ersten fortgesetzt; wiewohl dessen Thaten in Italien nur berührt werden. Vielleicht ist sogar das besondere, vom Trithemius genannte Werk Wittekinds von den Thaten dieses Kaisers, nur derjenige Theil seiner Sächsischen Jahrbücher, welcher die zwey letzten Bücher einnimmt. Durchgehends findet man bey ihm eine so gute und genaue Bekanntschaft mit den öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands, daß man sich wundern möchte, wie dieselbe in eine Mönchscelle habe dringen können, wenn man sich nicht erinnerte, daß sein Corvey unter die blühendesten Klöster und auch Schulen dieser Zeit gehört hat, welches durch einen beständigen Zufluß von Menschen mit der übrigen Welt verbunden ward; daß seine Sachsen damals die angesehenste Nation von Deutschland gewesen sind, deren Vaterland desto mehr auf dieses Reich würkte; endlich, daß der Clerus überhaupt seine Augen und Hände überall gehabt, auch in einer allgemeinen Verbindung gestanden hat. Wittekind verräth sonst eine ziemliche Anlage zum Geschichtschreiber. An Statt des Chronikenmäßigen der gewöhnlichen Kloster-Annalisten, erzählt er, in einer nicht verwerflichen Schreibart,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

art, zusammenhängend und angenehm: und wenn ihm gleich die Kunst mangelt, den Gang der Begebenheiten im Großen, und ihre Verhältnisse gegen einander einleuchtend zu zeigen; so ersetzt er doch dieselbe einigermaaßen durch manche charakteristische Züge von der Verfassung und den Sitten der Deutschen. Ein anderer, als ein Mönch, würde freylich die Wichtigkeit gewisser Vorfälle zu sehr empfunden haben, als daß er ihrer nur im Vorbeygehen gedacht hätte; er würde also nicht mit ihm gesagt haben, (L. III. p. 659.) „es gehöre nicht für seine Wenigkeit, zu erzählen, wie Otto im Sachsenlande die Silberadern (oder die Bergwerke am Harz,) eröffnet habe."

Historische Gedichte, oder Erzählungen in sogenannte lateinische Verse eingekleidet, gefielen auch in diesem Zeitalter. Schon gegen das Ende des neunten Jahrhunderts fand sich unter den noch nicht völlig von Karln dem Großen bezwungenen Sachsen der erste Schriftsteller und Dichter dieser Nation, vermuthlich ein Mönch, der die Thaten jenes Fürsten auf diese Art der Nachwelt zu empfehlen suchte. Sein Gedicht in fünf Büchern, welches Dü Chesne (T. II. p. 136. sq.) Kulpis oder Schilter, (Scriptt. Rer. Germ. T. IV. pag. 3. sq.) am genauesten aber Leibniz, (Poetae Saxonis Annales Caroli M. p. 120–171. T. I. Scriptt. Rer. Brunsvic.) herausgegeben hat, ist größtentheils in Hexametern; im fünften Buche aber, weil es sich mit Karls Tode schließt, in Elegischen Versen abgefaßt. Es hat die Gestalt eines Jahrbuchs, und hin und wieder einige poetische Stellen; die meisten aber haben von der Dichtkunst nicht viel mehr, als das Sylbenmaaß. Obgleich der Verfasser öfters nur Karls Lebensgeschichte von Eginharden paraphrasirt; so hat er doch auch viele Nachrichten

richten hinzugesezt, die besonders über den berühmten Sächsischen Krieg; den Frieden, der ihn endigte, und die Verfassung der Sachsen, nicht wenig Licht verbreiten. — Bewundernswürdiger ist die Verfasserinn solcher historischer Gedichte in dem Zeitalter Wittekinds, Roswitha, oder Hroswitha. Diese Nonne in dem Kloster Gandersheim stammte aus einem vornehmen Sächsischen Geschlechte her. Sie rühmt zwo Lehrerinnen, welche sie daselbst gehabt hat: Richardis, eine Nonne oder Stiftsfräulein, und Gerberga, eine Enkelinn Otto des Großen, welche seit dem Jahr 959 bis 1002. Aebtissinn dieses Klosters gewesen ist. Man merkt aber wohl, daß sie ihrer eigenen Anstrengung eben so viel zu danken gehabt hat: denn sie war mit der damals üblichen Theologie und Philosophie gut bekannt; hatte auch Griechisch und Lateinisch, Geschichte und Mathematik gelernt; manche alte Römische Schriftsteller gelesen, auch ihren Wiz und Scharfsinn geübt. Auf Befehl der erstgenannten Aebtissinn, und des Kaisers Otto des Zweyten, beschrieb sie um das Jahr 980. die Thaten seines Vaters bis zum Jahr 967. in einem Lateinischen Gedichte. (Panegyris Ottonum, in Meibom. Rer. Germanic. T. I. p. 709–726.) Es sind Leoninische Hexameter, das heißt, welche sich in der Mitte und am Ende mit einander reimen; höchstens kann man sie erträglich nennen, und selbst gegen die Prosodie verstoßen sie gar oft. Unterdessen zu einer Zeit, da ein großer Theil des Clerus unwissend oder träg war, verdient eine Nonne, welche beides gelehrt und Schriftstellerinn war, mehr als Nachsicht; ihre Arbeit hat auch einigen historischen Nutzen. Dieses gilt auch von ihrem Gedichte über die Erbauung des Klosters Gandersheim. (in Leibnit. Scriptt. Rer. Brunsvic. T. II. p. 319. sq.) Sie wird noch

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

einmal bey den Werken des Witzes in diesem Zeitalter genannt werden müssen.

Aimoin, ein Fränkischer Geschichtschreiber, ebenfals gegen den Ausgang des zehnten Jahrhunderts, verdient hier auch einige Meldung; wenn gleich mehr wegen dessen, was er hat leisten wollen, als um großer Vorzüge Willen. Man hatte ihn sonst in die Mitte des neunten Jahrhunderts, als einen Mönch von St. Germain des Prés, gesetzt; allein der Jesuit Labbe hat deutlich genug gezeigt, (Diatriba de Aimoino, Historiae Francicae auctore, eiusque continuatore et interpolatore, Monacho S. Germani Parisiensis, in Dissert. philolog. de Scriptt. Ecclesiast. T. II. pag. 829. sq.) daß Aimoin in dem Kloster Fleury erzogen worden, eben daselbst seit dem Jahr 979. ein Mönch gewesen sey, und auf Befehl des dortigen berühmten Abts Abbo seine Geschichte aufgesetzt habe; daß aber nicht allein die Fortsetzung derselben, sondern auch Einschaltungen darinne, von einem weit spätern Mönche zu St. Germain herrühren. Schon Sigbert von Gemblours leitete ihn auf diese richtigere Spur; (de Scriptt. Ecclesiast. c. 101. p. 105. ed. Fabric.) aber auch eine Stelle des Werks selbst, wie der jüngere Dü Chesne in der Ausgabe desselben, (Aimoini Hist. Francor. L. IV. c. 42. p. 120. in Hist. Francor. Scriptt. Tom. III.) bemerkt hat. Aimoin sollte die in vielen Büchern zerstreueten Nachrichten über die Fränkische Geschichte in Ein Werk sammeln, und in einer bessern lateinischen Schreibart vortragen. Das letztere hat er zum Theil geleistet; er drückt sich großentheils rein und angenehm, und manchmal beinahe zierlich aus. Was aber die erstere Absicht betrifft: so hat er zwar im Anfange seines Werks aus dem Cäsar, Plinius und andern ältern Schriftstellern,

tern, über Germanier und Gallier gute Nachrichten zusammengetragen; hingegen die älteste Geschichte der Franken fabelhaft erzählt, und auch in der spätern, die er bis in Klodwigs des Zweyten Regierung fortführt, weder eine geschickte Wahl der Begebenheiten getroffen; noch eine Anzahl Fehler vermieden. Doch darf man ihm, scharf geprüft und mit andern verglichen, nicht alle Brauchbarkeit absprechen. Daß Bouquet (in Scriptt. Rer. Gall. et Franc. T. III. pag. 21. sq.) einen verbesserten und mit Anmerkungen begleiteten Abdruck seines Werks besorgt hat, davon bin ich die Anzeige Hambergern (Zuverläss. Nachr. von den vornehmsten Schriftstell. Th. III. S. 713.) schuldig.

Schätzbarer ist Ditmar, Bischof von Merseburg, für die Geschichte. Sein Vater war ein Graf von Walbeck im jetzigen Niedersachsen; ihn ließ man, weil er ungestaltet war, in einem Kloster zu Magdeburg studieren, wo er auch Mönch wurde. Nachher erlangte er die Würde eines Propstes zu Walbeck; eines Kaplans oder Hofgeistlichen bey dem Kaiser Heinrich dem Zweyten, und endlich das gedachte Bißthum im Jahr 1008. welches er bis an seinen Tod im Jahr 1018. verwaltete. Unter der Aufschrift einer Chronik von acht Büchern, hat er die Geschichte Deutschlands unter den deutschen Königen, und größtentheils auch Kaisern, Heinrich dem Ersten, den drey Ottonen und Heinrich dem Zweyten, so fleißig und genau beschrieben, daß er nicht nur als der älteste Meisnische Geschichtschreiber die ersten guten Nachrichten über die Geschichte dieses Landes hinterlassen, sondern auch zur allgemeinen deutschen, selbst Pohlnischen Geschichte sonst nicht anzutreffende Beiträge mitgetheilt hat. Er besaß mehr Gelehrsamkeit, als die meisten Bischöfe seiner Zeit; hatte die

J. n. C. G. 814 bis 1073.

alten Römer gelesen, und flechtet bisweilen aus ihren Dichtern Stellen ein; war etwas mit der Naturlehre und Sternkunde bekannt; versuchte auch wohl zu philosophiren; wie die Stelle von den dreyerley Seelen, der Engel, der Menschen und der Thiere, (L. I. p. 327. ed. Leibnit.) zeigt. Daß er nicht so äußerst abergläubisch und unwissend gewesen sey, wie ein Schriftsteller unserer Zeiten vorgiebt, kann eine andere Stelle seines Werks (L. IV. p. 350.) lehren, wo er bey Gelegenheit einer Sonnenfinsterniß vom Jahr 989. schreibt: „Ich ersuche alle Christen, es gewiß zu glauben, daß „eine solche Finsterniß nicht von der Hexerey böser „Weiber, oder ihrer Verwegenheit entstehe; oder irgend auf der Welt etwas dazu beitragen könne; sondern daß solches, wie **Macrobius** und die übrigen „Weisen behaupten, vom Monde herkomme.“ Damit läßt es sich gar wohl vereinigen, daß Dittmar, nach den Religionsbegriffen seiner Zeit, sich häuffig frommen Ausrufungen und Abschweifungen überläßt; nicht selten Erscheinungen von Engeln und Teufeln erzählt, von Todten weiß, die in der Kirche, wo sie begraben lagen, nächtlichen Gottesdienst hielten; und dergleichen mehr. Uebrigens entschuldigt er seine Fehler damit, (L. I. p. 328.) daß er dieses Werk erst spät unternommen hat, und bittet seinen Nachfolger im Bißthum, es zu ergänzen. Fast jedem Buche hat er seinen Inhalt in leoninischen Hexametern vorgesetzt. In der Schreibart künstelt er zwar merklich, und verdunkelt sie etwas; doch hat sie für denjenigen, der an die gedrechselten Wendungen und schwülstigen Ausdrücke der Schriftsteller des Mittelalters gewohnt ist, nicht so gar viel Undeutlichkeit. Man darf es auch nicht unbemerkt lassen, daß sein Werk noch lange nicht kritisch berichtigt, abgedruckt und hinlänglich erläutert ist. Leibnitz, der die beste Ausgabe davon besorgt hat,

(Ditmarus restitutus, in Scriptt. Rer. Brunsvic. (T. I. pag. 323–427.) bediente sich, wie er selbst meldet, (Introduct. in Collect. Script. Hist. Brunsvic. inservient. l. c. p. 18.) nachdem man vorher nur die im Kurfürstlichen Archiv zu Dresden befindliche Handschrift gebraucht hatte, auch der Antwerper, in der, nach dem von ihm gegebenen Beispielen, Ditmar noch vollständiger erscheint. Allein selbst die Dresdner Handschrift ist bisher nicht genug benützt worden; eine Abschrift von der Vergleichung derselben, welche ich besitze, hat mich belehrt, daß bloß dadurch der Text des Werks noch sehr verbessert, ja selbst ergänzt werden könnte. Daher war einer der besten Kenner der Meisnischsächsischen Geschichte, Christian Schöttgen, (Dissert. de antiquiss. litterar. in tertis super. Saxoniae fatis, p. 272. sq. in eius Opusculis minorib. Hist. Saxonic. illustrantib. Lipſ. 1767. 8.) gesonnen, dieses Werk, nach beiden Handschriften von neuem durchgesehen, herauszugeben. Vielleicht leistet ein andrer geübter Freund jener Geschichte, Hr. M. Ursinus, der Ditmars Geschichte vor kurzem ins Deutsche übersetzt hat, derselben diesen Dienst.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Zween andere deutsche Geschichtschreiber zeichnen sich zum Theil noch vortheilhafter aus. Adelbold, einer von denselben, hatte in der Klosterschule zu Laubes, auch in den Schulen, welche Notger zu Lüttich und Gerbert zu Rheims hielten, mancherley gelehrte Kenntnisse gesammelt. Nachmals zeigte er, obgleich Clericus zu Laubes, nach dem Siegbert von Gemblours, (de Scriptt. Eccleſ. c. 138.) so ausnehmende Gaben in Geschäften, und selbst im Kriege, daß ihn der Kaiser Heinrich der Zweyte, unter dem Nahmen Proconsul, als seinen Kanzler gebrauchte. Eben dieser Fürst ertheilte ihm im Jahr 1010. das

J. n. C. G. 814 bis 1273.

Bißthum Utrecht, in welchem er im Jahr 1027. starb, nachdem er noch als Bischof die Güter seiner Kirche bisweilen mit Kriegsvölkern, die er anführte, gegen räuberische Angriffe beschützt hatte. Daß er die Geschichte seines Kaisers beschrieben habe, daran läßt Siegberts Zeugniß nicht zweifeln; aber es giebt mehr als Ein Werk dieses Inhalts, das sonst unter seinem Nahmen ans Licht gestellt worden ist. Doch das unächte, erst hundert Jahre später geschriebene, in der Sammlung des Canisius, (Lectt. Antiq. Tom. III. P. II. p. 23. sq.) verräth sich zu sehr durch seine Zeitbestimmungen selbst. Von dem ächten Werke hat sich nur eine einzige Handschrift in der kaiserlichen Bibliothek gefunden, aus welchem es der Jesuit Gretser (in Divis Bambergensib. p. 1. sq.) abdrucken ließ; und Leibnitz hat sie ebenfalls in seine Sammlung eingerückt. (Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I. p. 430–441.) Dieser Gelehrte muthmaaßt nicht unwahrscheinlich, (Introd. in Collect. Scr. Brunsv. fol. f.[a]) man habe die ächte Schrift darum vernachläßiget, (wie sie denn auch nur verstümmelt vorhanden ist,) weil in derselben Heinrich mehr wie ein trefflicher Fürst, als wie ein Heiliger und Wunderthäter, (in welcher für den damaligen Geschmack erwünschten Gestalt er in der unächten Schrift erscheint,) abgeschildert wird. In der That ist es zu bedauern, daß man nur noch die ersten Regierungsjahre Heinrichs von Adelbolden beschrieben lesen kann, von denen er, wenn gleich nicht in der feinsten Schreibart, nach einem Eingange über die Geschichtbeschreibung überhaupt, recht umständliche und zuverläßige Nachrichten, wie sie sein Staatsbedienter geben konnte, ertheilt.

Wippo ist der zweyte dieser Geschichtschreiber. Zwar glaubte Jac. Basnage, (Observat. de Wipone,

p. 162.

p. 162. T. III. P. I. Lect. Antiq. Canis.) man könne aus einer Stelle seines dort abgedruckten Lobgedichts auf den Kaiser Heinrich den Dritten, worinne er Burgund patriam nennt, schliessen, daß er aus diesem Reiche gebürtig gewesen sey. Allein Schöttgen hat dagegen erinnert, (in Fabricii Biblioth. Lat. med. et inf. aet. Tom. VI. p. 326. ed. Patav.) daß in dem Mittelalter jenes Wort nicht mehr als ein Land überhaupt bedeutet habe. Daß er einen Hofgeistlichen des Kaisers Conrads des Zweyten und seines eben genannten Sohns abgegeben hat, ist desto gewisser. Er hat das Leben Conrads, das bis zum Jahr 1039. reichte, beschrieben, und in demselben auch das nicht vergessen, was unter seiner Regierung noch Heinrich verrichtet hatte. (de vita Conradi Salici Imp. in Pistorii Scriptt. Rer. German. T. III. p. 459. sq.) Man erkennt in diesem Werke den Mann, der nicht allein bey Hofe die besten Nachrichten erfahren, sondern auch gelernt hatte, wie man sie zur Geschichtbeschreibung anwenden müsse. Nirgends findet man eine so ausführliche und genaue Erzählung, wie in diesen Jahrhunderten die Wahl eines deutschen Königs und Kaisers angestellt worden ist, als bey ihm. Die merkwürdigen Begebenheiten während Conrads Regierung selbst, werden in chronologischer Folge, und doch jede besonders gestellt, so angezeigt, daß man sowohl mit den handelnden Personen, als mit der Verfassung der Zeiten bekannt wird: und selten blickt der Geistliche hervor.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Zu gleicher Zeit lebte in Frankreich ein Benediktinermönch, Glaber Radulfus, besonders in den Klöstern zu St. Germain von Auxerre, und zu Clugny, an dessen Abt Odilo er seine, auf dessen Befehl aufgesetzte Fränkische Geschichte in fünf Büchern richtete. Pet. Pithou hat sie zuerst ans Licht

[illegible] gestellt: [illegible] Historiae Francorum ab A. C. DCCCC. [illegible] CCLXXV. Scriptt. vett. XI. p. 1. sq. Fran[illegible] [illegible] 596. [illegible]) der jüngere (oder Franz) Duchesne [illegible] hat eben dieselbe mit einer Handschrift neu verglichen, [illegible] die Sammlung seines Vaters (Hist. Francor. Scriptt. T. IV. p. 1. sq.) eingerückt. Sie fängt mit dem Jahr 900. an; wird erst seit Hugo Capets [illegible] im Jahr 987. umständlicher, und endigt sich im Jahr [illegible]. [illegible] sogleich der lange [illegible] Eingang (de divina Quaternitate) [illegible] an: und in der Geschichte selbst bleibt er immer [illegible]. Da sind es Wunderzeichen und Entdeckungen von Heiligenreliquien: (L. III. c. 6. p. 30. [illegible]) Widerlegungen von Ketzern; (c. 8. p. 33– [illegible]) [illegible] Beyspiel, daß es Gott zuweilen, wegen der Sünden der Menschen, den bösen Geistern zulasse, Wunder zu thun: (L. IV. c. 3. p. [illegible]. sq.) bey Gelegenheit von Erscheinungen und Wundern aufgeworfene Fragen: besonders, warum Gott nicht unter dem Gesetz der Gnade so viele ausserordentliche Begebenheiten dieser Art geschehen lasse, als unter dem Mosaischen? (L. V. c. 1. p. 50–54.) und dergleichen mehr, was nur zu vielen Platz einnimmt. Auch sonst ist wenig Ordnung und Zusammenhang in dieser Geschichte. Da unterdessen der Verfasser manche gleichzeitige Begebenheiten seines Vaterlandes, und darunter ziemlich merkwürdige, auch für die Kirchen- und Ketzergeschichte, beibringt: so darf man ihn nicht zu verächtlich behandeln. Wie wenig er von der kirchlichen Gewalt der Päpste einen hohen Begriff gehabt habe, zeigt er (L. II. c. 4. p. 15.) durch den freyen Tadel ihrer Einmischung in die Rechte und den Kirchensprengel eines andern Bischofs.

Sein Zeitgenosse Hermann, mit dem Beinahmen der Gebrechliche, (Contractus) der auch hier einen

einen Platz verdient, soll der Sohn eines Schwäbischen Grafen gewesen seyn. Er wurde in dem Kloster Reichenau zu den Wissenschaften angeführt, und erlangte, nach dem Trithemius, (de Scriptt. Ecclesiast. c. 321. p. 83.) nicht nur große theologische Kenntnisse, sondern auch fast allgemeine in der übrigen Gelehrsamkeit, indem er Philosoph, Dichter, Sternkundiger, Redner und Tonkünstler war; Griechisch, Lateinisch und Arabisch verstand; Werke Griechischer Philosophen und Arabischer Sterndeuter übersezte; auch mancherley mathematische, physiognomische und physikalische Schriften hinterließ. Trithemius ist zwar nicht selten in seinen Lobsprüchen übertrieben; man hat auch seiner Nachricht, daß Hermann Mönch im Kloster St. Gallen gewesen sey, mit Recht widersprochen, da sich dieser selbst als einen der Mönche von Reichenau zu erkennen giebt; aber seine ausgebreitete Wissenschaft wird durch seine Schriften bestätigt. Er starb im Jahre 1054. Seine Chronik, vom Anfange der Welt bis auf das gedachte Jahr, ist in kürzern und längern Gestalten vorhanden. In der vollständigsten findet man sie beym Canisius; (Lect. Antiq. T. III. P. I. p. 191. sq. ed. Basn.) aber in der Struvischen Ausgabe von der Sammlung des Pistorius (Scriptt. Rer. German. Tom. I. p. 113. sq.) sind alle drey Ausgaben des Werks zusammengestellt worden. Urstisius, der eine der erweiterten zuerst ans Licht stellte, (in Scriptt. Rer. German. T. I. pag. 229. sq.) glaubte, daß diese Vermehrungen, die hauptsächlich vom Jahr 375. angehen, von dem Verfasser selbst in spätern Zeiten beigefügt worden wären: und eben dieser Meynung war auch Gundling. (Gundlingiana, Erstes Stück, S. 57.) Man kann zwar diejenigen nicht völlig widerlegen, welche annehmen möchten, daß jene, zumal nicht gleichförmigen Zusäze

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

daraus entstanden wären; daß sich einer und der andere Mönch manches zu der Urschrift beigeschrieben habe; wie denn auch das Werk von einem derselben bis zum Jahr 1066. fortgesezt worden ist. Doch gewinnt die erstere Meinung dadurch, daß es oft nicht neu hinzugefügte Nachrichten sind; sondern die kürzern nur mit mehr Umständen bereichert werden. Hermann folgt in den ältern Jahrhunderten größtentheils dem Beda; für die seinem Zeitalter nähern hat er manches Brauchbare aufbewahrt.

Bisher sind nur die merkwürdigsten der lateinischen Geschichtschreiber dieser Zeiten angezeigt worden. Andere, die es weniger, besonders für die Kirchengeschichte sind, konnten hier übergangen werden; auch die zahlreichen Verfasser von Heiligenleben und Märtyrergeschichten, von welchen ohnedieß noch einige ihre besondere Stelle erwarten. In diese leztere Classe gehören selbst manche der eben genannten, wie Aimoin, Adelbold, und andere; unter den übrigen, wie Walafried, Paschasius, Iso, Ado, Notker, Usuard, Damian waren, haben sich einige zum Theil noch mehr Ruhm durch solche Schriften erworben. Ueberhaupt muß jedoch bemerkt werden, daß diese Lebensbeschreibungen von Heiligen gar nicht alle einerley gemeinen Inhalts und Werths sind. Unter den Heiligen dieser Jahrhunderte gab es nicht wenige, die sich an den Höfen und in Staatsangelegenheiten rühmlich hervorthaten. So machte sich der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg, seit dem Jahr 923 bis 973. durch den Vergleich, welchen er zwischen dem Könige Otto dem Ersten und seinem Sohne Ludolf, als sie im Jahr 954. bereits im Begriff waren, einander eine Schlacht zu liefern, stiftete, sehr verdient; im folgenden Jahre war er sogar bey der Schlacht gegenwär-

gegenwärtig, welche Otto in der Nähe der gedachten Stadt über die Ungarn gewann, und vertheydigte Augsburg selbst mit einer Anzahl seiner Soldaten. Unter dem Wuste fabelhafter Erscheinungen und Wunder, womit seine Lebensbeschreibungen angefüllt sind, zieht man diese Beweise seines patriotischen Muthes und seiner Klugheit mit Vergnügen hervor. (Vita et miracula S. Vdalrici, incerto auctore, c. 12. pag. 543. sq. Eiusdem vita edita a Bernone Augiensi Abbate, p. 607. sq. in Marci Velseri Opp. hist. et philologg. Norimb. 1682. fol.) Bald darauf wurde der heilige Bernward berühmt, der seit dem Jahre 993. dreyssig Jahre hindurch das Bißthum Hildesheim verwaltete. Er hat an seinem Lehrer Tangmar einen geschickten Biographen erhalten; dem er es aber nur nach langem Widerstande erlaubte, es zu werden. (Vita S. Bernw. auctore Tangmaro presbytero, eius magistro, pag. 441–463. in Leibnit. Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I.) Dieser rühmt seine vortrefflichen Gaben und Kenntnisse; seine Fertigkeit in den mechanischen Künsten, auch im Schreiben und Mahlen, in der Baukunst, und in der Kunst, edle Steine in Gold und Silber zu fassen, (wie wenigstens der Sächsische Uebersetzer dieser Lebensbeschreibung den Ausdruck ars clusoria verstanden hat.) Er sammlete eine zahlreiche Bibliothek von theologischen und weltlichen Schriften, (philosophicorum codicum.) Ausländische Kunstwerke, wie die Schottländischen Gefäße, die an den kaiserlichen Hof zum Geschenke übersandt wurden, ahmte er glücklich nach; auch lernte er, ohne Anführer, die Musivische Arbeit für Fußböden, und feine Dachziegel verfertigen. Die prächtigen von ihm errichteten Gebäude wurden lange bewundert. Er verstand sich etwas auf die Arzneykunde, auf die Scheide- und Schmelzkunst; daher noch gegen den Anfang des jetzi-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

jetzigen Jahrhunderts, einer seiner Nachfolger im Bißthum, zugleich Kurfürst und Erzbischof zu Cöln, wie Leibnitz meldet, (Introd. in Collect. Scriptt. hist. Brunsvic. inserv. T. I. f. 1.) nach den Denkmälern, die von seiner chymischen Stärke übrig geblieben seyn sollen, forschen ließ. In seinen jüngern Jahren wurde er zum Lehrer des nachmaligen Kaisers Otto des Dritten bestellt; diesem diente er auch in der Folge fleißig in Staatsgeschäften. Da zu seiner Zeit die Normänner, weil sie beide Ufer der Elbe, gegen ihre Mündung zu, mit Schiffen besezt hielten, noch häuffig durch Sachsen streiften, und beinahe auch Hildesheim mit ihren Verwüstungen bedrohten: so legte er an den äußersten Gränzen seines Bißthums, wo zwey Flüße sich vereinigen, eine kleine Festung an, deren Besazung, so wie andere ähnliche, von ihm getroffene Anstalten, seinem kirchlichen Gebiete Sicherheit vor solchen Einfällen verschafften.

Außer allen diesen Geschichtschreibern der Abendländer, findet man in diesem Zeitalter noch eine Anzahl ungenannter, die, oder deren Werke nur mit dem Kloster, in welchem sie geschrieben haben, bezeichnet werden. Sie haben fast lauter Jahrbücher für die Fränkische Geschichte, vornehmlich unter den ersten Königen aus dem Karolingischen Hause, hinterlassen. Der merkwürdigste unter ihnen ist der sogenannte Mönch von St. Gallen; eigentlich ein Anekdotenschreiber. Auf Befehl des Kaisers Karls des Dicken, sollte er die Geschichte seines Urgroßvaters, Karls des Großen, beschreiben. Allein, ob er gleich ein Werk unter dieser Aufschrift verfertigt hat; (Monach. Sangallens. de gestis Caroli M. Libri duo, in Canisii Lect. Antiq. T. II. P. III. p. 57–84. ed. Basn. et in Du Chesn. Hist. Francor.

Scriptt.

Scriptt. (T. II. pag. 107.) so ist es doch mehr eine Sammlung sonderbarer Vorfälle am Hofe und unter der Regierung dieses Fürsten, artiger Reden und Einfälle desselben, auch anderer Auftritte, woran er Antheil genommen hat; wozu noch ähnliche Nachrichten kommen, die andere Fürsten seines Hauses betreffen. Goldast, und nach ihm Basnage, (Observat. p. 55. ed. cit.) haben aus wahrscheinlichen Umständen geschlossen, daß Notker, Mönch zu St. Gallen, mit dem Beinahmen Balbulus, oder der Stammelnde, alles dieses, zwischen den Jahren 883 und 887. zusammengetragen habe. Die Glaubwürdigkeit des Sammlers ist ohngefähr derjenigen gleich, welche andere mündlich fortgepflanzte Erzählungen aus der Geschichte eines berühmten oder gar bewunderten Fürsten haben, die man immer mehr verbrämt und ausgeschmückt hat, um sie desto seltsamer, erstaunenswürdiger und belustigender zu machen. Zwar daß dieser Mönch nicht unter die gemeinen Anekdotenjäger gehöre, sieht man daraus, weil er sich nicht nur in der verlornen Vorrede zum ersten Buche auf drey Männer berufen hatte, denen er seine Nachrichten schuldig sey; sondern auch in der Vorrede zum zweyten, (p. 71. ed. Canis.) einen gewissen Adelbert nennt, der einigen Kriegen Karls beigewohnt, und ihm in seiner frühesten Jugend über vieles unterrichtet habe. Gleichwohl muß man gestehen, daß auch manches höchst Unwahrscheinliche oder fabelhaft Klingende, und zuweilen etwas offenbar Falsches, untergelaufen ist. Das erste Buch enthält kirchliche Geschichtchen, meistentheils ziemlich ärgerliche von unwissenden, stolzen, üppigen, albernen und lasterhaften Bischöfen, welche Karl, von dem Verfasser Episcopus Episcoporum genannt, (p. 67.) mit scharfen Augen verfolgte, im Zaum hielt, und züchtigte. Ein großer Theil davon mag sich wohl würklich so zugetragen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

und Kirchengeschichte der mittlern Zeiten zu erleichtern, (Halle, 1761. 8.) einen Reichthum von solchen Beobachtungen aller Art mittheilte. Nachher aber hat Hr. Prof. Rösler in zwo Abhandlungen (Diss. de Annalium medii aevi varia conditione, Tubing. 1788. 4. et Diss. de critica arte in Annalibus medii aevi diligentius exercenda, ib. 1789. 4.) das Ganze dieser Untersuchungen noch methodischer umspannt; besonders viele feine Bemerkungen über die Aechtheit, die Abstammung und den Werth der Jahrbücher mittlerer Zeiten vorgetragen, und dadurch den Weg zu bahnen angefangen, auf welchem dereinst eine kritische und zusammenhängende Ausgabe von den Quellen der Deutschen Geschichte veranstaltet werden kann.

Gegen diese Fruchtbarkeit der Abendländer an historischen Schriftstellern, sticht die Armuth der Griechen auf diesem Felde unerwartet genug ab. Freylich fanden bey ihnen die Mönche, nicht wie in der lateinischen Kirche, an alle Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt; sondern, nach ihrer ersten Bestimmung, zu strengern Uebungen der Gottseeligkeit und Handarbeiten verbunden, auch keine solche Einladungen, Schriftsteller zu werden. Ueberdieß fehlte es den Griechen nicht an ältern und neuern Geschichtschreibern; theologische Gegenstände aber, besonders Streitigkeiten, beschäftigten immer einen nicht geringen Theil von ihnen. Unterdessen hatten sie doch am Photius nicht allein den größten Gelehrten dieses ganzen Zeitalters; sondern auch einen um die Geschichte der Wissenschaften unsterblich verdienten Mann. Er stammte aus einem vornehmen Geschlechte her, und erwarb sich, wie selbst einer seiner Gegner gesteht, (Nicetas in vita Ignatii, p. 959. in Harduin. Act. Concil. T. V.) eine fast allgemeine Gelehrsamkeit. Er

ragte

ragte nicht allein über seine Zeitgenossen hervor; sondern man schätzte ihn selbst den alten vortrefflichen Männern gleich, welche Griechenland gehabt hatte. Er stieg daher auch bis zu den Würden eines Obersten der kaiserlichen Leibwache, (πρωτοσπαθάριος) und ersten Geheimschreibers, (πρωτασηκρῆτις) empor; er war ausserdem erster Senator der Hauptstadt. Der Hof und der Senat schickten ihn auch einmal als ihren Gesandten an die Assyrier. Mittlerweile waren zu Constantinopel zwo kirchliche Partheyen entstanden, die sich in der Griechischen Kirche überhaupt verbreiteten. Als im Jahr 847. der dortige Patriarch Methodius gestorben war, wurde Ignatius, ein kaiserlicher Prinz, den man aber, nachdem sein Vater Michael abgesetzt worden war, zum Verschnittenen gemacht, und der daher das Mönchsleben ergriffen hatte, dessen Nachfolger. Allein verschiedene Bischöfe, unter denen Gregorius, Erzbischof von Syracusa, der vornehmste war, bezeigten ihr Mißvergnügen über diese Wahl. Ignatius erbitterte sie dadurch noch mehr, daß er dem Gregorius untersagte, an seiner Weihung Antheil zu nehmen. Seitdem waren die Ignatianer und Gregorianer einander entgegengesezt; jeder Theil klagte über das Betragen des andern, und über die Verfolgungen, die er von demselben ausstehen müsse; allem Ansehen nach haben auch beide Partheien einander zu schwächen oder zu stürzen gesucht. Photius war den Gregorianern zugethan; man warf ihm nachmals vor, daß er nach dem Patriarchat gestrebt, und sich mit jenen von der Kirchengemeinschaft des Ignatius abgesondert habe; er hingegen spricht von vielen Leiden, die er und seine Freunde von ihren Gegnern ausgestanden hätten. Genug, Ignatius beleidigte den mächtigen Staatsbedienten Bardas, der im Nahmen des jungen Kaisers Michael, seines

J. n. C. G. 814 bis 1071.

Neffen, die Regierung an sich gezogen hatte, indem er ihn, wegen seiner willkührlichen Ehescheidung und eines verdächtigen Umgangs, vom Gottesdienste ausschloß. **Bardas** beredete den Kaiser, daß er, um freyer regieren zu können, seine Mutter und Schwester von dem Patriarchen, durch Abscheerung der Haare, in den Nonnenstand versezen lassen möchte. **Ignatius** gehorchte aber diesem Befehl nicht; er wurde daher im Jahr 858. abgesezt, und **Photius** bekam seine Würde. Man erwartet hier wiederum, daß die Anhänger des **Ignatius** diese Veränderung auch den **Gregorianern**, ja dem **Photius** selbst, zugeschrieben haben. Doch, da der leztere in seinen Schreiben an den Papst **Nicolaus den Ersten**, ja sogar an den **Bardas**, sich umständlich darüber beschwert, daß ihn nicht allein die Bischöfe und der übrige Clerus wider seinen Willen gewählt; sondern auch der Hof Gewalt wider ihn gebraucht, und ihn so lange in Verwahrung habe bringen lassen, bis er darein gewilligt hätte: so scheint es nicht, daß man diesen Gang der Sache bezweifeln dürfe. **Photius** wurde auch bald von den meisten **Ignatianern** als Patriarch anerkannt. Die übrigen von dieser Parthey drückte **Bardas** mit so vieler Härte, daß ihm **Photius** desto nachdrücklichere und wehmüthige Vorstellungen darüber that, je mehr man dieses Verfahren auf seine Rechnung schrieb. Endlich, da die Freunde des abgesezten Patriarchen ihn mit Schmähungen überhäuften: war er bereits Willens, sein Amt niederzulegen; aber seine Parthey wollte es nicht zugeben. Diese Händel verschlimmerten sich immer mehr; beide Theile sprachen auf Kirchenversammlungen den Bannfluch wider die Oberhäupter ihrer Gegner aus; bis sich zulezt der Kaiser an den Papst wandte, um durch dessen Vermittelung die Ruhe hergestellt zu sehen: ein Geständniß

niß der Schwäche des Hofs, der so wenig über seinen streitsüchtigen Clerus vermochte. Nunmehr aber gewann gar bald alles eine andere Wendung. Aus den Zänkereyen über zwey Patriarchen wurde eine Angelegenheit der Päpste; endlich sogar ein Streit zwischen der Griechischen und Lateinischen Kirche überhaupt, die Grundlage zu der gänzlichen Trennung derselben von einander, die bis auf unsere Zeiten fortwährt. Eben darum müssen auch diese sehr verwickelten Händel unter den wichtigen kirchlichen Streitigkeiten dieses Zeitalters besonders gestellt werden; so entscheidend übrigens der Antheil gewesen ist, den **Photius** in der Folge daran genommen hat. Hier ist es hinlänglich, zu bemerken, daß seine Hitze eben so viel als die Herrschsucht der Päpste zur Erweiterung derselben beygetragen hat. Er selbst konnte sich auf seinem hohen Platze nicht behaupten. Im Jahr 867. beraubte ihn der Kaiser **Basilius** desselben, weil er ihm die Ermordung seines Vorgängers **Michael** freymüthig verwiesen, und zugleich die kirchliche Gemeinschaft versagt hatte. Als aber sein Nachfolger **Ignatius** im Jahr 877. gestorben war: wurde er auf Befehl eben desselben Kaisers wieder in sein Amt eingesezt. Zum zweytenmal nahm ihm dasselbe der Sohn dieses Fürsten, **Leo der Weise**, im Jahr 886. weil er beschuldigt wurde, wiewohl gegen alle Wahrscheinlichkeit, daß er eines von den Mitgliedern einer Verschwörung gewesen sey. Man verwies ihn jezt in ein Armenisches Kloster, wo er um das Jahr 890. oder etwas später, gestorben seyn mag. Am ausführlichsten und unpartheylichsten hat sein Leben und die Geschichte seiner Streitigkeiten Hanke beschrieben. (de Byzantinar. rerum scriptt. graecis, L. I. c. 18. p. 269-396.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Photius war, ohne jemals im Clerus gewesen zu seyn, auf einmal zur höchsten Stufe in demselben

 empor

J. n. C. G. [illegible] bis [illegible].

emporgestiegen. Da er unterdessen eine so ungemeine Gelehrsamkeit mit den trefflichsten Geistesgaben verband, und nunmehr theologische Schriften mit eben so vielem Nachdenken las, als er schon in frühern Jahren gewohnt war, seiner überaus zahlreichen Büchersammlung ganze Nächte zu wiedmen: so gab er keinem an Religionswissenschaft, wie sie damals erlangt werden konnte, etwas nach. Noch ehe er Patriarch geworden war, hatte er sich auch schon Kenntnisse dieser Art genug erworben. Der Beweis davon liegt in dem unschäzbaren Werke, das er damals, auf Verlangen seines Bruders, des Patricius Tarasius, ausfertigte, und das unter dem Nahmen seiner Bibliothek, (Βιβλιοθήκη, ἢ Μυριόβιβλον) berühmt ist. Darinne sind Auszüge enthalten, welche er aus zweyhundert und achtzig von ihm gelesenen Büchern gemacht hatte, mit seinen Urtheilen begleitet. Es herrscht zwar nicht die geringste Ordnung in diesem Werke. Heydnische und christliche Schriftsteller, aus den ältesten Jahrhunderten der Griechen, und aus den neuesten; Bücher eines sehr weit von einander abgehenden Inhalts; theologische und Liebesgeschichten, wechseln mit einander ab; selbst die Schriften von einerley Verfasser sind öfters von einander getrennt worden. Allein der so sehr beschäftigte Mann stellte sie alle in diejenige Ordnung, in welcher sie ihm in die Hände gerathen, und von ihm ins Enge zusammengezogen worden waren. Darunter giebt es nicht wenige, die längst verloren gegangen sind; von denen uns daher schon die Beschreibungen, noch mehr aber die reichhaltigen Auszüge, willkommen sind; wovon man auch in dieser Geschichte Beyspiele gesehen hat. Freylich kommen lange Auszüge aus minder beträchtliche Schriften, und von sehr wichtigen, die uns die Zeit entrissen hat, bisweilen nur kurze Nachrichten vor; allein man

nimmt

nimmt billig alles mit Danke an. Die Beurtheilungen, welche Photius nicht selten beyfügt, betreffen die Methode, die Schreibart und den Werth der Bücher überhaupt. Man findet hier oft Gelegenheit, seine Scharfsichtigkeit kennen zu lernen; von manchen angesehenen Kirchenlehrern sagt er seine Meinung so freymüthig, daß sie auch einigen Neuern mißfallen hat; bisweilen möchte er wohl auch der Bewunderung oder dem Ketzerhasse etwas nachgegeben haben. Uebrigens sind es Sprachlehrer und Lexicographen, Redner, Geschichtschreiber, Philosophen, Aerzte, Theologen und Erotische Schriftsteller, mit welchen er die Leser bekannt macht; von Dichtern hat er nur drey der unbedeutendsten beigebracht; ob er gleich selbst Verse schrieb. Fabricius, der eine vollständige Recension aller von ihm beschriebenen Bücher, nebst einigen Erläuterungen über dieselben, mitgetheilt hat, (Biblioth. Graec. Vol. IX. p. 381–519.) wundert sich nicht ohne Grund, daß Photius in diesen critischen Nachrichten von Büchern, wovon er das erste Muster gab, so viele Jahrhunderte hindurch keinen Nachahmer gefunden hat, bis die gelehrten Tagebücher der neuern Zeiten hauffenweise in seine Fußtapfen getreten sind. Man kann hinzusezen, daß vielleicht sein Beyspiel die classificirten Auszüge aus den alten Geschichtschreibern veranlaßt hat, welche, wie oben (S. 130. fg.) gezeigt worden ist, Constantinus Porphyrogenitus im folgenden Jahrhunderte veranstalten ließ; und daß wenigstens in jenen Jahrhunderten kritische Bücherauszüge unendlich nöthiger waren, um unzähliche Bücher, die man kaum mehr abschrieb, geschweige denn las, vom Untergange zu retten, als in unsern Tagen, wo sie beinahe das Studieren in Recensionenlesen verwandelt haben. Uebrigens ist die Bibliothek des Photius von neuern Herausgebern noch lange nicht nach Würden

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

behandelt worden. Zuerst stellte sie David Höschel zu Augsburg im Jahr 1601. Fol. sehr schön gedruckt, mit einigen Anmerkungen, auch andern ungedruckten alten Aufsätzen, und mehr als dreyßig Briefen des Verfassers, ans Licht. Darauf gab sie der Jesuit Andreas Schott eben daselbst im Jahr 1606. in Folio, in seiner lateinischen Uebersezung, die aber ziemlich flüchtig gemacht war, und mit besser gerathenen Erläuterungen, heraus. Aus diesen beiden Ausgaben sind die zwo Griechischlateinischen, oder mit der Uebersezung und den Anmerkungen der gedachten Herausgeber versehenen, zu Genf im Jahr 1613. Fol. und zu Rouen im J. 1653. Fol. zusammengesezt worden. Seitdem haben mehrere Gelehrte, wie zu Leipzig Christian Friedrich Börner, und Johann Heinrich Leich, zu Paris Benediktiner aus der Congregation des heil. Maurus, und noch andere, eine neue Ausgabe dieses Werks theils versprochen, theils zu bearbeiten angefangen, in welchem der Text selbst noch so vieler Hülfe bedarf; ohne daß einer von ihnen diesen Entwurf hätte zu Stande bringen können.

Außer seiner Bibliothek, hat Photius vieles andere geschrieben. Seine theologischen Arbeiten, worunter das Werk wider die Manichäer schon in der Geschichte dieser neu auflebenden Parthey angezeigt worden ist, (Th. XX. S. 364.) können erst in der Folge berührt werden. Auch sein berühmtes Handbuch des Kirchenrechts (Νομοκανὼν) wird erst in der Geschichte der Kirchenverfassung dieser Zeiten seinen gebührenden Plaß finden. Unter seinen zwey hundert und acht und vierzig Schreiben, welche mit der Uebersezung und den Anmerkungen des Bischofs Rich. Mountague (oder Montacutius) zu London im Jahr 1651. Fol. gesammelt erschienen sind, giebt es auch nicht wenige, welche die Schrifterklärung und

die Griechischen Kirchenrechte betreffen; aber eines derselben wird besonders in der Geschichte seiner Streitigkeiten mit der abendländischen Kirche genauer betrachtet werden müssen. Manche seiner theologischen Aufsäze, Predigten, und ein Griechisches Lexicon, liegen noch in Handschriften verborgen; so wie hingegen andere seiner Werke untergegangen sind. Keiner hat darüber mehr gesammelt, als Fabricius. (l. c. pag. 519–569.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Was der Kaiser Constantinus Prophyrogenitus zum Besten der Geschichtbeschreibung durch das von ihm aufgesezte Leben seines Großvaters Basilius; durch die von ihm veranstalteten Auszüge aus alten Geschichtschreibern, und die ebenfals auf seinen Befehl geschriebene Fortsezung des Theophanes gethan habe, ist bereits an einem andern Orte (oben S. 130–136.) erzählt worden. Die eben genannte Fortsezung des Theophanes, deren Verfasser mit dem Nahmen des Kaisers selbst bezeichnet wird, (Constantini Porphyrog. Continuator) hat die Regierung der vier Kaiser, Leo des Armeniers, Michael des Stammlers, Theophilus, und Michael des Dritten, vom Jahr 813. bis 887. mit guter Kenntniß und Fleiß, wenn gleich sonst nicht vorzüglich, beschrieben. (in Hist. Byzant. Scriptt. post Theophanem, p. 1–97. ed. Ven.) — Gleichfalls nach dem Auftrage jenes Kaisers, hat Josephus Genesius die Reichsgeschichte von Leo dem Armenier bis auf Basilius den Macedonier in vier Büchern erzählt, welche zum erstenmal aus einer Handschrift der leipziger Universitätsbibliothek, mit Stephan Berglers Uebersezung, zu Venedig, 1733. Fol. gedruckt worden sind. — Ein anderer Fortsezer des Theophanes hat die Geschichte vom Jahr 886. bis 963. unter den Kaisern, Leo dem Sechsten, seinem Sohne Con-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

stantinus, und dessen Söhne Romanus, fortgeführt. (ibid. p. 162. sq.) — In eben dieser Sammlung findet man noch mehr solcher Lebensbeschreibungen von Kaisern des neunten und zehnten Jahrhunderts; wie vom Simeon Logotheta, (das heißt Hofschatzmeister,) dessen Geschichte sich über acht Regierungen, vom Jahr 813 bis 963. erstreckt; (l. c. p. 297. sq.) anderer nicht zu gedenken, welche das Leben berühmter Mönche aufgezeichnet; oder einzelne Begebenheiten umständlich erzählt haben; wie Johannes Cameniata, ein Geistlicher zu Thessalonich, der über die Eroberung und Verwüstung dieser Stadt durch die Saracenen im Jahr 904. eine besondere Schrift hinterlassen hat. (ibid. pag. 240. sq.) — Leo der Grammatiker darf auch nicht vergessen werden, der um den Anfang des eilften Jahrhunderts die Geschichte des Theophanes vom Jahr 813 bis 949. fortsezte. (post. Theophan Chronogr. p. 445–510. ed. Paris.) Lauter Schriftsteller, die, wenn man ihren Eifer für die Bilderverehrung, und andere Merkmale des Aberglaubens übersieht, brauchbare Geschichtschreiber heissen können.

Ein Griechischer Mönch um die Mitte des eilften Jahrhunderts, Georgius Cedrenus, trug ein historisches Werk von weit größerm Umfange zusammen: eine Weltchronik, von der Schöpfung an, bis zum Jahr 1057., oder bis auf den Isaac Commenus. Schwerlich hat man in den neuern Zeiten von einem der Byzantinischen Geschichtschreiber so viel Böses gesagt, als von diesem; man kann einige solcher Urtheile, die große Gelehrten gefällt haben, beym Cave (Hist. litt. scriptt. Ecclef. T. II. p. 143.) gesammelt finden. Es ist wahr, daß er den Syncellus bis auf die Zeiten Diocletians, den Theophanes bis auf den Michael Europalates, und sodann den Johannes Protove-

stia-

stlarius beinahe wörtlich abgeschrieben hat; doch nennt er auch diese alle im Eingange zu seiner Geschichte, (p. 2.) als Männer, denen er viel zu danken habe. Die Fabeln und den Mangel an Beurtheilung, welchen man ihm vorwirft, hat er mit einigen andern auf dieser Bahn gemein. Unterdessen hat er aus ältern Schriftstellern nüzliche Nachrichten beygebracht; und daß er die eigentliche Byzantinische Geschichte sorgfältiger als Zonaras vorgetragen habe, gesteht Vossius. (de historicis graecis, L. II. c. 26. d. 295.) Um sein Werk haben sich Jacob Goar und Carl Annibal Fabrot durch ihre Ausgabe, zu Paris, 1647. Fol. wohl verdient gemacht. In derselben stehen auch (p. 807. 868.) Auszüge aus der Geschichte des Johannes Scylizes, welcher Curopalates, oder Oberaufseher des kaiserlichen Pallastes an, von der Zeit an, da Cedrenus aufhört, bis auf den Nicephorus Botoniates. Vossius hatte sich viele Mühe gegeben, zu zeigen, daß auch dieser Schriftsteller vom Cedrenus ausgeschrieben worden sey; indem sie würklich in einem gewissen Zeitraum völlig übereinkommen; (l. c. p. 298. sq.) allein Fabricius scheint richtiger bemerkt zu haben, (Biblioth. Graec. Vol. VI. p. 155. not.) daß es vielmehr Scylizes sey, der ihm das Seinige abgeborgt habe.

J. n. C. G. 814 bis 1075.

Zu diesen Griechischen Geschichtschreibern kömmt noch ein Patriarch eben dieser Kirche; der aber in einer andern Sprache geschrieben hat. Er ist unter dem Nahmen Eutychius berühmt; der eigentliche Nahme dieses Aegyptiers war Arabisch: Said Ibn Batrik, das heißt Said, der Sohn des Batrik. Da Said in dieser Sprache glückseelig bedeutet: so übersezte er seinen Nahmen in den gleichbedeutenden Εὐτυχής; von seinem Vater wird er auch Batricides genannt.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Er erwarb sich zugleich die Wissenschaft eines Arztes und Theologen. Daher wurde er im Jahr 933., in einem Alter von acht und funfzig Jahren, zum Patriarchen der Katholischen oder Melchiten zu Alexandrien gewählt; wo aber auch die Jacobiten ihre kirchlichen Oberhäupter hatten. Nach starken Zwistigkeiten mit seiner Gemeine, starb er im Jahr 940. Ausser einem Buche über die Arzneykunde, und einer Streitunterredung zwischen einem Ketzer und Christen, schrieb er unter der Aufschrift von wohlgefaßten Edelgesteinen, Jahrbücher, vom Anfange der Welt, bis zum Jahr 937. Sie enthalten in den spätern Jahrhunderten viele zur politischen und kirchlichen Geschichte nüzliche Nachrichten, die man sonst nirgends antrifft; wenn man gleich nicht alle seine Erzählungen, zumal aus ältern Zeiten, ohne genauere Prüfung annehmen kann. Johann Selden hat zuerst eine Probe daraus an demjenigen mitgetheilt, was Eutychius von der Gründung des Christenthums zu Alexandrien durch den Evangelisten Marcus meldet, und bis auf die Hinrichtung desselben in jener Hauptstadt fortsezt. (Eutychii — Ecclesiae suae origines, Lond. 1642. 4.) Der Arabische Text mit der Uebersezung geht nur von S. 27–38. in der Vorrede wird von dem Leben und den Schriften des Verfassers gehandelt; die sehr gelehrten Anmerkungen aber betragen beinahe zweyhundert Seiten. Dieser kleine Aufsaz ist allerdings merkwürdig. Zwar kann man es dem Eutychius nicht nachschreiben, daß Marcus den verwundeten Finger eines Schusters zu Alexandrien, Hananias, blos vermittelst seines Glaubens an Christum, wunderthätig geheilt; denselben zum ersten Patriarchen der dortigen Gemeine bestellt, und ihm zwölf Aeltesten an die Seite gesezt habe, welche immer einen aus ihrer Gesellschaft zum

Nach-

Nachfolger desselben wählen sollten. Unterdessen scheint doch die alte Sage, daß Marcus den christlichen Glauben zuerst in der gedachten Hauptstadt gepflanzt habe, nicht ganz verwerflich zu seyn. Einiges aus der Alexandrinischen Kirchenverfassung und Geschichte; die Behauptung, daß der Apostel Petrus das Evangelium Marci, gemeinschaftlich mit diesem, lateinisch aufgesezt; aber diesem zugeschrieben habe; ingleichen eine andere, daß Linus der erste Patriarch der Römischen Kirche gewesen sey; verdienen wenigstens angeführt zu werden. Das ganze Werk des Eutychius hat Eduard Pocock, Arabisch und ins lateinische übersezt, zu Oxfort im Jahr 1658. in Quart herausgegeben.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Für die Philosophie schienen sich in diesen Zeiten noch günstigere Aussichten zu eröffnen; Versuche des eigenen Nachforschens über wichtige Gegenstände derselben, und freyere Anwendung ihrer Lehren auf die Religionswissenschaft. Zwar unter den Griechen, wo die gleichsam noch lebenden alten großen Muster des edlern Philosophirens den Untersuchungsgeist am leichtesten hätten in Bewegung sezen können, gerade am wenigsten. Gewohnt an ihren Aristoteles, als an den treuesten Begleiter in theologischen Streitigkeiten, dachten sie nicht daran, neue Bahnen zu brechen. Cedrenus (Histor. compend. p. 547. sq. ed. Paris.) und Zonaras schreiben sogar, (Annall. L. XVI. pag. 160. T. II. ed. Paris.) daß die Philosophie im neunten Jahrhunderte unter seinen Mitbürgern beinahe ganz verloschen sey, bis der Cäsar Bardas Lehrer für sie, wie für jede andere Wissenschaft, mit Besoldungen angestellt habe, über welche er den berühmten Philosophen Leo zum gemeinschaftlichen Lehrer sezte. Dieser hatte viele von ihm in der Meßkunst sehr wohl unterrichtete

J. n. C. G. 814 bis 1073.

richtete Schüler. Einer derselben, den die Araber gefangen nahmen, belehrte selbst ihre Lehrer der Meßkunst erst, wie sie die Lehrsäze derselben beweisen müßten. Der Fürst der Araber erfuhr dieses, und schrieb durch den freygelassenen Gelehrten an den Leo, daß er auch ihn unterweisen möchte. Dadurch wurde dieser dem Kaiser Theophilus bekannt, der ihm das Bißthum Thessalonich ertheilte; das er aber nachher als ein Bilderfeind verlor. Conring muthmaaßt, daß Bardas zu diesen Anstalten vom Photius aufgemuntert worden sey, der auch selbst Philosoph war, und in seiner Bibliothek nicht wenige Auszüge philosophischer Schriften hinterlassen hat. (Antiquitt. Academ. Supplem. XXIV. p. 253. ed. Heum.) Gleichwohl soll aber die Philosophie bey den Griechen von neuem gesunken, und erst um die Mitte des zehnten Jahrhunderts vom Constantinus Porphyrogenitus wieder hergestellt worden seyn; wie man oben (S. 129.) aus den beyden gedachten Byzantinern gelesen hat. Einer von den Lehrern seines Vaters, Leo des Philosophen, (wenn er nicht Lehrer des vorhergedachten Leo war,) Michael Psellus wird unterdessen auch als ein scharfsinniger Philosoph gerühmt. Wegen seiner unermüdeten Beschäftigung mit heydnischen Schriftstellern, zog man ihn in den Verdacht, daß er selbst zu ihrer Religion übergetreten sey; daher ließ er sich noch in seinen spätern Jahren vom Photius im Christenthum unterrichten. Leo Allatius (de Psellis et eorum scriptis Diatriba, c. 9. p. 7. sq. in Fabricii Biblioth. Graec. Vol. V.) glaubt, daß er viele philosophische Schriften aufgesezt habe, welche jezt dem jüngern Michael Psellus, der um den Ausgang des eilften Jahrhunderts berühmt war, zugeschrieben werden; besonders die paraphrastischen Erklärungen mehrerer Bücher des Aristoteles, ein

Buch

Buch von den Steinen, und andere mehr. Aber dieses beruht nur auf Muthmaaßungen.

J. C. 814 bis 1073.

In den Abendländern war unter andern Ursachen, welche dem Fortgange der Philosophie schadeten, auch diese schon seit geraumer Zeit gewesen, wie bereits Brucker (Hist. crit. Philos. T. III. p. 599.) angemerkt hat, daß man glaubte, sie wäre in dem Kreise der sieben freyen Künste hinlänglich enthalten. Seit dem Augustinus, der über die Anfangsgründe dieser Künste Bücher schrieb, (Chr. KGesch. Th. XV. S. 266.) haben Cassiodorus, (Th. XVI. S. 150.) Beda, (Th. XIX. S. 72.) Alcuin, (ebendas. S. 84.) und andere mehr, theils ähnliche Anweisungen zu denselben verfertigt; theils den Unterricht darinne auf alle Art befördert. Man theilte aber jezt diese Künste in zwo Classen; so wie man sie nach und nach in gewissen Gedächtnißversen zusammenfaßte, von denen dieser der kürzeste ist: Lingua, tropus, ratio, numerus, tonus, angulus, astra. Die drey ersten darunter, Grammatik, Rhetorik und Dialektik, wurden als die nothwendigsten für die Bedürfnisse des gemeinen Lebens angesehen, und unter dem Nahmen Trivium begriffen. Die vier übrigen aber, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie, die man Quadrivium nannte, sollten zu den höhern Kenntnissen führen. Diese Künste, sagt einer der feinsten Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, (Iohann. Sarisberiens. in Metalog. L. I. c. 12. p. 758. Lugd. Bat. 1639. 8.) indem er auch der eben beschriebnen Abtheilung gedenkt, sollen bey unsern Vorfahren von solcher Bedeutung gewesen seyn, daß sie jedem Leser den Weg öffneten; den Verstand zu allem aufrichteten, und zureichten, die Schwierigkeiten aller vorzulegenden Fragen aufzulösen. Auf dieselben kam es also auch beym Anfange dieses

Zeit-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

von allen diesen Nachrichten haben die Benediktinerverfasser eines schätzbaren Werks (Hist. littér. de la France, Tome IV. p. 512. sq.) angegeben. Ausserdem daß sich Fredegis als Theologe und lateinischer Dichter gezeigt hat, philosophirte er auch in einem Schreiben an die Gelehrten in Karls Palaste, auf eine sonderbare Art. (Epistola de nihilo et tenebris, ad proceres palatii, in Steph. Baluzii Miscellaneis, L. I. p. 403–408. Paris. 1678. 8.) Er will hier, sagt er zuerst, die von vielen erörterte, aber wegen ihrer Schwierigkeiten unentschiedene Frage untersuchen: **ob das Nichts etwas Würkliches sey, oder nicht?** und glaubt sie deswegen bejahen zu müssen, weil jeder bestimmte Nahme etwas bedeute; auch wegen des Zeugnisses der Schrift, daß Gott alles aus Nichts erschaffen habe. Doch gesteht er selbst, daß die Vernunft hier noch einiges unbegreiflich finde. Darauf sucht er zu beweisen, **daß die Finsterniß eine würkliche Substanz sey.** Hier beruft er sich aber bloß auf Schriftstellen, wo gesagt wird, daß die Finsterniß auf dem Abgrunde gelegen habe; daß man sie in Aegypten fühlen konnte; daß Gott Licht und Finsterniß von einander getrennt habe; daß es eine äußere Finsterniß gebe; daß zur Zeit des Leidens Christi eine Finsterniß gemacht worden sey; und dergleichen mehr.

Mit einer weit größern Anlage von Scharfsinn, Untersuchungsgeist und Freymüthigkeit trat einige Zeit darnach **Johannes Scotus**, oder **Erigena**, auf: der eigentliche Philosoph dieses Jahrhunderts, und der erste philosophirende Theologe der Abendländer in einem sonst ungewöhnlichen Verstande. Ehemals haben ihn viele vor einen Schottländer gehalten, und selbst auf Aire, als seine Schottische Geburtsstadt, gerathen, von welcher der Nahme Erigena herzuleiten sey. Man hat

hat aber endlich erkannt, daß Scotus und Erigena im Grunde einerley, nemlich einen Irländer, anzeige. Seine Zeitgenossen, in deren Schriften er vorkömmt, haben ihn ebenfals davor gehalten; auch standen im siebenten und achten Jahrhunderte die Mönche dieser Insel, wie anderswo (Th. XIX. S. 54.) bemerkt worden ist, im Ruf einer vorzüglichen Gelehrsamkeit. Von ihnen mag also auch Johann einen brauchbaren Unterricht erhalten haben; wenn er gleich, wie jeder vortreffliche Kopf, sich selbst das meiste schuldig war. Er kam nachmals in das Westfränkische Reich: nach einigen ältern Schriftstellern zwar erst um das Jahr 870.; allein da er in weit frühere daselbst entstandene Streitigkeiten verwickelt wurde: so muß man seine Ankunft darinne wenigstens zwanzig Jahre früher ansetzen. Karl der Kahle, der damals über jenes Reich regierte, ein Freund der Wissenschaften, nahm ihn selbst an seinem Hof, zu einer gewissen Freundschaft und Vertraulichkeit auf; er ehrte an ihm den Gelehrten, und liebte den scherzhaften Kopf, der sich sogar derbe Freyheiten gegen ihn erlaubte. So fragte ihn einmal Karl, als er ihm gegen über bey Tische saß, und etwas vorgenommen hatte, das der Fränkischen Höflichkeit nicht gemäß war, um ihm einen Verweis zu geben: Was ist vor ein Unterschied zwischen einem Scot und Sot? (das leztere bedeutet in dem eben sich bildenden Französischen einen Thoren.) Kein anderer, antwortete Scot, als der Tisch; und der König lachte bloß darüber mit den übrigen Gästen. (Matthaei Westmonast. Flores Historiar. p. 171. Francof. ad Moen. 1601. fol.) Unterdessen ließ er auch von ihm die Schriften des vermeinten Areopagitischen Dionysius ins Lateinische übersezen, und ihn in dem seit einiger Zeit ausgebrochenen Streit über das Abendmahl, seinen Lehrbegriff schriftlich erklären; so wie er

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

es auch in einem andern über die Prädestination auf Verlangen angesehener Bischöfe, that. Doch da er in diesen Schriften, wie man in der Folge sehen wird, Meinungen vorbrachte, welche bald der einen Parthey höchst irrgläubig zu seyn schienen; bald überhaupt der nach und nach eingeführten Rechtgläubigkeit widersprachen: so wurde er nicht allein bey seinem Leben als ein Ketzer bestritten; sondern sogar die eine seiner Schriften lange nach seinem Tode zum Feuer verurtheilt. Die Gewogenheit seines Königs stellte ihn vor andern Gefahren sicher. Ob er das Fränkische Reich noch vor dem Tode dieses Fürsten, der im Jahr 877. erfolgte, verlassen; oder in demselben sein Leben geendigt habe? darüber ist in den neuern Zeiten gestritten worden. Nach einer alten Erzählung, die seit dem eilften Jahrhunderte aufgezeichnet wurde, und sich auch bey dem vorher angeführten Englischen Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts, Matthäus von Westmünster, findet, (l. c. p. 170.) ist Johann Scot, weil er nunmehr so übel berüchtigt war, nach England zu dem Könige Alfred, dem grossen Gönner der Gelehrten, gereiset, der ihm auch eine Lehrstelle zu Oxford ertheilt hat. Darauf gieng er nach Malmesbury; wo ihn aber, nach einigen Jahren, seine Schüler mit ihren eisernen Griffeln erstachen. Die Französischen Benediktiner, welche in dem erstgenannten Werke (Hist. littér. de la France, T. V. p. 416. sq.) recht gute Nachrichten von ihm, nur mit einem zu gehässig verketzernden Blicke, gesammelt haben, halten es vor unwahrscheinlich, daß er Karln, seinen großen Wohlthäter, verlassen haben sollte; sie berufen sich auf Verse, welche zeigen, daß er noch gegen das Ende des Jahrs 872. in dessen Reiche gelebt habe. Ja sie wollen sogar mit Mabillon auf die Spur gekommen seyn, daß man in jener alten Sage

Johann Scot, der niemals Mönch oder Clericus gewesen sey, auch nicht unter den Gelehrten genannt werde, welche Alfred in sein Reich zog, mit dem gelehrten Johann, einem gebohrnen Sachsen, den dieser Fürst um das Jahr 884. aus Frankreich zu sich rief, zu seinem Caplan ernannte, ihm auch eine Abtey gab; der aber auf eine grausame Art umgebracht wurde, vermischt habe. Auf diese Gründe läßt sich zwar zum Theil antworten; doch ist auch durch dieselben die ältere Erzählung sehr wankend geworden.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Johannes Scotus war im Griechischen und Lateinischen geübt; er hatte den Plato und Aristoteles in ihrer Ursprache gelesen; auch andere alte philosophische Systeme kennen gelernt. Er versuchte aber auch seine Kräfte auf dieser Bahn in einem besondern Werke, welches er **von der Eintheilung der Natur**, (oder eigentlich der **Naturen**, περὶ φύσεων μερισμοῦ, wie er es nannte,) überschrieben hat. Es ist zum erstenmal von Thomas Gale zu Oxfort im Jahr 1681. in Folio, mit einem Anhange aus den Schriften des heil. Maximus, herausgegeben, und seitdem nicht wieder gedruckt worden. Gleich Anfangs theilt der Verfasser die Natur aller Dinge in vier Classen: erstlich in die Natur, welche erschafft, und nicht erschaffen wird; zweytens in diejenige, welche erschaffen wird, und erschafft; drittens in die, welche erschaffen wird, und nicht erschafft; endlich in die, welche weder erschafft, noch erschaffen wird. Seine Hauptabsicht aber ist, darzuthun, daß die erschaffenen Naturen einst in die unerschaffene zurückkehren, und nach dem Ende der Welt nur Gott und die Ursachen aller Dinge in ihm übrig bleiben werden; so wie vor der Schöpfung auch nur er, und diese Ursachen in ihm, vorhanden gewesen wären. In den drey ersten Büchern geht er die drey ersten Arten der Naturen oder Wesen durch,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

um im vierten jene Rückkehr, ohngeachtet der fürchterlichen Schwierigkeiten, welche sich, wie er sagt, (pag. 161.) dabey finden, ausser Streit sezen zu können. Dieses Lehrgebäude, das unter dem Nahmen des Emanations-Systems so berühmt ist, hat er theils aus ältern Griechischen Philosophen, theils aus den jüngern Alexandrinern, besonders aber aus den von ihm übersezten Schriften des unächten Dionysius geschöpft, und mit seiner christlichen Theologie, so gut es ihm möglich war, vereinigt. Gott ist ihm das Wesen von allen Dingen; er ist allein wahrhaftig da. Von ihm kann eigentlich nichts gesagt werden, weil er allen Verstand, alle sinnliche und vernünftige Bedeutungen übersteigt. Seyn und thun ist bey ihm einerley; wenn wir also hören, daß Gott alles mache: so müssen wir es so verstehen, Gott sey in allen Dingen, als ihr Wesen. Er war also auch nicht eher, als er alles gemacht hat; wäre er eher da gewesen: so würde das Machen für ihn eine Zufälligkeit seyn, und man müßte Bewegung und Zeit in ihm denken. (L. I. p. 1. 38. 42. L. III. p. 103. 105.) Alles Erschaffene ist ewig in Gott, als in seiner Ursache, wie alle Zahlen in der Einheit (monas) ewig da sind. Sein Schüler getrauet sich zwar kaum, den widersprechenden Saz daraus herzuleiten, daß alles ewig und doch auch gemacht sey; besonders aber die natürliche Folgerung: Gott ist alles, und alles ist Gott, als welche selbst weisen Männern ungeheuer vorkommen werde; (L. III. p. 111.) aber er beweiset ihm aus der Rechenkunst, oder aus den Geheimnissen der Zahlen, daß, da diese alle, nach ihrer Kraft und Macht, in der Monas von Ewigkeit sind, jene Säze auch wahr seyn müssen. Unter dem Nichts, aus welchem geschaffen worden ist, versteht er (L. III. p. 127.) die unaussprechliche, unbegreifliche und unzugängliche Klarheit

der

der göttlichen Natur, dem menschlichen und englischen Verstande unbekannt, die, an sich gedacht, weder ist, noch war, noch seyn wird. Wenn sie aber durch eine unaussprechliche Herablassung in dasjenige, was ist, auf vielerley Art gesehen wird: so wird ihr Daseyn allein in allem gefunden; sie ist, war, und wird darinne seyn. Wegen ihrer Unbegreiflichkeit wird sie mit Recht vor allem andern Nichts genannt. Man kann daher auch gar wohl sagen, daß **Gott alles gemacht habe, und in allem gemacht sey.** (l. c. pag. 128.) Nach der Auferstehung wird sich die Natur selbst mit ihren Ursachen in Gott bewegen: denn Gott wird alles in allem seyn, wenn nichts als er allein seyn wird. Dieses wird eigentlich die **fünfte Rückkehr der menschlichen Natur** seyn. Die erste ist die Auflösung des Körpers in die vier Elemente; die zweyte erfolgt in der Auferstehung, wenn jeder seinen eigenen Köper aus denselben zurückerhält; die dritte, wenn der Körper in Geist verwandelt werden wird; und die vierte, wenn die ganze Natur des Menschen in ihre ursprünglichen Ursachen, welche stets und unveränderlich in Gott sind, zurückkehren wird. (L. V. p. 232.) Ausser diesen Hauptbestandtheilen des Werks, giebt es in demselben noch eine Anzahl sonderbarer Deutungen biblischer Geschichten und Lehrsätze. So behauptet der Verfasser, (L. II. p. 49. sq.) der Mensch würde nicht, nach Art der Thiere, in die beiden Geschlechter getheilt worden seyn, wenn er nicht gesündigt hätte; sondern er würde sich eben so wie die Engel, durch Zahlen des Verstandes, vermehrt haben; aber dereinst im Paradiese, oder im ewigen Leben, werde dieses wieder aufhören. Die ganze erste Geschichte des Menschen versteht er allegorisch; bereichert aber dasjenige, was er darüber bey den Griechischen Kirchenvätern fand, gar sehr mit eigenen Einfällen. (L. IV. p. 207. sq.) Von

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

den Strafen der Verdammten glaubt er, (L. V. pag. 265.) daß sie nicht an einem gewissen Orte der von Gott geschaffenen Natur zu suchen sind; sondern in den verkehrten Bewegungen der bösen Willen und verdorbenen Gewissen, in der späten und unfruchtbaren Buße, und in der Aufhebung aller Macht, Böses zu thun; wenn gleich die heftige Neigung dazu immer noch fortdauere. Daß er eben diese Strafen der Gottlosen und der Teufel ein Ende nehmen läßt, und behauptet, die menschliche Natur Christi habe sich nach seiner Auferstehung in seine Gottheit verwandelt; gehörte auch unter die unerhörten Meynungen seiner Zeit. Kurz, dieses Werk ist voll von Funken eines philosophischen Geistes, der sich freyer zu erheben sucht; den aber unsichere Führer, schwankende Grundsätze, magere Spitzfindigkeiten, düstere Einbildungskraft, und Hang zur Mystik, wie zum Geheimnißvollen überhaupt, meistentheils nur zu einem wilden Feuer erwärmen, und selten zur Belehrung für die Welt leuchten lassen. So gut es dem Verfasser öfters gelingt, rein und fließend zu schreiben; so führen ihn doch seine sophistischen, und nicht selten schwärmerischen Grübeleyen noch öfters in eine verworrene Dunkelheit, welche das Lesen seiner Schrift selbst nachdenkenden Köpfen an vielen Stellen zur Pein macht. Nach dem kurzen Abrisse, der von seinem Lehrbegriffe ertheilt worden ist, wird man sich nicht wundern, daß er als ein Vorläufer des Spinoza im Pantheismus angesehen worden ist; wenn er gleich mit diesem nur, so zu sagen, die Außenseiten gemein hat. Mosheim muthmaaßt zwar, (Institutt. Hist. Eccles. antiq. et recent. p. 323.) er möchte wohl nicht anders gedacht haben, als die nachmals sogenannten Realisten; nur daß er sich undeutlich ausgedrückt habe. Aber eben die deutlichsten seiner Stellen, welche vorher beygebracht worden sind,

schei-

scheinen etwas mehr zu sagen. Unmöglich konnte das Buch eines Mannes, der nicht einmal Theologe von Stande war, und sich doch so ausserordentliche Freyheiten in der Theologie nahm; auch schon überdies den damals schon verhaßten Griechen weit mehr als den lateinischen Theologen, und als ihr eifriger Bewunderer folgte, bey den herrschenden Rechtgläubigen Beyfall finden. Noch im dreyzehnten Jahrhunderte ist es von dem Papste Honorius dem Dritten, auf Verlangen eines Erzbischofs von Sens, als ketzerisch verdammt, und öffentlich verbrannt worden. Eine andere Schrift des Johann Scot vom Anschauen Gottes, ist noch in Handschriften verborgen. Auch glaubt man nicht unwahrscheinlich, daß wir ihm den Auszug aus einem Buche des Macrobius (de differentiis et societatibus graeci latinique verbi, in Macrobii Opp. pag. 555. sq. Lugd. Bat. 1628. 8.) zu danken haben.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Es regte sich auch sonst in diesem Jahrhunderte die Freyheit zu philosophiren einigermaaßen. Heiric, oder Héric, auch Ericus genannt, ein Mönch zu St. Germain d'Auxerre, sogar ein Kirchenheiliger, Verfasser eines langen lateinischen Gedichts über das Leben des heiligen Germanus, Bischofs der gedachten Stadt, auch einer Sammlung von Wundergeschichten desselben, der um das Jahr 881. gestorben ist, machte dennoch einen merkwürdigen Versuch dieser Art. Er entwickelte sehr deutlich das methodische Zweifeln, welches nachher vom Cartesius den Nahmen bekommen hat; wie die Französischen Benediktiner, bey welchen man Nachrichten von seinem Leben antrifft, (Hist. litt. de la France, T. V. p. 553. sq.) aus den Bollandisten (Acta Sanctor. mens. Iulii, T. V. pag. 249) gezeigt haben. Allein man erachtet leicht, daß diese kleine Geisteserschütterung zwischen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

den Mauern eines Klosters bald wieder unterdrückt werden mußte.

Noch weniger war das zehnte Jahrhundert dem Fortgange der Philosophie günstig. Kann man es gleich nicht völlig so eisern und finster für die Wissenschaften nennen, wie es die meisten Neuern nach dem Cardinal **Baronius** ausgegeben haben, auf welchen der tiefste Verfall der päpstlichen Würde und Regierung zu dieser Zeit einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht haben mag; so darf man es doch keineswegs darum mit andern unter die lichtvollen Jahrhunderte des Mittelalters sezen, weil es eine **Roswitha**, einen **Bruno von Cöln**, einen **Ratherius**, **Luitprand**, **Wittekind**, **Gerbert** und **Abbo von Fleury** hervorgebracht hat. Sie waren nur Ausnahmen von der weit verbreiteten Unwissenheit und Trägheit, welche selbst den größten Theil des Clerus und der Mönche ergriffen hatten. Die beträchtliche Anzahl schreibender Hände in diesem Jahrhunderte ist mehr ein Beweis, wie dunkel es in den Köpfen ausgesehen habe, die dazu gehörten. Von allen Theilen der Philosophie wurde nur die Dialektik bearbeitet; wie trocken und seicht aber diese gewesen sey, haben die Verfasser eines oftgenannten Werks (Hist. litt. de la Fr. Tom. VI. p. 64. sq.) erwiesen. Sie wurde freylich in den Schulen dieser Zeit gelehrt; **Gerbert** und **Abbo** schrieben auch über dieselbe. Was sich von der Arbeit des erstern erhalten hat, (in Mabillon. vett. Analect. T. I. p. 121–123.) verräth blos eine Bemühung, die Lehrsätze des **Porphyrius** aufzuklären: und **Abbo** erwarb sich den Ruhm, einige syllogistische Knoten sehr geschickt aufgelöset zu haben. Diese sogenannte Dialektik beruhte eigentlich, ausser der Philosophie des **Porphyrius**, nur auf der Abhandlung von den

Kate-

Kategorien, welche man dem Augustinus beilegte, und auf den Auslegern des Martianus Capella. Hin und wieder las man auch Uebersezungen einiger Schriften des Plato und Aristoteles, wie vom Timäus des erstern, und von des zweyten Anweisung zur Auslegung; ingleichen Bücher des Cicero: und verstand sie nicht.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Dennoch fehlte es nicht sowohl an Gaben zu philosophiren, als an der wahren Methode, glücklichen Unterstüzung, und an der Leichtigkeit, so viele Schwierigkeiten, die sich dieser Beschäftigung widersezten, aus dem Wege zu räumen. Bisweilen äusserte sich daher eine Neigung zu Untersuchungen; oder es ließ sich eine sinnreiche Hypothese blicken; aber alles blieb ohne Folgen. Daß die berühmte Nonne zu Gandersheim, Roswitha, mitten in einem ihrer Lustspiele, auf eine Meinung gerathen ist, welche sich nicht weit von Leibnizens vorherbestimmter Harmonie entfernt, habe ich schon anderswo bemerkt. (Lebensbeschreib. berühmter Gelehrten, Erster Theil, S. 5.) Sogar der alte Streit der Academia, des Lyceum und der Stoa, über die allgemeinen Begriffe der Dialektik: Geschlecht, Art, Unterschied, Eigenthümliches und Zufälliges, kam wieder in eine kleine Bewegung. Gunzo, ein Clericus zu Novara im obern Italien, den die Französischen Benediktiner etwas gezwungen zu einem Franken machen, (l. c. p. 388. sq.) frägt die Mönche zu Reichenau in einem Schreiben, (in Marten. et Durand. Collect. ampliss. monument. vett. T. III. pag. 304.) ob sie lieber dem Aristoteles glauben wollten, daß jene Universalien nicht würklich vorhanden wären? oder dem Plato, der ihre Würklichkeit gelehrt habe? „Jeder von beiden, sezt er hinzu, steht in grossem Ansehen, so daß man sich kaum unterstehen darf, einen dem andern an Würde vorzuziehen.“ Uebrigens

J. n. C. G. 814 bis 1073.

gens hat Gunzo in diesem langen Schreiben, welches er gegen das Jahr 960. aufsezte, um sich wider die bittern Vorwürfe zu vertheidigen, die ihm ein Mönch in dem Kloster St. Gallen, wegen eines von ihm bey seiner Durchreise daselbst begangenen lateinischen Sprachfehlers gemacht hatte, denselben nicht allein mit noch weit mehr Heftigkeit und Bitterkeit behandelt; sondern auch bey dieser Gelegenheit so viele Belesenheit in alten Griechischen und Römischen Schriftstellern, auch so manche wissenschaftliche Kenntnisse ausgekramt, daß man wohl sieht, er sey einer von den offenen Köpfen gewesen, die für ein elendes Zeitalter unfruchtbar bleiben mußten. Zulezt, nachdem er seinen Gegner tüchtig gemißhandelt hat, bittet er Gott für denselben in zwey und dreyssig nicht schlechten Hexametern.

Mit dem eilften Jahrhunderte aber fieng sich der Zustand der Philosophie in den Abendländern auf eine vielversprechende Art zu ändern an. Zwar blieb sie auch in demselben, bis beynahe zu seinem Ausgange hin, innerhalb der Gränzen der Dialektik eingeschlossen. Augustinus, und die übrigen vorher gedachten lateinisch redenden Philosophen, waren noch bis gegen die Mitte des Jahrhunderts, darinne die Hauptanführer. Allein damals kamen die Schriften des Aristoteles aus Spanien nach Frankreich, wo sie sich viele Verehrer erwarben. Keiner von allen diesen ist so berühmt geworden, als Berenger, (oder Berengarius) Archidiakonus zu Angers. Sein scharfsichtiger Forschungsgeist führte ihn sogar zur Bestreitung der bereits ziemlich herrschend gewordenen Lehre von der Brodverwandlung im Abendmahl. Da er dieses mit philosophischen Waffen that: so bedienten sich seine vornehmsten Gegner, Lanfrank, Lehrer der Klosterschule zu Bec in der Normandie, nachher Abt zu Caen in eben diesem

Lan-

lande, endlich seit dem Jahre 1070. Erzbischof von Canterbury, und Adelmann, Bischof zu Brescia, eben derselben, um ihn zu widerlegen. Die freyere Anwendung der Philosophie auf die Theologie nahm nun ihren Anfang. Da auch Lanfrank, als Dialekticus, (unter welchem Beynahmen man ihn vor allen seinen Zeitgenossen auszeichnete,) seinem Gegner allerdings gewachsen war; diese Methode Beyfall und Nachahmer fand; besonders aber unter Lanfranks Schülern, Anselmus, sein Nachfolger in dem gedachten Erzbißthum, noch am Ende des eilften Jahrhunderts, die Metaphysik zuerst mit einigem Glücke bearbeitete: so hatte alles dieses große Folgen. Es bildete sich schon jezt die Grundlage der Scholastischen Philosophie und Theologie. Doch diese Hauptveränderung hängt mit der Geschichte der Religionswissenschaft und der theologischen Streitigkeiten dieses Zeitalters so genau zusammen, daß davon und von den vornehmsten Gelehrten, die daran Antheil gehabt haben, auch nur in derselben Nachricht ertheilt werden kann.

J. n. C. G. 814 bis 1058.

Fast um gleiche Zeit wurde der Anbau der Philosophie noch durch den Ausbruch einer Streitigkeit angefeuert, welche im vorhergehenden Jahrhunderte gleichsam unter der Asche geglimmt hatte. Aus der gedachten Uneinigkeit über die allgemeinen Begriffe der Dialektik entstanden nach und nach die beiden Partheyen der Nominalisten und Realisten, welche mehrere Jahrhunderte hindurch so viele Unruhen gestiftet; aber auch auf die Theologie so großen Einfluß behauptet haben. Man glaubt gewöhnlich mit Du Boulay, (Hist. Vnivers. Paris. T. I. p. 443.) daß diese philosophischtheologische Sekten der Streitigkeit Berengars ihren Ursprung zu danken haben, indem manche seiner Anhänger, als sie ihn öfters verdammt, und den-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

dennoch seiner Meinung getreu sahen, verschiedene Ausflüchte und künstliche Disputirmethoden gesucht hätten, um wenigstens einigen Schein der Wahrheit für sich zu behalten. Mosheim hält dieses, ob es gleich ohne allen Beweis gesagt ist, doch darum vor wahrscheinlich, weil die unterscheidende Behauptung der Nominalisten sich sehr bequem zur Vertheidigung von Berengars Lehrbegriffe benützen lasse. (l. c. p. 393.) Aber dieser Grund ist in den neuesten Zeiten weniger gültig geworden, nachdem man die Lehre dieses berühmten Philosophen vom Abendmahl in einer etwas andern Gestalt, als Mosheim, kennen gelernt hat. Uebrigens hat Du Boulay in einem alten Bruchstücke der Französischen Geschichte (Hist. Franc. Fragment. a Roberto ad mortem Philippi I. Regis, pag. 90. apud Du Chesn. T. IV.) an einem gewissen Sophisten, (das heißt, im Ausdrucke dieser Zeiten, vorzüglichen Gelehrten und Dialektiker,) Johannes, den ersten Anführer der Nominalisten ausfindig gemacht; (qui eandem artem sophisticam *vocalem* esse disseruit,) und eben daselbst werden auch seine Schüler, Rotbert zu Paris, Roscelin zu Compiegne, und Arnulf zu Laudun, angegeben. Nach seiner Vermuthung war es der Leibarzt des Königs Heinrichs des Ersten, der im Jahr 1060. gestorben ist. So viel ist gewiß, daß die Nominalisten sich gar bald vermehrten. Sie hatten Männer von trefflichen Gaben unter sich, und ihre Vorstellungsart war blendend. So anstößig es vielen vorkam, daß sie eine Wissenschaft blos von Nahmen, nicht von Sachen, zugaben: so schien es doch hinwiederum, daß weder die würklich, aber zufällig vorhandenen Dinge der Gegenstand einer eigentlichen Wissenschaft seyn; noch weniger die allgemeinen Begriffe davon würkliche Dinge heissen könnten. Unterdessen verunglückte ihnen der

der Gebrauch ihrer Spitzfindigkeiten in der Theologie: und von dieser Seite war es, daß ihre Gegner sie hauptsächlich verhaßt machten. Weder sie, noch die Realisten, blieben in der Folge völlig bey ihrer ersten Meinung; aber die Beschreibung dieser Abwechselungen gehört nicht hieher. Brucker hat die ganze Geschichte dieser philosophischen Streitigkeit theils in einem besondern Buche, (Hist. Philosoph. doctrinae de Ideis, Aug. Vindel. 1723. 8.) theils in seinem Hauptwerke (Hist. crit. Philos. T. III. pag. 904. sq.) vorgetragen.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Neben der Philosophie hatten die mathematischen Wissenschaften in diesen Jahrhunderten gleichfals einiges Glück. Auch sie, oder eigentlich nur einige derselben, waren zwar in dem engen elementarischen Kreise der sieben freyen Künste eingeschlossen; doch wurde bisweilen eine derselben noch besonders bearbeitet. In den lezten Jahren Karls des Großen, und wenigstens noch bis gegen das Jahr 830. hin, lebte in der Nähe von St. Denys, in einer einzelen von den übrigen Mönchen abgesonderten Celle, (oder als ein sogenannter Reclusus,) Dungal, wahrscheinlich ein Irländer. Er hatte in jüngern Jahren Unterricht in der Religion gegeben; aber auch in seiner Einsamkeit beschäftigte er sich mit den Wissenschaften, und stand besonders im Ruf astronomischer Kenntnisse. Karl ließ ihn daher im Jahr 811, um seine Meinung über die beiden Sonnenfinsternisse fragen, welche sich im vorhergehenden Jahre ereignet haben sollten. Dungal sagte dieselbe in einem Schreiben an den Kaiser, das in der Sammlung das Dachery befindlich ist. (Spicileg. sive Collectio vett. aliquot Scriptt. T. I. p. 324–328. ed. a. 1723.) Ob er gleich, wie der Französische Mathematiker, Ismael Boulliaud, am angeführten Orte bemerkt hat, die vorgelegte Frage

weder

J. n. C. G. 814 bis 1073.

erzählt. Mit grösserm Rechte sieht man ihn, nebst seinem Zeitgenossen Gerbert, als eine Stüze der Gelehrsamkeit in seinem Vaterlande an; wenn er gleich in jenen Jahrhunderten, wo man zu leicht etwas gross auf diesem Felde fand, ungebührlich gepriesen worden ist. Er hat viel geschrieben; wovon aber das meiste noch ungedruckt in Handschriften verborgen ist; oder sich gar verloren hat. So findet sich seine Erläuterung und Verbesserung von dem Ostercyklus des Victorius in der Vaticanischen Bibliothek; nur die Vorrede zu derselben hat Martene (Thesaur. anecdot. T. I. p. 118. sq.) bekannt gemacht. Er sezte aber nachmals die Arbeit jenes Gelehrten bis auf ohngefähr tausend fünfhundert und fünf und neunzig Jahre fort, und suchte zugleich den Dionysianischen Cyklus zu berichtigen. Diese Schrift hat sich unter dem Nahmen des Beda erhalten; und steht in der Sammlung seiner Werke. (Decennovales Circuli. T. I. Opp. p. 256. sq.) Ein ähnlicher Aufsaz von ihm, unter der Aufschrift: de ratione calculi, und in einer andern Handschrift: de computo epistola et tractatus, ist auch noch in jener Bibliothek befindlich. Ausserdem hat er von der Sternkunde überhaupt; vom Lauf der Sonne und des Mondes, und von den übrigen Planeten; einen Auszug aus der astronomischen Schrift des Germanicus, und andere Arbeiten dieses Inhalts, hinterlassen. In einem Werke über die Dialektik löste er die Schwierigkeiten bey den Syllogismen geschickt auf. Eine andere seiner Schriften (Rudimenta puerilia, oder: de regulis,) faßt eine Sprachlehre in sich. Sein Auszug des Lebens der Römischen Bischöfe aus dem Anastasius ist mit einem ähnlichen Buche, unter Luitprands Nahmen, auf die Nachwelt gekommen. An einem andern Orte wird seine Sammlung von Kirchengesezen beschrie-

schrieben werden. Merkwürdig sind noch besonders seine Briefe, welche seine und seiner Zeitgenossen Geschichte gut aufklären. Vierzehn derselben, nebst seiner Schutzschrift stehen in der Sammlung des Franz Pithou. (Cod. Canonum vet. Eccl. p. 391. sq. Paris. 1687. fol.) Ein anderes seiner Schreiben ist theils vom Balüze, (Miscellan. L. I. p. 409. sq.) theils vom Mabillon in seinen Werken über die Geschichte seines Ordens herausgegeben worden; eben dieser hat noch eines (Annal. Ord. S. Bened. T. IV. p. 687.) ans Licht gezogen. Der Geschichtschreiber Aimoin war ein Schüler des heil. Abbo; er hat das Leben desselben beschrieben; (in Mabillon. Actis SS. Ord. S. Bened. Sec. VI. P. I. p. 30. sq.) und daraus haben die Französischen Benediktiner einen Auszug, mit sehr vielen Zusäzen, verfertigt. (Hist. litt. de la France, T. VII. p. 159. sq.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Alle aber, welche sich in diesem Zeitalter den mathematischen Wissenschaften ergaben, übertraf darinne Gerbert. Zwar gehört ihm auch seine Stelle unter den Päpsten; da er aber diese Würde nur sehr wenige Jahre bekleidet, und desto mehr in seinem übrigen Leben auf den allgemeinen Zustand der Gelehrsamkeit gewürkt hat: so müssen auch diese seine Verdienste hier entwickelt werden. Gerbert war in Auvergne gebohren, und ergriff das Mönchsleben in seiner allerersten Jugend, in einem Kloster zu Aurillac. Nachdem er daselbst einigen Grund in den freyen Künsten gelegt hatte, bat er seinen Abt um Erlaubniß, sie in andern Ländern noch mehr studieren zu dürfen. Dieser schickte ihn zu dem Grafen von Barcellona, Borel, der ihn wiederum einem Bischof Haiton übergab, dem er in der Mathematik viel zu danken hatte. Die Nachbarschaft der Araber hatte in diesen Gegenden von

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Spanien, die damals noch zum Fränkischen Reiche gehörten, jetzt Catalonien und Roussillon heissen, für den gründlichern Anbau der Gelehrsamkeit vortheilhafte Folgen gehabt. Ja Gerbert reiste sogar zu den Arabern nach Sevilla und Cordua; bey ihnen scheint er erst in der Mathematik, Physik, und in andern Wissenschaften, die höhern Kenntnisse und die neuen Entdeckungen entweder gelernt, oder die Spur dazu gefunden zu haben, die man nachmals an ihm so sehr bewunderte. Um das Jahr 968. gieng er, in Gesellschaft Borels und Haitons, nach Rom. Hier wurde er dem Kaiser Otto dem Ersten bekannt, der ihm die Abtey Bobbio im obern Italien ertheilte. Doch die Einkünfte derselben waren so sehr verschleudert worden, daß er mit seinen Mönchen kaum den nöthigen Unterhalt hatte; auch verursachten es manche Verdrießlichkeiten, die er daselbst ausstand, daß er in sein Vaterland zurückkehrte, ohne diese Abtey völlig aufzugeben. Adalbero, Erzbischof von Rheims, machte ihn nun zu seinem Geheimschreiber, und vertrauete ihm die Aufsicht über die erzbischöfliche Schule an, weswegen er Scholaris Abbas genannt wurde. Diese machte er zu der blühendsten und berühmtesten seiner Zeit; so mannichfaltig und trefflich waren seine Unterweisungen, so zahlreich seine Schüler, unter denen sich auch Robert, Prinz des Königs Hugo Capet, und nachmals selbst König, befand. Gerbert verbreitete seine Wissenschaft auch in die Klöster zu Aurillac, Tours, Sens, und andere mehr; sammlete eine ansehnliche Bibliothek; seine Schule pflanzte sich durch eine Reihe vorzüglich geschickter Männer im eilften Jahrhunderte fort: und man sagt nicht zu viel, wenn man ihn einen Wiederhersteller der Gelehrsamkeit in seinem Vaterlande nennt.

Wäh-

Während dieser Hauptbeschäftigungen nahm er auch an Staatsbegebenheiten, selbst auswärtigen, einen ziemlich lebhaften Antheil. Aus Dankbarkeit der kaiserlichen Familie der Ottonen zugethan, von denen ihn der Zweyte um das Jahr 984. da er eben in Italien anwesend war, vor sich und vielen andern mit einem Deutschen aus Magdeburg, Otrik, dispuriren ließ, und ihn vor seinen Lehrer erkannte; suchte er besonders dem Dritten aus derselben, der in seiner Kindheit gar sehr auf dem Throne wankte, theils im Nahmen seines Erzbischofs, theils mit eigner Thätigkeit, treue Freunde unter den Großen zu verschaffen. Es giebt sogar Ausdrücke in seinen Briefen, (zum Beispiel, Epist. L. p. 801. in Du Chesn. Scriptt. Hist. Franc. T. II.) woraus man schließen könnte, er habe für ihn mehr empfunden, als für seine Westfränkischen Könige. Daß er auch einen, wenigstens ausserordentlichen Lehrer des jungen Kaisers abgegeben habe, ist bereits oben (S. 124.) angezeigt worden. Unterdessen hatte ihn sein Erzbischof so lieb gewonnen, daß er sich Mühe gab, ihn zum Nachfolger zu erhalten. Allein nach seinem Tode wurde Arnulf, ein unehelicher, kaum zwanzigjähriger Sohn des Königs Lothars, dazu gewählt: und Gerbert fuhr fort, bey ihm eben die Stelle, wie bey seinem Vorgänger, zu bekleiden. Doch Arnulf, der seinem Vatersbruder, dem Prinzen Karl, die Stadt Rheims übergab, wurde deswegen, auf Betrieb des Königs Hugo Capet, von einer Kirchenversammlung des Jahrs 991. als ein Verräther abgesezt. Gerbert, der sich ehemals eifrig genug für Karln erklärt hatte, (Epist. X. P. II. pag. 830. l. c.) wandte sich nun desto mehr auf die Seite des Königs Hugo. Diesen Gesinnungen hatte er es zu danken, daß er jezt Erzbischof von Rheims ward, womit auch die Würde eines königlichen Kanzlers verbunden war;

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Spanien, die damals noch zum Fränkischen Reiche gehörten, jetzt Catalonien und Roussillon heissen, für den gründlichern Anbau der Gelehrsamkeit vortheilhafte Folgen gehabt. Ja Gerbert reiste sogar zu den Arabern nach Sevilla und Corduba; bey ihnen scheint er erst in der Mathematik, Physik, und in andern Wissenschaften, die höhern Kenntnisse und die neuen Entdeckungen entweder gelernt, oder die Spur dazu gefunden zu haben, die man nachmals an ihm so sehr bewunderte. Um das Jahr 968. gieng er, in Gesellschaft Borels und Haitons, nach Rom. Hier wurde er dem Kaiser Otto dem Ersten bekannt, der ihm die Abtey Bobbio im obern Italien ertheilte. Doch die Einkünfte derselben waren so sehr verschleudert worden, daß er mit seinen Mönchen kaum den nöthigen Unterhalt hatte; auch verursachten es manche Verdrießlichkeiten, die er daselbst ausstand, daß er in sein Vaterland zurückkehrte, ohne diese Abtey völlig aufzugeben. Adalbero, Erzbischof von Rheims, machte ihn nun zu seinem Geheimschreiber, und vertrauete ihm die Aufsicht über die erzbischöfliche Schule an, weswegen er Scholaris Abbas genannt wurde. Diese machte er zu der blühendsten und berühmtesten seiner Zeit; so mannichfaltig und trefflich waren seine Unterweisungen, so zahlreich seine Schüler, unter denen sich auch Robert, Prinz [illegible] Königs Hugo Capet, und nachmals selbst König, befand. Gerbert verbreitete seine Wissenschaft auch in die Klöster zu Aurillac, Tours, Sens, und andere mehr; sammlete eine ansehnliche Bibliothek; seine Schule pflanzte sich durch eine Reihe vorzüglich geschickter Männer im eilften Jahrhunderte fort: und man sagt nicht zu viel, wenn man ihn einen Wiederhersteller der Gelehrsamkeit in seinem Vaterlande nennt.

Wäh-

Während dieser Hauptbeschäftigungen nahm er auch an Staatsbegebenheiten, selbst auswärtigen, einen ziemlich lebhaften Antheil. Aus Dankbarkeit der kaiserlichen Familie der Ottonen zugethan, von denen ihn der Zweyte um das Jahr 984. da er eben in Italien anwesend war, vor sich und vielen andern mit einem Deutschen aus Magdeburg, Otrik, disputiren ließ, und ihn vor seinen Lehrer erkannte; suchte er besonders dem Dritten aus derselben, der in seiner Kindheit gar sehr auf dem Throne wankte, theils im Nahmen seines Erzbischofs, theils mit eigner Thätigkeit, treue Freunde unter den Großen zu verschaffen. Es giebt sogar Ausdrücke in seinen Briefen, (zum Beispiel, Epist. L. p. 801. in Du Chesn. Scriptt. Hist. Franc. T. II.) woraus man schließen könnte, er habe für ihn mehr empfunden, als für seine Westfränkischen Könige. Daß er auch einen, wenigstens ausserordentlichen Lehrer des jungen Kaisers abgegeben habe, ist bereits oben (S. 124.) angezeigt worden. Unterdessen hatte ihn sein Erzbischof so lieb gewonnen, daß er sich Mühe gab, ihn zum Nachfolger zu erhalten. Allein nach seinem Tode wurde Arnulf, ein unehelicher, kaum zwanzigjähriger Sohn des Königs Lothars, dazu gewählt: und Gerbert fuhr fort, bey ihm eben die Stelle, wie bey seinem Vorgänger, zu bekleiden. Doch Arnulf, der seinem Vatersbruder, dem Prinzen Karl, die Stadt Rheims übergab, wurde deswegen, auf Betrieb des Königs Hugo Capet, von einer Kirchenversammlung des Jahrs 991 als ein Verräther abgesezt. Gerbert, der sich ehemals eifrig genug für Karln erklärt hatte, (Epist. X. P. II. pag. 830. l. c.) wandte sich nun desto mehr auf die Seite des Königs Hugo. Diesen Gesinnungen hatte er es zu danken, daß er jezt Erzbischof von Rheims ward, womit auch die Würde eines königlichen Kanzlers verbunden war;

J. n. C. G. 814 bis 1073.

 und

J. n. C. G. 814 bis 1073.

ne Aemter mit Ehren, und hatte damals an Gelehrsamkeit seines Gleichen nicht. Zwar theologische war es am wenigsten, worinne er sich hervorthat; obgleich sein in der Folge zu beschreibendes Buch vom Leibe und Blute Christi keinen gemeinen Schriftsteller verräth. Als Philosoph wird er freylich sehr gerühmt; und auch Neuere haben diese Lobsprüche wiederholt. Wenn man aber überhaupt den scharfsichtigen Geist mit dem Eifer, philosophische Untersuchungen auszubreiten, und seine Fertigkeit, spitzfindige Fragen zu erörtern, ausnimmt: so läßt sich nichts Bestimmtes angeben, das ihm die Philosophie zu danken hätte. Desto glücklicher bearbeitete er die mathematischen Wissenschaften; die doch im Grunde auch zu dem Gebiete des Philosophen gehören; oder vielmehr ihn zu dem höchsten Grade der Gründlichkeit und Gewißheit führen, die er in seiner eigentlichen Wissenschaft selten erreicht. In die Rechenkunst, Meßkunst und Sternkunde war er besonders tiefer eingedrungen. Ueber die erstere hat er viel geschrieben; wovon aber nichts ans Licht gekommen ist. Er gedenkt selbst einer Abhandlung über die Theilung oder die Brüche der Zahlen. (Ep. CLXI. p. 827.) In Handschriften finden sich noch andere seiner arithmetischen Aufsätze; und darunter auch seine Rythmomachia, oder sein Zahlenkampf: eine Art von Zahlenspiel, welches mit dem Schachspiel einige Aehnlichkeit hat. Oudin (Supplem. de Scriptt. eccles. p. 323.) gab zuerst vor, daß diese kleine Schrift in des Herzogs August von Braunschweig, unter dem Nahmen Gustavus Selenus, im Jahr 1616. zu Leipzig in Fol. herausgegebenen Rythmomachia, oder Schachspiel, eingerückt worden sey; und ihm schrieben es sehr gelehrte Männer nach, bis Hamberger (Zuverl. Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern, Th. III. S. 810.

S. 810. fg.) diesen Irrthum aufgedeckt hat. Aber nichts ist in dieser Gattung berühmter, obgleich von niemanden gesehen, als Gerberts Rechentisch, oder Abacus. Vielleicht enthielt er nichts anders als arithmetische Tabellen, auf welchen die verschiedenen Zusammensezungen der kleinern oder sogenannten Arabischen Zahlzeichen abgebildet waren. Wenigstens ist dieses der gemeinen Meinung gemäß, nach welcher Gerbert jene Zeichen zuerst bey den Arabern in Spanien erlernt, und sodann den christlichen Europäern mitgetheilt habe; obgleich Athanas. Kirchers Vermuthung, daß sie erst im dreyzehnten Jahrhunderte mit den astronomischen Tafeln des Königs von Castilien Alfons des Zehnten in das übrige Europa gekommen sind, deswegen viel wahrscheinlicher ist, weil man sie erst seit dieser Zeit in Schriften gebraucht antrifft. Hingegen erzählte man sich in den nächstfolgenden Jahrhunderten nach dem Gerbert, die ausschweifendsten Dinge von seinem Rechentische. Nach dem Wilhelm von Malmesbury, (de rebus gestis Regg. Anglor. L. II. c. 10. pag. 65. Francof. 1601. fol.) und dem Mönch Alberich, der ihn abschrieb, (Chronic. P. II. ad a. 988. p. 30. in Leibnit. Accessʃ. Historic. T. II.) entwandte Gerbert zuerst den Saracenen ihren Abacus, worinne gelehrt wird, was das Singen und Fliegen der Vögel bedeute; wie man Schattenbilder aus der Hölle heraufbannen müsse; und was nur die menschliche Neubegierde Schädliches oder Heilsames zu wissen begehrt. Nachdem er denselben unter dem Kopfkißen seines Lehrers des Nachts weggestohlen hatte, verbarg er sich damit unter einer Brücke, in freyer Luft hängend; als er aber an das Meer gekommen war, beschwor er den Teufel, ihm zu erscheinen, und versprach ihm beständige Treue, wenn er ihn gegen alle Nachsezung schützen wollte, welches auch geschah. Man merkt wohl,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n.
C. G.
814
bis
1073.

daß die bisher unbekannten Figuren des Rechentisches eine von den Ursachen gewesen seyn mögen, Gerberten vor einen Zauberer zu halten.

Von dem, was er für die Meßkunst geleistet hat, läßt sich etwas mehr sagen. Der Benediktiner Pez hat sein Handbuch derselben ans Licht gestellt; (Geometria, in Pezii Thesauro Anecdotor. noviss. T. III. P. II. p. 1–82.) es ist, ohne an Entdeckungen Anspruch zu machen, doch das deutlichste und gründlichste, was seit dem Verfall der Gelehrsamkeit über diesen Gegenstand geschrieben worden war. Er lehrt darinne den Begriff, den Nuzen, die Methode dieser Wissenschaft, und ausser ihren Grundsäzen, auch die Art, alle in derselben vorkommende Aufgaben auszuführen, nicht allein mit aller, für Anhänger nöthigen, Sorgfalt; sondern auch durch beigefügte Figuren, dergleichen er sich in Italien vorzüglich schöne verschafft hatte. Boethius war einer von seinen Führern; er übertrifft ihn aber an Vollständigkeit und Genauigkeit. Es ist wiederum nicht schwer zu begreifen, wie ein Mann, der nicht nur in diesem Buche zeigte, sondern es auch im täglichen Leben mag zu erkennen gegeben haben, daß er die Höhe eines Thurms oder Baums, die Menge Wassers in einem Brunnen, und dergleichen mehr, aufs genaueste wisse, in den Verdacht gerathen sey, durch verbotene Künste eine solche Wissenschaft erlangt zu haben.

Zwey Bücher Gerberts über die Verfertigung des Astrolabium, und eines Quadranten, welche vom Trithemius (Chronic. Hirsaug. T. I. p. 140.) angeführt werden, und noch in Handschriften der Sorbonne übrig sind, beweisen seine astronomischen Kenntnisse. Aber seine kleine Schrift, wie man eine Erdkugel verfertigen müsse, deren eben dieser Schrift-

steller

stͤeller auch gedenkt, ist würklich gedruckt worden. (de sphaerae constructione, in Mabillonii vett. Analectis, T. II. p. 212–215.) Gerbert scheint sogar Erfinder astronomischer und mechanischer Werkzeuge gewesen zu seyn. Zwar die Erfindung von Uhren mit Rädern und Gewichten, die ihm ein neuerer Franzose beigelegt hat, ist, wie die Französischen Benediktiner bewiesen haben, (Hist. litt. de la Fr. l. c. p. 609.) unerweislich. Aber wenn Ditmar von ihm meldet, (Chron. L. VI. p. 399. ed. Leibnit.) er habe, nachdem er das Erzbißthum Rheims verloren hatte, während seines Aufenthalts an dem Hofe Otto des Dritten zu Magdeburg, eine Uhr verfertigt, deren Bewegung er nach dem von ihm durch eine Röhre (per fistulam) beobachteten Polarstern (stella, nautarum duce,) bestimmte; so kann man dieses kaum anders verstehen, als daß er ein mit Gläsern versehenes Fernrohr gebraucht habe, von dem ihm die Erfindung gebühren würde. Man sieht ihn auch als den ersten an, der eine Wasserorgel erbauet habe; ohne daß doch die Nachricht davon zuverläßig und umständlich genug wäre. Er stand überhaupt im Ruf höherer Entdeckungen und Künste; er scheint sie aber auch nicht ungern wißbegierigen Köpfen mitgetheilt zu haben.

814 bis 1073.

Alle diese Umstände, vermuthlich auch das unerwartete und große Glück, welches er in wenigen Jahren seit seiner Absezung machte; die ihm abgünstige Parthey, und sein abergläubischunwissendes Zeitalter, erzeugten und verstärkten den schon gedachten Vorwurf der Zauberey gegen ihn, der so viele Jahre hindurch stehen geblieben ist. Läßt es sich gleich nicht völlig darthun, daß derselbe von seinen Zeitgenossen herrühre; so ist es doch immer wahrscheinlich genug. Aber der erste, der ihn, so viel man jezt weiß, in Schriften als

J. n. C. G. 814 bis 1073.

einen Schwarzkünstler vorgestellt hat, ist der Cardinal Benno gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, in seiner mit ziemlicher Heftigkeit gegen Gregor den Siebenten aufgesezten Lebensbeschreibung dieses Papstes; wo er auch frühere Päpste der Zauberey beschuldigt. Seitdem haben, wie zum Theil schon oben bemerkt worden ist, Hugo von Flavigny und Wilhelm von Malmesbury im zwölften Jahrhunderte, im dreyzehnten Alberich, und andere mehr, selbst noch Platina, der doch eine Bedienung am päpstlichen Hofe bekleidete, um den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts, (Hist. de vitis Pontiff. Rom. in Silvestro II. pag. 124. Lovan. 1572. fol.) die gemeinen Sagen davon wiederholt und gesammelt. Glaubt man ihnen: so hat Gerbert, vermöge seines gedachten Bündnisses mit dem Teufel, viele von den Heyden vergrabene Schätze entdeckt; besonders auf dem Felde des Mars zu Rom; er soll sich, unter einem gewissen Einflusse der Gestirne, einen Kopf gegossen haben, der ihm auf seine Fragen mit Ja und Nein antwortete; ihn aber dadurch betrog, daß er ihm versicherte, er werde nicht eher sterben, bis er die Messe zu Jerusalem gesungen habe; da es doch eine Kirche dieses Nahmens zu Rom gab, wo er sich durch das Singen der Messe eine tödtliche Krankheit zuzog; und was der albernen Erzählungen mehr sind. Wenigstens haben ihm dieselben einen Platz in der bekannten Schuzschrift des Naude erworben. (Apologie pour les grands hommes soupconnez de Magie, c. 19. p. 589. sq. à Amsterd. 1712. 8.)

Auch sonst war Gerbert nicht der Mann seines Jahrhunderts. Er sah weit über dasselbe hinaus, und blendete es mehr, als daß er es hätte erleuchten können. Bey Gelegenheit seiner Absezung zu Rheims,

die

die ein Werk des Papstes war, schrieb er mit einer Freymüthigkeit gegen denselben, die ihn in den Augen des Cardinals Baronius gänzlich unwürdig gemacht hat, Papst zu heissen. (Annal. Eccles. a. 999. n. 2. sq. p. 949. T. X. ed. Colon.) Unter den wenigen, die an der Aechtheit der neuaufgebrachten Decretalen zweifelten, war auch er. (Epist. ad Wildebold. Episc. Argent. pag. 113. sq. in Synodo Eccles. Gallicanae habita Durocorti Remorum, ab Hugone et Roberto Rege, Francof. 1600. 8.) Er verstand das Griechische; war wohl bekannt mit den alten Römischen Schriftstellern, und schrieb auch, bis auf seltnere Stellen, welche den Rost des Zeitalters an sich tragen, als ein geschickter Nachahmer derselben: bald in einer gedankenreichen Kürze, wie in seinen meisten Briefen; bald zierlicher und wortreicher, wie in den eben gedachten Akten der Synode zu Rheims. Seine Briefe sollten auch ihres Inhalts wegen neu gesammelt und bearbeitet werden. Gerade der merkwürdigste von allen der erstgenannte Brief an den Bischof Wildebold, findet sich in keiner ihrer Sammlungen vollständig; und andere, die darinne ganz fehlen, haben die Französischen Benediktiner (Hist. litt. de la Fr. T. VI. p. 595. sq.) angezeigt. Ein artiges lateinisches Gedicht auf den berühmten Boethius, (in Baron. Annall. Eccl. ad a. 526. n. 18. p. 134. T. VII. ed. Col.) zeugt auch von Gerberts Dichtergaben.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Andere Wissenschaften lagen zwar nicht gänzlich in den Abendländern darnieder; erhoben sich aber auch zu keiner sichtbaren Größe und Stärke. Bey der Rechtsgelehrsamkeit kam das meiste auf die kirchlichen oder geistlichen Rechte an: und welche Sammlungen für dieselben angestellt worden sind; welche Hauptveränderung sogar im Kirchenrechte jetzt vor-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

vorgegangen ist; wird an einem schicklichern Orte gezeigt werden. Aber es war nichts Ungewöhnliches, daß Cleriker und selbst Mönche mit dem canonischen Rechte auch die Kenntniß des bürgerlichen, und besonders des Römischen, zu verbinden suchten. Sie war ihnen nöthig, um beide in Uebereinstimmung mit einander zu bringen, welche nicht immer so gar leicht bewürkt wurde. In dieser Absicht schrieb Photius seinen Nomocanon; die Fränkischen Capitularien konnten auch eine Anleitung dazu heissen. Gar häuffig wurden aus Clerikern, als beinahe den einzigen Gelehrten, Richter, Sachwalter und Notarien, die sich daher mit den bürgerlichen Gesezen und Formularien wohl bekannt machen mußten. In keinem Lande blieb das alte Römische Recht mehr in Ansehen, als in Italien. Die lange Zeit herrschende Meinung, als wenn es auch daselbst untergegangen wäre, und erst im zwölften Jahrhunderte, seit dem Irnerius, und der Entdeckung der jezt sogenannten Florentinischen Pandekten, wieder aufgelebt sey, ist nunmehr bereits lange verworfen worden. Das einzige kann zugegeben werden, wie ein großer Mann des vorigen Jahrhunderts bereits angemerkt hat, (Conring. de origine Iuris German. c. 20.) daß, auf Betrieb des Clerus, der Codex und die Novellen Justinians, in denen er seine Vorrechte und Freyheiten beisammen hatte, weit mehr als die Pandekten, gebraucht worden sind. Aus gleicher Ursache wurde auch, nach Hincmars Versicherung, (Epist. IV. c. 6.) das lezte Buch des Theodosianischen Codex, (Sextus decimus liber legum) mit den Synodalgesezen bey der Regierung der Kirche vereinigt. Wenigstens las de Marca (de concord. Sacerdot. et Imper. L. III. c. 6. n. 2. p. 160. ed. Paris.) diese Stelle so in der Mainzer Ausgabe von Hincmars Briefen; aber in der Sirmondischen

(Tom.

(Tom. poster. Ep. XLIV. c. 33. p. 739.) findet man, an Statt jener Worte, folgende: etiam et per sacras leges; jener Gelehrte müßte denn eine andere Stelle angeführt haben, die ich jezt nicht entdecken kann. Gewiß aber ist es, daß die Rechtsgelehrsamkeit, worunter man die Kenntniß der Langobardischen und Römischen Geseze verstehen muß, in Italien, hauptsächlich mit dem eilften Jahrhunderte einen lebhaftern Gang erhalten hat. Hr. Jagemann hat gezeigt, (Gesch. der freyen Künste und Wissenschaften in Italien, Dritten Bandes Erster Theil, S. 182. fg.) daß das glückliche Bestreben vieler Italiänischen Städte gegen den Anfang des gedachten Jahrhunderts, nach größern Freyheiten und dem Rechte, ihre eigenen Obrigkeiten zu wählen, die Nothwendigkeit hervorgebracht habe, sich genauer um Rechte zu bekümmern, auf deren gerichtliche Anwendung jeder Bürger Anspruch machen konnte. Zu Ravenna also, zu Bologna, zu Pisa, zu Pavia, und in andern Städten Italiens, wurden sogar rechtliche Schulen errichtet, die auch aus andern Ländern, zumal aus der Provence, einen ungemeinen Zulauf hatten. Lanfranc, der nachmals so berühmte Theologe, erklärte seit dem Jahr 1032. mit seinem Amtsgenossen Garnier zu Pavia öffentlich den Codex Justinians, und sezte auch eine Sammlung von Rechtssprüchen und Regeln auf, welche für Rechtsgelehrte und Obrigkeiten sehr nüzlich war. Als er sich hierauf nach Frankreich gewandt hatte: eröffnete er auch zu Avranches in der Normandie eine solche Rechtsschule, bis er nach einiger Zeit ein Mönch wurde. (Hist. Litt. de la France, T. VII. pag. 151.) Von der wichtigen Verbesserung der Gesezgebung und Rechtswissenschaft, welche in diesen Jahrhunderten von Griechischen Kaisern veranstaltet wurde, ist bereits oben (S. 125. fg.) Nachricht ertheilt worden.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Auch

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Auch die Arzneykunde regte sich auf mancherley Art in diesem Zeitalter. Die Griechen besaßen zwar einen großen alten Reichthum an vortrefflichen Werken über dieselbe, und begnügten sich jezt meistentheils daran. Doch selbst durch die Mittheilung desselben an andere Nationen machten sie sich verdient genug. So war es jezt Johannes Mesue, sonst auch Johannes Damascenus, von den Arabern Johanna Mesuach genannt, ein christlicher Syrer, der die Araber mit jenen Schätzen bekannt machte. Er lebte zu Bagdad unter dem Chalifen Al Raschid, und bis auf einen seiner Nachfolger Motawakkel, oder bis zum Jahr 841. übersezte die Schriften Griechischer Aerzte ins Arabische; verfertigte eigene, und hielt auch Vorlesungen über mehrere Wissenschaften. Man hat gezweifelt, ob er seine Bücher Griechisch oder Arabisch aufgesezt habe. Aber es ist ausgemacht, daß sie aus seiner arabischen Urschrift theils ins Griechische, theils ins Lateinische übersezt worden sind. In solchen lateinischen Uebersezungen sind noch einige derselben übrig, denen man die Eigenschaft geschickter Auszüge aus den größten Aerzten der Griechen, mit einigen eigenen Erfahrungen verbunden, zugesteht. (Gregor. Abulfaraii Hist. Dynastiar. p. 153. sq. Oxon. 1663. 4. Ioh. Leonis Africani de viris quibusdam illustribus apud Arabes Libellus, c. 1. pag. 259. sq. in Fabric. Biblioth. Graec. Vol. XIII. Fabricius l. c. p. 256. sq.)

In den Abendländern blieb die Arzneywissenschaft fast ein Eigenthum der Mönche. Zween Aebte des Fränkischen Reichs um die Mitte des neunten Jahrhunderts wurden vor ausnehmende Kenner derselben gehalten. (Hist. litt. de la France, T. IV. pag. 274.) Gerbert besaß unter seinen vielen Kenntnissen

sen auch diese, besonders von Augenkrankheiten: und Fulbert, sein Schüler, kam darinne noch weiter; er gab selbst Arzneymittel, bis er Bischof von Chartres wurde. (Ibid. T. VI. pag. 44. 66.) Auch Bischöfe und Aebte übten diese Kunst bisweilen aus. Gilbert Maminot, Bischof von Lisieux, wurde daher in den spätern Zeiten des eilften Jahrhunderts, von dem Englischen Könige, Wilhelm dem Eroberer, zu seinem Leibarzte gewählt. (Ibid. Tom. VII. p. 134.) Aber ein methodischer Unterricht wurde doch darüber in keiner Schule des Fränkischen Gebiets ertheilt. Man lernte die Arzneykunde aus einigen Büchern; oder von Männern, die durch dieselbe berühmt waren; von der Naturlehre hatte man gar keinen Begriff. Der erste Schein eines günstigern Schicksals für diese Kunst brach im untern Italien an. Hier war die Stadt Salerno schon gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts durch ihre trefflichen Aerzte berühmt worden. Allem Ansehen nach hatten sich diese durch die Schriften und Beispiele der Araber, welche dort und in dem benachbarten Sicilien so mächtig waren, gebildet. Aber keiner trug mehr dazu bey, die Heilungskunst der Araber in Italien und andern abendländischen Gegenden beliebt und gewissermaaßen herrschend zu machen, als im eilften Jahrhunderte Constantinus, den man von seiner Vaterstadt Carthago den Beinahmen des Africaners gab. Nach der Erzählung des Petrus Diakonus, Mönchs zu Monte Cassino, im zwölften Jahrhunderte, die freylich einen romanhaften Anstrich hat, und von der gewöhnlichen Unwissenheit der damaligen Europäer in Absicht auf die Länder und Nationen der übrigen Welttheile zeugt; vermuthlich aber vom prahlenden Constantinus selbst herrührt, (Petr. Diacon. de viris illustrib. Casinensib. c. 23. p. 180. sq. in Fabricii Biblioth. Eccles.) reiste

J. n. C. G. 814 bis 1078.

er

J. n. C. G. 814 bis 1073.

er aus Wißbegierde zuerst nach Babylon, wo er die Grammatik, Dialektik, Physik, Geometrie, Arithmetik, Mathematik, Astronomie, Necromantie und Musik der Chaldäer, Araber, Perser und Saracenen aufs vollständigste erlernte. In gleicher Absicht begab er sich nach Indien, Aethiopien und Aegypten; alle in diesen Ländern blühende Wissenschaften und Künste machte er sich eigen. Nachdem er neun und dreyssig Jahre auf diesen Reisen zugebracht hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück. Doch seine Mitbürger trachteten ihm, wegen seiner bewundernswürdigen Gelehrsamkeit, nach dem Leben; man hielt ihn vor einen Zauberer, wie andere hinzusezen. Er flüchtete sich daher nach Salerno, wo er eine Zeit lang als ein Bettler verkleidet lebte. Endlich erkannte ihn der daselbst angekommene Bruder der Königs von Babylon; und der Herzog Robert Guiscard nahm ihn als Geheimschreiber an seinen Hof. Aber Constantinus sehnte sich nach einer gelehrten Muße; er wurde Mönch in dem Kloster Monte Cassino. Hier arbeitete er theils an Uebersezungen Arabischer und Griechischer Werke von der Arzneykunst; theils an eigenen: von beiden Classen ist noch viel vorhanden, und im sechszehnten Jahrhunderte zu Basel und Lyon herausgegeben worden. Seine Uebersezungen, wie von den Aphorismen des Hippokrates, und andere mehr, sind zwar nicht ohne Fehler; doch war es immer verdienstlich, die den Europäern ganz unbekannten Araber, und für sie beinahe verlornen Griechen, für sie verständlich und brauchbar genug gemacht zu haben. In seinen eigenen Schriften sind es fast lauter Auszüge aus denselben, die man liest: und er gesteht dieses zum Theil. Allein er geht noch viel weiter: sein Lehrgebäude der Arzneykunde (Loci communes) ist ganz aus dem Araber Haly Abbas oder Isaac ausgeschrieben;

ohne

daß er seinen Nahmen ein einzigesmal genannt hätte. Da er unterdessen viel Wissenschaft, Sprachkenntniß und Eifer für seine Kunst besaß; auch durch seine Arbeiten einen nicht unerheblichen Nutzen stiftete: so kann man dieses Verschweigen für ein solches Zeitalter vielleicht verzeihlich nennen. Constantinus wurde nach dem Jahr 1060. berühmt. Er gab der Arzneywissenschaft ein neues Leben in den Abendländern; die Aerzte, welche in seine Fußtapfen traten, und sich seiner Schriften bedienten, wurden etwas methodischer, gelehrter, zum Beobachten fähiger, als ihre Vorgänger; und er legte dadurch den Grund zu der medicinischen Schule von Salerno, die seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts so viel Ruhm und Ansehen erlangt hat. (Fabricii Biblioth. Graec. Vol. XIII. pag. 123. sq. Histoire de la Médécine depuis Galien jusqu'au commencement du seizième Siècle, par I. Freind, Troisième Partie, p. 1. sq. à Leide, 1727. 4. Jagemann l. c. S. 167. fg.) Daß unterdessen Constantinus nicht der einzige gewesen sey, der diesen Weg vorgezeichnet hat, lehrt das Beispiel seines Zeitgenossen Gariopontus, der den Galenus und andere alte Aerzte mit Prüfung benützte. (Fabric. Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. III. p. 17. sq. ed. Pat.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Noch konnte man das Griechische Kaiserthum auch als den vaterländischen Sitz der zeichnenden und bildenden Künste ansehen. Man sah noch im eilften Jahrhunderte einige der herrlichsten Kunstwerke des alten Griechenlandes zu Constantinopel; wie den Olympischen Jupiter des Phidias, die Venus aus Cnidus vom Praxiteles, und andere mehr. (Winckelmanns Gesch. der Kunst des Alterthums, S. 429. der Dresdn. Ausg.) Neue, die man verfertigte, zeugten nicht minder von der Erfindungskraft

J. n. C. G. 814 bis 1073.

der Künstler, als von der Prachtliebe des Hofs. Einer derselben, der Bischof Leo, im neunten Jahrhunderte, goß einen goldenen Baum, unter dessen Zweigen goldene Vögel saßen, die durch ein Triebrad bewegt, einen melodischen Gesang hören ließen; während daß ein goldener Löwe in der Nähe, auf gleiche Art in Bewegung gesezt, zu brüllen anfieng. Allein der verschwenderische Kaiser Michael ließ diese so sehr bewunderten Kunststücke einschmelzen. Gleichwohl sah noch hundert Jahre später Luitprand, als Gesandter Berengars an den Kaiser Constantinus, da er Gehör bey demselben hatte, ähnliche Kunstwerke mit einem nur kleinen Unterschiede. Es war ein eherner, aber vergoldeter Baum, auf welchem eherne und vergoldete Vögel saßen, welche, jeder nach seiner Gattung, sangen; eben solche Löwen, die den kaiserlichen Thron bewachten, erhoben ihr Gebrülle: und dieser Thron veränderte sich bald zu einer ungeheuern Höhe, bald zu einer gewöhnlichen. (Zonarae Annales L. XVI. p. 157. ed. Paris. Simeon. Logothetae Annales, p. 327. ed. Venet. Luitprand. de reb. Impp. et Regg. L. VI. c. 2. p. 108. ed. Antverp.) War gleich der Geschmack in diesen Künsten bey den Griechen nunmehr etwas ins Kleinliche und Spielende gefallen; so fehlte es ihm doch nicht an beständiger Nahrung im Aeußerlichen der Gottesverehrung: und die völlige Wiederherstellung der Heiligenbilder in ihren alten Rang war selbst für den Zustand der Künste wichtig.

Die westlichen Europäer, welche diese Aufmunterung mit den Griechen gemein hatten, fuhren fort, unermeßliche Schätze, wie an Kirchengebäude überhaupt, also besonders an den Schmuck von jeder Art in denselben, zu verwenden. Ein Hauptbeyspiel davon geben die kostbarsten Kunstwerke ab, welche von den Päpsten allein, nach dem Anastasius, im neunten

Jahr-

Jahrhunderte, in die Kirchen Roms geschenkt worden sind: die von den Altären herabhängenden goldenen und silbernen Kronen, (regnum) die silbernen Kreuze, Leuchter, Schüsseln, und unzähliches andere mehr. Ein fürchterliches Vorurtheil, das im zehnten Jahrhunderte herrschend zu werden anfieng, verursachte zwar, daß man in vielen Gegenden keine neue Kirchen bauete, und die alten baufällig hinsinken ließ. Die Meinung, welche schon Gregor der Große gehabt hatte, wie seine Briefe beweisen, (Chr. KGesch. Th. XVI. S. 282.) daß das Ende der Welt nahe sey, gewann jezt weit mehr Stärke, weil man sich einbildete, es sey in der heil. Schrift selbst vorhergesagt, daß gleich nach dem Jahr 1000. der Antichrist erscheinen, die Welt untergehen, und das jüngste Gericht erfolgen werde. Unterdessen fanden sich doch selbst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts Männer von Einsicht, die diesen Wahn bestritten. Ausser einer Stelle des berühmten Abbo, Abts von Fleury, (in Apologet. ad Hugonem Regem, p. 401. in Cod. Canonum Eccl. Rom. e biblioth. Pithoei, Paris. 1687. fol.) welche dieses beweiset, giebt es ein besonderes Schreiben des Westfränkischen Mönchs Adso, an die Königinn Gerberga, Gemahlinn Ludwigs jenseit des Meers her, (d'Outremer) wenigstens schon um das Jahr 950. aufgesezt; das man aber weit ältern Schriftstellern beygelegt hat; wie es denn auch deswegen unter Alcuins Werken (p. 1216–1219. Paris. 1617. fol.) steht. Er beantwortet darinne die Frage dieser Fürstinn wegen des Antichrists; verwirft zwar die beiden Meinungen, in welche man sich damals theilte, daß derselbe entweder von einer Jungfrau gebohren, oder von einem Bischof und einer Nonne gezeugt werden sollte; weiß aber sonst manches von der Geschichte desselben vorauszusagen, und macht endlich

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

den Schluß, daß, da die Ankunft desselben noch nicht so nahe seyn könne, weil erst der große Abfall von der Religion vorhergehen müsse, auch das Ende der Welt noch nicht befürchtet werden dürfe. Genug, nachdem das Jahr 1000. vorübergegangen war, ohne daß diese Besorgniß eingetroffen wäre, fieng man mit einem neuen Eifer an, vornehmlich in Frankreich und Italien, die Kirchen, selbst die es noch nicht bedurften, die Klöster und Capellen wieder aufzubauen. (Glabri Rodulphi Histor. L. III. c. 4. pag. 27. ap. Duchesn. T. IV.) Da man also hierzu eine große Menge Baumeister nöthig hatte: legten sich viele Bischöfe und Aebte selbst auf diese Kunst, und führten ihre kirchlichen Gebäude auf. Einer dieser Bischöfe, Berenger, in der jezigen Grafschaft Roussillon, reiste sogar nach Jerusalem, um die Kirche über dem vermeinten Grabe Christi abzuzeichnen, nach welcher er die seinige erbauete. Conrad, Bischof von Utrecht, lockte einem Frießländischen Baumeister das Geheimniß ab, auf morastigem Grunde fest zu bauen, und benüzte solches für seine Cathedralkirche. Helinand, Erzbischof von Lyon, legte im Jahr 1050. eine Brücke über die Saone an. Man nennt noch mehrere, auch Mönche, welche durch ihre Geschicklichkeit in der Baukunst berühmt wurden: und wenn man gleich zweifeln könnte, ob Künstler, die für das eilfte Jahrhundert vortrefflich waren, es auch noch jezt zu heissen verdienen; so verrathen doch einige ihrer noch vorhandenen Gebäude, wie die prächtige Kirche, welche der Abt Wilhelm zu Dijon seit dem Jahr 1001. errichtete, und wovon noch das runde Hauptgebäude, von einer dreyfachen Reihe Säulen unterstüzt, übrig ist, einen feinern Geschmack, der sich entweder nach Römischen Mustern in Frankreich, oder durch die Bekanntschaft mit den Italiänischen, gebildet hatte. (Hist. littér. de

la

la France, T. VII. p. 139. sq.) Kaum mittelmäßig hingegen scheinen die Mahler, Bildhauer, und andere ähnliche Künstler dieser Zeit in Frankreich gewesen zu seyn. Daher vermachte ein Bischof von Auxerre, Gottfried, denjenigen Clerikern Präbenden an seiner Cathedralkirche, welche sich in der Mahlerey, Goldschmiedkunst, im Glasmachen, und in andern Künsten, die zur Ausschmückung der Kirchen am nöthigsten waren, üben würden. (Ibid. p. 142.) In Italien, wo man so viele musterhafte Kunstwerke des Alterthums vor den Augen hatte, gieng man überdieß auch nunmehr zu der ersten Quelle, zu den Griechen, zurück. Als Desiderius, Abt von Monte Cassino, nachmals Papst Victor der Dritte, die Kirche dieses Klosters im Jahr 1066. mit einer ungemeinen Pracht aufbauete: ließ er von Constantinopel Künstler kommen, welche die Musivische Arbeit, und die Kunst, Fußböden mit vielfältigem Marmor zu täfeln, verstanden; (ars musiaria et quadrataria,) und damit diese über fünfhundert Jahre lang in Italien vernachläßigten Künste nicht ferner untergehen möchten, veranstaltete er, daß viele Knechte des Klosters dieselben lernen mußten. Die Französischen Benediktiner folgern daraus, (l. c.) daß die bildenden Künste überhaupt während so vieler Jahrhunderte eben sowohl in Italien, als in Frankreich, in Verfall gerathen wären. Hr. Jagemann aber behauptet, (Gesch. der freyen Künste und Wissenschaften in Italien, Dritten Bandes Erster Theil, S. 248. fg.) daß der Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, der dieses sagt, (Leo Marsicanus, zulezt Cardinalbischof von Ostia,) nur die beiden ausdrücklich genannten Künste, nicht aber auch die übrigen, gemeint habe; indem ja Italien in den nächstfolgenden Jahrhunderten gar nicht arm an Mahlern, Bildhauern, und Baumeistern, selbst an

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Künstlern in einer gewissen Gattung des **Musivischen**, gewesen sey. Es scheint jedoch immer das Verhältniß übrig zu bleiben, daß die Italiäner für die andern Abendländer in allen diesen Künsten eben das vorgestellt haben, was die Griechen in Ansehung ihrer waren. Einer der scharfsichtigsten Männer unserer Zeiten (Lessing vom Alter der Oelmahlerey, Braunschweig, 1774. 8.) glaubte in diesen Jahrhunderten am **Theophilus Presbyter** sogar den Erfinder dieser Art zu mahlen entdeckt zu haben, deren Ursprung gewöhnlich weit jünger angegeben wird.

Ueber keine aber von allen Künsten wurde in diesem Zeitalter so viel geschrieben, als über **die Musik**; sie gewann auch eine merkwürdige Erleichterung, die man als eine Art von Reformation ansehen konnte. Genau verbunden mit dem öffentlichen Gottesdienste, und zu den besondern Uebungen der Mönche und Canonicorum nothwendig, hatte sie zwar schon längst einen gewissen Grad von Wichtigkeit; aber die Einführung des Römischen Kirchengesangs durch **Karln den Großen** in seinem Reiche, deren anderswo (Th. XX. S. 154. fg.) gedacht worden ist, scheint noch mehr Nacheiferung für die Tonkunst überhaupt hervorgebracht zu haben. Diese veränderte sich nicht mit jenem im Fränkischen Reiche. Aber ihre Hochschätzung stieg; man fieng an, sie die erste unter allen Künsten zu nennen; Gelehrte glaubte man dadurch zu ehren, wenn man sie als Kenner derselben darstellte; sie wurde auf allen Schulen, auch von Männern, wie **Gerbert** und **Abbo** waren, gelehrt; vom **Hucbald**, ihrem Zeitgenossen, einem Mönche des Klosters St. **Amand**, der sogar Erfinder für dieselbe war. Ein anderer Mönch zu **Reome**, oder **Moutier St. Jean**, im neunten Jahrhunderte, **Aurelianus**, schrieb ein Buch über die Musik, von welchem **Martene** und

Du-

Dürand (Collect. ampliss. monum. vett. T. I. pag. 123–125.) nur eine Probe haben abdrucken lassen; aus welchem aber gute Kenntnisse hervorblicken. Er bringt unter andern sehr darauf, daß man den Tonkünstler eben so genau vom Sänger unterscheiden müsse, als die Vernunft von einer körperlichen Kunst. In eben demselben Jahrhunderte war ein Schüler Rabans, Johann, Mönch zu Fulda, der erste, der den künstlichen Gesang bey den Deutschen harmonisch einrichtete. Andere können übergangen werden; aber nicht Guido von Arezzo. Dieser Mönch zu Pomposa, in der Nähe von Ravenna, lehrte daselbst die Musik, nach der von ihm um das Jahr 1026. erfundenen Methode, mit so glücklichem Fortgang, daß er dem Neide und der Verfolgung seiner Mitbrüder nicht entgehen konnte. Er verließ also sein Kloster, um den Clerus einiger Kirchen im Gesange zu unterrichten. De Papst Johann der Neunzehnte, auch der Zwanzigste genannt, der von seiner neuen Kunst gehört hatte, rief ihn deswegen zu sich, und machte selbst die Probe davon, indem er nach derselben sogleich einen Vers singen lernte. Guido sollte sie auch dem Römischen Clerus beybringen; er verließ aber Rom um einer Krankheit Willen, und scheint in sein Kloster, wo er einen günstigern Abt bekommen hatte, gestorben zu seyn. Seine Erfindung trug er in einer Schrift: Micrologus, sive Libri duo de Musica, vor, wovon das erste Buch prosaisch, das zweyte in zweyerley Versarten abgefaßt ist. Obgleich bisher nur Auszüge daraus mitgetheilt worden sind; so kennt man doch dieselbe genugsam; auch Sigbert von Gemblours hat sie bereits beschrieben. (Chronograph. ad a. 1028. p. 831. T. I. Scriptt. Rer. Germ. Pistorii.) Er führte ein System von zwey und zwanzig diatonischen Tönen ein, und theilte es in sieben Hexachorde, oder Leitern von sechs auf einan-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

der folgenden Tönen, ab, denen er die Anfangssylben der ersten sechs Zeilen eines damals gebräuchlichen Lobgesangs auf den heil. Johannes (ut re mi fa sol la) unterlegte; so daß mi fa allezeit unter dem halben Tone, der sich in jedem dieser Hexachorde von der dritten zur vierten Stufe befindet, zu stehen kam. Durch diese Methode, welche man davon die Solmisation genannt hat, und deren Entwickelung bey andern Schriftstellern zu suchen ist, wurde die Erlernung des richtigen Gesangs sehr erleichtert. In spätern Zeiten aber, als die Musik neue Erweiterungen erhielt, ist dieselbe, wegen der bey ihr sich häuffenden Schwierigkeiten, größtentheils verlassen worden. (Sulzers Allgemeine Theorie der schönen Künste, Zweyter Theil, Art. Solfeggiren, Solmisiren, Solmisation, S. 682. fg. Leipzig, 1775. 8. Martin. Gerbert. de cantu et musica sacra, Tom. II. p. 42. sq. 67. sq. Hist. litt. de la France, T. V. p. 98. sq. T. VI. p. 71. sq. T. VII. p. 143. sq. Jagemann l. c. S. 161. fg.)

Was aber eigentlich in der Geschichte der Künste und Wissenschaften bey jeder Nation die erste Stelle einnehmen sollte, der Zustand ihrer gemeinen und schriftstellerischen Sprachen, ihrer Beredtsamkeit und Dichtkunst, weil derselbe ein sicheres Merkmal ihres Geschmacks und Witzes, der einheimisch, möglichst fruchtbaren Bearbeitung ihrer Geistesgaben abgiebt; das gehört auch hier nur in die letzte Stelle. Keine der abendländischen Nationen hatte noch eine gebildete, zum Dienste der feinen Künste und der Gelehrsamkeit tüchtige Sprache. Selten machten sie von den ihrigen einen solchen Versuch: und auch dieser blieb tief unter demjenigen stehen, was Griechen und Römer, selbst Hebräer und Araber, durch den Anbau ihrer Sprachen geleistet hatten. Ihre unzähligen Schriftsteller drückten sich in einer fremden, gelehrt und geist-

lich

lich seyn sollenden Sprache meistentheils schlecht aus. Die Griechen aber, welche bloß in der ihrigen schrieben, erreichten ihre berühmten Vorfahren darinne bey weitem nicht.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Lateinisch also schrieben nicht nur fast alle Gelehrte oder Cleriker dieser Jahrhunderte; sondern im Anfange dieses Zeitraums wurde auch eben diese Sprache noch von vielen aus den niedern Volksclassen in Ländern der ehemaligen Römischen Botmäßigkeit verstanden. Aber mit dem neunten Jahrhunderte hörte dieses auf. Im zehnten gab es schon Bischöfe genug, denen das Latein fremd war: und daß **Aymon**, Bischof von **Verdun**, seine Anrede an die Synode zu **Mouson** im Jahr 995. im **Gallischen**, das heißt, in dem immer mehr aufwachsenden **Französischen**, gehalten hat, (gallice concionatus est, Concil. Mosomens. apud Harduin. Tom. VI. P. I. p. 734.) kam wohl nicht bloß von der Anwesenheit einiger vornehmen Laien her; sondern von der wenigen Uebung der Bischöfe, unter welchen auch Deutsche waren, im Lateinischen. Um es als Büchersprache benützen zu können, sorgte man desto mehr. Seit dem neunten Jahrhunderte wurden über dieselbe **grammatische** Schriften, **Glossarien** und **Lexica** in ziemlicher Anzahl verfertigt. **Rabanus Maurus** machte einen Auszug aus der Sprachlehre des **Priscianus**; (Opp. T. I. p. 28. sq.) seine Erklärungen lateinischer Wörter, welche die Theile des menschlichen Körpers bezeichnen, durch Fränkischdeutsche, (Glossae latino-barbaricae de partibus humani corporis, p. 66. sq. in Goldasti Rer. Alamannic. Scriptt. T. II. Francof. et Lips. 1730. fol.) sind auch für unsere Sprache brauchbar; und sein kleiner Aufsatz allgemeinern Inhalts, (de inventione linguarum, ab hebraea usque ad theodiscam, et notis antiquis, (ibid. p. 68–70.) erstreckt sich bis auf

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Abkürzungszeichen und Monogrammen. Iso, ein berühmter Mönch zu St. Gallen, auch im neunten Jahrhunderte, der als Vorsteher der dortigen Schule, sich vorzüglich den Beynahmen eines Lehrers, (Magister) erwarb, scheint Verfasser des Lateinischen Lexicons zu seyn, welches unter dem Nahmen seines Schülers, des Bischofs von Costnitz, Salomo, noch in Handschriften vorhanden ist. (Fabricii Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. IV. p. 193. ed. Patav.) Unter vielen andern Verfassern solcher Wörterbücher, auch über die lateinische Bibelübersezung, Werke des Fleisses, aber einer sehr mäßigen Gelehrsamkeit, verdient wenigstens Papias, ein Lombarde um die Mitte des eilften Jahrhunderts, angeführt zu werden, dessen Elementarius, sonst auch Vocabulista oder Lexicon catholicum genannt, von ihm zum Gebrauch seiner Söhne aufgesezt, zwar manche schlechte Stellen hat, aber auch einiges enthält, was man anderswo nicht findet, und im funfzehnten Jahrhunderte einigemal gedruckt worden ist. (Fabricii Biblioth. Lat. Tom. III. p. 404. sq. ed. Ern.)

Unzählige aber verfertigten in diesem Zeitalter sogenannte Lateinische Gedichte; ihre Menge war nur darum so groß, weil fast niemand mehr wußte, was Dichtkunst sey. Man scandirte, obgleich auch nicht immer richtig; man versificirte, halb im Römischen, halb und noch mehr im Kirchenlatein, Gegenstände der Bibel und der Religion, Heiligenlegenden, Geschichten der Bißthümer und Klöster, Lebensbeschreibungen berühmter Männer, Kirchenlieder, Staats- und Kriegsbegebenheiten, und vieles andere mehr. Alles dieses, auf eine erträgliche Art zusammengesezt, schien so leicht zu seyn, und machte auch mehr Vergnügen, als die holperichte Prose dieser Zeiten. Dazu kam, daß man sich jezt besonders in Leoninischen, oder in

der

der Mitte und am Ende sich mit einander reimenden Versen, gefiel; ein so angenehmes Geklingel reizte sehr viele, ihre Kräfte darinne zu versuchen. Vermeinte poetische Kunststücke wurden auch gezimmert. Keines bewunderte man mehr, und auf keines mag sich auch sein Verfasser mehr eingebildet haben, als Rabans Buch de mysterio (oder de laudibus) S. Crucis. Opp. T. I. p. 273. sq.) Es sind acht und zwanzig geheimnißvolle Bilder, mit Versen angefüllt, und von einer prosaischen Auslegung begleitet: sinnreich, wenn man will, und mühsam; aber auch höchst gezwungen. Noch in den neuern Zeiten hat man dieses Werk mit Lobsprüchen überhäuft; unter andern hat es auch Marcus Welser zu Augsburg, im Jahr 1605. besonders herausgegeben. Milo, ein Mönch zu St. Amand, wo er im Jahr 872. starb, sehr fertig im Versificiren, und in einzelen Stellen nicht unglücklich, wie sein vom Oudin ans Licht gezogenes Gedicht beweiset, (Conflictus veris et hiemis, Commentar. de Scriptt. Eccl. antiq. T. II. pag. 326. sq.) schrieb auch ein solches Kunststück zur Ehre des heil. Kreuzes, in Gestalt einer Kugel zusammen, das seine Klosterbibliothek vor einiger Zeit noch aufbehielt. (Hist. litt. de la Fr. T. V. p. 415.) Die Wuth der lateinischen Versmacherey war so groß, daß man sogar am Ende einer Urkunde vom Jahr 835. drey Hexameter findet, durch welche ein gewisser Rotmar der Nachwelt die Versicherung gab, daß er diese Urkunde geschrieben habe. (ib. T. IV. p. 275. 276.) Ein Verzeichniß also von den lateinischen Dichtern dieser Jahrhunderte mitzutheilen, würde, wenn es gleich beynahe lauter kirchliche Schriftsteller waren, von sehr geringem Nutzen seyn. Ziemlich vollständig ist dasjenige, welches Polykarp Leyser in seinem bekannten Werke, (Historia poetarum et poematum medii aevi, pag.

3. n. C. G. 814 bis 1078.

214–355.) eingerückt hat. Ausser den Lebensumständen der Verfasser, giebt er auch ihre einzelen Gedichte an; bringt die Anfangsverse derselben, zuweilen auch größere Proben daraus, bey; einige hat er auch zuerst aus der Handschrift bekannt gemacht. Nur zeigt er das Eigenthümliche eines jeden Dichters nicht, so weit es der Mühe werth war; daher lehrt er auch nicht die vorzüglichern von dem großen Schwarme unterscheiden.

Denn allerdings giebt es einige unter ihnen, die entweder durch eine fließende Versification und reinern Ausdruck; oder durch eine kleine poetische Anlage und nicht zu verachtenden Witz hervorragen; manche sind auch von andern Seiten merkwürdig. So verdient **Theodulf** etwas ausgezeichnet zu werden. Er scheint in Italien von einem Gothischen Geschlechte abgestammt zu seyn. **Karl der Große** zog ihn um das Jahr 781. in sein Reich, und ertheilte ihm bald darauf die Abtey **Fleury**, nebst dem Bißthum **Orleans**. Er war würdig, beyde zu besitzen: denn nicht leicht arbeitete damals, ausser **Alcuin** und **Karln** selbst, unter den Franken ein Mann von Ansehen so eifrig an der Reformation des Clerus, als er. Seine Vorschriften an die ihm untergebenen Pfarrer (Capitula ad Presbyteros parochiae suae, p. 665. sq. in Sirmondi Opp. T. II. ed. Venet.) legen ein Zeugniß davon ab; Proben daraus, wie überhaupt von seiner aufgeklärten Denkungsart, sind schon in der Geschichte des vorhergehenden Zeitraums angeführt worden. (Th. XIX. S. 57. Th. XX. S. 182. fg.) Man sieht ihn auch als den besten Dichter seines Jahrhunderts an: und in der That sind seine Verse seinen prosaischen Aufsätzen vorzuziehen. Die Leichtigkeit, mit welcher sie ihm gelingen; viele feine Gedanken, nützliche Lehren und an-

anmuthige Bilder sind das Eigene derselben; wenn ihn gleich der Dichtergeist selbst nur selten angehaucht hat. Diese Gedichte, meistentheils in Elegieen abgefaßt, hat **Sirmond** (l. c. p. 737–884.) am brauchbarsten herausgegeben. In den sechs Büchern, aus welchen sie bestehen, herrscht auch viele Mannichfaltigkeit. So enthält das erste Buch eine lange Ermahnung an die Richter, ihre Pflicht zu thun, voll treffender und starker Stellen. Im zweyten Buche findet man unter andern den berühmten Gesang, dessen zwölf erste Verse noch am Sonntage Palmarum in der Römischen Kirche, bey der Palmenprocession angestimmt werden: Gloria, laus et honor tibi sit, Rex, Christe, Redemtor. Das erste Gedicht des dritten Buchs besingt die Bezwingung und Bekehrung der **Avaren** durch **Karln den Großen**. Von den übrigen mag das kleine Gedicht wider die Wallfahrten (L. V. c. 4. p. 855.) die Denkungsart und Dichterfähigkeit des Verfassers schildern: Non tantum isse iuvat Romam, bene vivere quantum, Vel Romae, vel ubi vita agitur hominis. Non via credo pedum, sed morum ducit ad astra; Quis quid ubique gerit, spectat ab arce Deus. **Theodulf**, der bey **Karln** sehr viel gegolten hatte, erhielt sich auch in gleicher Gewogenheit bey dessen Sohne **Ludwig dem Frommen**, bis zum Jahr 818. Da wurde er beschuldigt, an der Empörung **Bernhards**, Königs von Italien, und Brudersssohns des Kaisers, Antheil genommen zu haben. Er leugnete dieses zwar stets; verlor aber doch sein Bißthum, nebst seinen übrigen Gütern, und wurde in ein Kloster zu **Angers** verwiesen. Im Jahr 821. ward er loß gesprochen, und bekam alles wieder; allein der Tod nahm es ihm in eben demselben Jahre von neuem. Seine Lebensumstände und Schriften haben die Französischen Benediktiner (Hist. litt. de la Fran-

J. n. C. G. 814 bis 1075.

J. n. C. G. 814 bis 1023.

France, T. IV. pag. 459–474.) am sorgfältigsten beschrieben.

Ein anderer lateinischer Dichter, der hier auch nicht vergessen werden darf, ist **Walafried**, mit dem Beynahmen **Strabo** oder **Strabus**, (der Schielende,) Abt des Klosters **Reichenau**, seit dem Jahr 842. wo er aber schon im Jahr 849. wenig über vierzig Jahr alt, starb. Die erstgedachten Gelehrten haben ihm ebenfals ein würdiges Denkmal gesezt. (l. c. T. V. p. 59–76.) Er war allerdings einer der gelehrtesten Männer des neunten Jahrhunderts, mit den alten Römern wohl bekannt; auch im Griechischen nicht unerfahren. Die Klosterschule zu **Reichenau**, der er anfänglich vorstand, brachte er in große Aufnahme. Seine Arbeiten über die heil. Schrift, und sein Buch von den Kirchencärimonien, können erst an einem andern Orte beschrieben werden. Ueberhaupt schrieb er im Lateinischen besser, als die meisten seiner Zeitgenossen; seine mehresten Schriften aber bestehen aus Gedichten, welche beym **Canisius** (Lect. antiq. T. II. P. II. p. 184–274. ed. Basn.) am vollständigsten gesammelt sind. Wenige derselben erheben sich zu einer gewissen Größe; die längsten sind dem Andenken von Heiligen gewiedmet. Besonders ist das größte von allen eine Beschreibung des berühmten Gesichts, welches dem Mönche **Wettin** zu **Reichenau** wiederfahren seyn sollte, und welches **Hetto**, Bischof von **Basel**, bald nach seinem im Jahr 824. erfolgten Tode, schon prosaisch aufgezeichnet hatte. (l. c. p. 205–220.) Ohngeachtet der fabelhaften Grundlage, machen doch die lebhaften Schilderungen der Sitten jener Zeit, und andere historische Züge, dieses Gedicht noch einiger Aufmerksamkeit werth. Dreist hat man mit Recht die Stelle gefunden, worinne der Verfasser **Karln den Großen**, (unter dessen Sohne er schrieb,)

wegen

wegen seiner Unkeuschheit, nach dem Tode bestrafen läßt: Contemplatur item quendam lustrante pupilla, Ausoniae quondam qui regna tenebat et altae Romanae gentis, fixo consistere gressu, Oppositumque animal lacerare virilia stantis, Laetaque per reliquum corpus sue membra carebant. (l. c. p. 212.) Die übrigen dieser Gedichte enthalten Gesänge auf christliche Festtage, auf Apostel und Märtyrer; oft bestehen sie nur aus wenigen Zeilen, und betreffen bald große, bald sehr kleine Gegenstände dieser Zeiten. Aber eines muß man von allen andern ausnehmen: den kleinen Garten Walafrieds. (Hortulus, ad Grimaldum, coenobii S. Galli Abbatem, p. 266–274.) In den übrigen ist eine gewisse Ungleichheit sichtbar; bisweilen auch Dunkelheit und Härte; dieses ist das ausgearbeiteteste, das er hinterlassen hat. Er hatte ein Gärtchen angebauet, und beschreibt hier so artig und geschickt die Pflanzen, Blumen und Gewächse, welche er darinne gezogen hatte, wie Salbey, Raute, Mohn, Kürbis, Melonen, Fenchel, Wermuth, Minze, Betonienkraut, Lilien, Rosen, und dergleichen mehr, nach ihren Eigenschaften, Nutzen, auch medicinischem Gebrauche, daß man dieses Gedicht mit Vergnügen liest.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Im zehnten Jahrhunderte war Luitprand, dessen in seinen Geschichtbüchern eingestreueten Gedichte bereits oben S. 168.) bemerkt worden sind, ein noch witzigerer Nachahmer der Alten; er läßt darinne zuweilen auch seiner Satyre freyen Lauf. — Allein die Nonne Roswitha, die auch schon unter den Geschichtschreibern dieser Zeiten vorgekommen ist, kann selbst in einem vorzüglichern Verstande eine Dichterinn heissen. Nicht wegen der gereimten Hexameter, in welchen sie die Regierungsgeschichte Otto des Ersten, ingleichen einige Heiligen- und Märtyrergeschichten, besungen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

gen hat; sondern als die Verfasserinn der ersten dramatischen Gedichte in Deutschland. Unzufrieden darüber, daß die Lustspiele des Terentius so häufig gelesen, und daraus manche freyere und wollüstige Vorstellungen begierig eingesogen wurden: entschloß sie sich, in einer Nachahmung derselben vielmehr die Tugend des christlichen Frauenzimmers siegen zu lassen. Sie schrieb also sechs Lustspiele; Gallicanus, Dulcicius, Callimachus, Abraham, Paphnutius, Fides et Spes, die man, nebst ihren übrigen Schriften, am besten in Heinr. Leonh. Schurzfleischens Ausgabe, (zu Wittenberg, 1707. 4.) gesammelt und erläutert findet. Freylich sind es keine eigentlichen Lustspiele; es sind in Handlung gebrachte Geschichten, die man auch Trauerspiele, oder nur dialogisirte Erzählungen nennen könnte. Die Liebe wird in diesen Schauspielen von der Religion überwunden; die Bekehrung der Heyden zum Christenthum, oder der Christen zu einem gottseeligen Leben; ja sogar der Märtyrertod, machen die Entwickelung derselben aus. Aber als die ersten Versuche dieser Art, denen es an Erfindungskraft, Witz, gelehrten Kenntnissen und angenehmer Schreibart nicht fehlt; auch alles dieses von einer Nonne, und aus einem solchen Jahrhunderte, bleiben sie immer schätzbar. — Zu diesen allen kann man noch einen grammatischen Dichter in England aus dem eilften Jahrhunderte, Johann von Garlandia, oder Garlandius, sezen. Er hat zwar mancherley Gedichte geschrieben, die noch fast alle in Handschriften verborgen sind, wie Fabricius zeigt: (Biblioth. Lat. med. et inf. aevi, T. III. p. 18. sq.) aber insonderheit einige über die Orthographie, den Accent, ein Opus aequivocorum, und ein Opus synonymorum. Dieses leztere hat Leyser (l. c. p. 312–339.) aus einer Wolfenbüttelischen Handschrift ans Licht gestellt:

und

und einiger Werth für Sprache und Wörterbücher kann ihm nicht abgesprochen werden.

J. n. C. G. 814 bis 1071.

So viel, im Grunde unendlich mehr, als hier angezeigt werden kann, wurde in der lateinischen Sprache versificirt; eine und die andere **Volkssprache** wandte man doch auch nunmehr zu einem ähnlichen Gebrauche an. Was im vorhergehenden Zeitraum, wie in dessen Geschichte gezeigt worden ist, (Th. XIX. S. 113. fg.) nur erst einigen Anfang genommen hatte, die Ausbildung des **Französischen** aus der verstümmelten und ausgearteten lateinischen Sprache, die man das **Bauernlatein** oder die **Romanische** Mundart (Lingua Romana Rustica, le Roman, le Romancier, la Langue Romance, und so weiter,) nannte, das hatte im gegenwärtigen schon einen sichtbarern und schnellern Fortgang. Seit dem neunten Jahrhunderte mußte das alte Latein dem **Romanischen** im täglichen Umgange unter den Westfranken, oder nachmaligen Franzosen, weichen. Ob sie gleich eine deutsche Sprache in dieses Land mitgebracht hatten; so war doch seit so vielen Jahrhunderten unter Galliern und Römern daselbst die lateinische Grundlage des **Romanischen** so allgemein festgesezt; nach und nach auch beym Gottesdienste, in Abfassung von Gesezen und Urkunden, so herrschend geworden, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die Ueberwinder auch hierinne, wie in andern Dingen, sich allmählich nach den Ueberwundenen richteten. Daß jedoch auch Deutsche, Normännische, und andere ausländische Wörter in dieses sich verschlimmernde Latein eingedrungen sind; beweiset noch der Plaz, den sie im Französischen einnehmen. Unterdessen schrieb man doch erst seit dem zehnten Jahrhunderte jene erdichtete Erzählungen von kriegerischen und verliebten Abentheuern im Roma-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

nischen, die davon den Nahmen der Romane erhalten haben. Im eilften Jahrhunderte wurden auch andere Schriften und Uebersezungen aus der lateinischen Sprache in dieser abgefaßt. Die Gedichte oder gereimten Erzählungen und Volkslieder in derselben vervielfältigten sich. Nun kamen auch jene Provencalischen Dichter, die unter dem Nahmen der Troubadours oder Trouverres (Finder oder Erfinder, einem recht angemessenem Nahmen für Dichter,) so berühmt geworden sind; obgleich der älteste, den man genauer kennt, ein Graf von Poitiers, und Herzog von Aquitanien, erst am Ende des eilften Jahrhunderts lebte. Sie hatten zwar von der Provence die Benennung; aber in Languedoc, Dauphinee, und Aquitaine wurde diese Romanische Poesie noch viel eifriger bearbeitet. Ihre Sprache, gleichsam das Französische in seiner Kindheit, war rauh, und blieb es auch noch viele Jahrhunderte; sehr mittelmäßig waren auch ihre dichterischen Gaben, und an feinerem Geschmack mangelte es ihnen fast gänzlich; gleichwohl bewunderte man sie, weil sie Denkungsart, Sitten und Lieblingsneigungen ihres Zeitalters nur zu lebhaft mahlten. Diese Sprache gieng im eilften Jahrhunderte mit den Normännischen Eroberern von England auch in diese Insel hinüber, und verdrängte daselbst das Angelsächsische im öffentlichfeyerlichen Gebrauche auf geraume Zeit. Andere Normänner führten sie im untern Italien und in Sicilien ein; es ist nicht unwahrscheinlich, daß die dortigen Dichter, gemeinschaftlich die Sicilianischen genannte, durch die Romanischen erweckt worden sind; ob sie gleich in ihrer gemeinen Sprache, der Italiänischen, die sich auch erst recht aus den Trümmern der lateinischen erhob, dichteten. Selbst in Spanien, wo sich die vornehmste einheimische Mundart, die Castilianische

lianische, auf gleiche Art bildete, wurde doch das Provencalische, das man auch das Limosinische nannte, in mehrern Provinzen eine übliche Sprache. (Hist. litt. de la France, T. VI. p. 54. sq. T. VII. p. 128. sq. Histoire litteraire des Troubadours, à Paris, 1774. 3 Voll. 12. Jagemanns Versuch über den Ursprung der Italiänischen Sprache, (S. XIII. fg. l. c.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Freyer im Gebrauche ihrer ursprünglichen Sprache, und nicht wie alle die eben angeführten Nationen, durch Römische oder andere Ueberwinder genöthigt, eine fremde Sprache, noch dazu in ihrer ganzen Verunstaltung anzunehmen, waren die Ostfranken des ausschließenden Nahmens der Deutschen desto würdiger. So ungeschliffen noch auch ihre Sprache, oder vielmehr die verschiedenen Mundarten derselben waren; so macht es doch Vergnügen, in der ältesten Urkunde derselben, vom Jahr 842. die Fränkische Mundart neben dem Bauernlatein der Westfranken zu sehen. In beiden zugleich ist die Formel des Bundes aufgesezt, welchen die beiden Brüder und Söhne Ludwigs des Frommen, Ludwig, (nachmals der Deutsche, oder Stifter des Deutschen Reichs,) und Karl (der Kahle genannt, Stifter des Westfränkischen Reichs,) einander bey Straßburg zuschworen. (apud Duchesn. T. II. p. 381. sq. et in Schilteri Scriptt. Rer. Germ. p. 113. sq.) Jeder bediente sich dabey der in seines Bruders Reiche gewöhnlichen Sprache, um von dessen Kriegsheere verstanden zu werden: so geläufig waren sie ihnen beide. Ludwig schwor also in dem lauderwelschen oder Romanischem latein: Pro Don amur, et pro Christian poblo et nostro commun salvament, u. s. w. und Karl dagegen im Fränkischen: In Godes Minna, ind durch tes Christianes folches, ind unser bedhero Gehaltnißi, u. s. w.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Freher, der am angeführten Orte diese Urkunde sehr wohl erläutert hat, zeigt unter andern, wie sehr die Franzosen schuldig sind, die Deutsche Sprache, als ihre erste Muttersprache, zu achten, und Deutschland als ihr Ilium zu ehren.

Aber, was noch merkwürdiger ist, zu einer Zeit, da der Clerus in den Abendländern nur das Latein als eine gelehrte und Büchersprache angesehen wissen wollte, versuchte es ein patriotischer Deutscher Mönch und Priester Otfried, der Deutschen eben diesen Rang zu verschaffen; und munterte seine Mitbürger zu ihrer Verfeinerung auf. Er trat zeitig in das Kloster Weissenburg im Elsaß; Rabans Ruf aber bewog ihn, sich gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts, eine Zeit lang in dessen Unterricht nach Fulda zu begeben. Nach seiner Zurückkunft wurde er Vorsteher der Schule seines Klosters. In diesem Amte that er sich durch mannichfaltige Gelehrsamkeit, sehr nüzlichen Unterricht und Schriften, zwischen den Jahren 840 und 870. hervor. Trithemius, der nach seiner Art glaubwürdige und unrichtige Nachrichten von ihm unter einander gemischt hat, (de Script. Eccles. c. 290. p. 76. ed. Fabric. et Chron. Hirsaug. T. I. ad a. 843. p. 19. ad a. 863. p. 28. sq.) versichert, daß er, nach dem Beyspiel Karls des Grossen, die Barbarey der Deutschen Sprache auf grammatikalische Regeln zurück zu führen gesucht, und solches auch zum Theil würklich geleistet habe; daher könnten aber auch seine Schriften, selbst von Kennern dieser Sprache, nicht wohl verstanden werden. An Statt dieses Urtheils, das selbst etwas unverständlich ist, (wenn man es nicht aus den Veränderungen erklären will, welche die deutsche Sprache vom neunten bis zum sechszehnten Jahrhunderte hin, erlitten hat,) muß

man

man lieber Otfrieden selbst hören. Er hat die Geschichte der vier Evangelisten, auf eine ihm eigene Art, in Versen oder Reimen der Fränkischen Mundart (in Frenkisga zungun) beschrieben. Die erste Zuschrift dieses Werks hat er in gleichen Versen an den König Ludwig den Deutschen, oder, wie er ihn nennt, Ludwig den Wackern, voll Weisheit, der ganz Ostfranken so regiert, wie es einem Fränkischen Könige geziemt, (Ludwig ther snello, Thes uuisdames follo, Er ostarrichi rihtit al, So Franckono Kuning sca,) gerichtet, und mit Lobsprüchen desselben, wie auch mit Wünschen für ihn, angefüllt. In der zweyten Zuschrift an den Erzbischof von Mainz, Luitbert, welche in erträglicher lateinischer Prose abgefaßt ist, meldet er demselben, daß ihn einige angesehene Männer, die sich an den unzüchtigen Liedern in der Landessprache ärgerten, und besonders eine ehrwürdige Frau, Judith, gebeten hätten, einen Theil der Evangelien für sie Deutsch (Theotisce) aufzusezen, um durch das Absingen davon, jenen weltlichen Gesängen auszuweichen; sie hätten auch darüber geklagt, daß, da die alten Römer die Thaten ihrer Vorfahren besungen, auch christliche Dichter in lateinischer Sprache die Reden und Wunder Christi gepriesen hätten, gleichwohl die Deutschen zu solchen Arbeiten zu träge geblieben wären. Er habe daher einen Theil der Evangelien Fränkisch (Francisce) zusammengesezt, bisweilen auch geistliche und sittliche Worte eingemischt, und sey zwischen jenen vier Geschichtschreibern in der Mitte einher gegangen; so daß er aus jedem das Merkwürdigste zu einer zusammenhängenden Geschichte Christi gezogen habe. Die Ursache, warum er daraus fünf Bücher gemacht habe, sey diese, weil die heilige vierfache Gleichheit der Evangelisten, die Ungleichheit unserer fünf Sinne ziere, und zum Himm-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814. bis 1273.

lischen erhebe. Darauf hält er sich lange bey der Barbarey der deutschen Sprache auf, die sich gar nicht unter die Zucht von Regeln bringen lasse, ingleichen bey den Schwierigkeiten in derselben zu schreiben, und alles gehörig auszudrucken. Sie werde freylich, sezt er hinzu, vor bäurisch gehalten, weil noch niemand darinne geschrieben, noch sie mit einiger Kunst bearbeitet habe; da man hingegen, wunderbar genug, in fremden Sprachen den geringsten Fehler vermeide; aber es sey doch billig, daß auch in derselben der Schöpfer gelobt werde. In einer dritten Zuschrift an den Bischof von Costniz, Salomo, welche, gleich der ersten aus akrostichischen Fränkischen Versen besteht, kommen Danksagungen und Wünsche an diesen seinen Lehrer vor. Noch im ersten Capitel des ersten Buchs erklärt sich der Verfasser ausführlich darüber, warum er dieses Werk in deutscher Sprache geschrieben habe. Griechen und Römer, sagt er, haben so viele schöne Gedichte hinterlassen; auch die Bibel in ihren Sprachen so geschickt erklärt; warum sollen die Franken allein dieses vernachläßigen? Ihre Sprache schickt sich ebensals dazu; sie geben jenen Nationen an Tapferkeit nichts nach; ihr Land ist fruchtbar, auch reich an allerley Metallen; sie besitzen Fähigkeiten zu mancherley Gutem; thun alles mit Gott, und lieben sein Wort. Desto mehr hat er sich entschlossen, Christi Lob in ihrer Sprache zu singen. Sein rühmlicher Eifer ist in der That das Beste, was man zu seiner Ehre sagen kann. Er hat, mit Hülfe der lateinischen Uebersezung von den vier Evangelien, so viel daraus genommen, als ihm gut dünkte, und es nach Augustins und Gregors des Großen Anleitung theils etwas weitschweifig paraphrasirt, theils geistlich und moralisch gedeutet. Auch bringt er manchmal sonderbare Ergänzungen der Geschichte bey; wie wenn der Engel Gabriel die Jungfrau Maria

in

in der einen Hand den Psalter haltend, mit der andern seine Fäden wirkend, antrifft. (L. I. c. 5. v. 17. sq.) Das ganze Werk endigt sich mit einer Abschilderung des jüngsten Gerichts und des himmlischen Reichs, auch einer vierten Zuschrift an zween Mönche zu St. Gallen. Matthias Flacius gab es zuerst mit einer Lateinischen und Deutschen Vorrede zu Basel, 1571. 8., aber mangelhaft, heraus. Nachher ist es von Johann Schiltern mit einer Lateinischen Uebersezung, (die aber nicht, wie die Französischen Benediktiner in ihrer sonst guten Nachricht vom Otfried behaupten, Hist. litt. de la France, T. V. pag. 372. eben so gereimt ist, wie die Urschrift,) Anmerkungen und einer Vorrede zum Drucke bereitet; doch erst lange nach seinem Tode durch seinen würdigen Schüler, Johann Georg Scherz, genau mit Handschriften verglichen, und noch mehr erläutert, in eine schätzbare Sammlung (Ioh. Schilteri Thesaurus Antiquitt. Teutonicar. ecclesiast. civil. litterariar. T. I. p. 1—400. Ulmae, 1726. fol.) eingerückt worden. Da der größere Werth dieses Buchs auf den Sprachalterthümern beruht: so wäre es zu wünschen, daß Dieterichs von Stade angefangene, sehr sorgfältige Bearbeitung desselben vollendet, oder auch nur der fertige Theil davon gedruckt worden wäre.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Otfried scheint also der erste gewesen zu seyn, der einen solchen Versuch über die Bibel in Deutscher Sprache machte. Indessen findet sich doch eine alte Nachricht, (de translatione divinorum librorum in theudiscam linguam, iussu Ludovici Pii facta, in Duchesn. Scriptt. Hist. Franc. T. II. p. 326.) durch welche dieser Ruhm streitig wird. Nach derselben trug es Ludwig der Fromme einem Sachsen, (vermuthlich Sächsischem Priester) der bey seiner Nation den Ruf eines geschickten Dichters (non ignobilis vates)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

hatte, auf, von der ganzen heiligen Schrift eine poetische Uebersezung in seiner Landessprache zu verfertigen, damit auch Ungelehrte dieselbe lesen könnten. Er vollzog auch diesen Befehl in einem ganz artigen Ausdrucke (satis faceta eloquentia) dergestalt, daß er die vorzüglichsten biblischen Geschichten von der Schöpfung an, bis zum Ende der Bibel, poetisch beschrieb; manches mystisch deutete, und das ganze Werk in gewisse Leseabschnitte theilte. Freylich ist die Muthmaaßung der Französischen Benediktiner (l. c. pag. 369.) nicht wahrscheinlich, daß in dieser Nachricht Otfried mit dem Sächsischen Dichter vermischt, und aus Ludwigs Sohn oder Nachfolger er selbst gemacht worden sey; auch hat sie bereits Joh. Frick (Praef. gener. ad T. I. Thesauri Schilt. p. VIII.) verworfen. Ein Umstand macht gleichwohl jene Nachricht etwas verdächtig: dieser, daß alle Unterthanen Ludwigs des Frommen ein in der Sächsischen Mundart geschriebenes Buch gebraucht haben sollten; und Otfried wäre doch immer der erste, der im Fränkischen etwas dergleichen über die Bibel geleistet hätte. Denn das Bruchstück einer weit ältern Fränkischen Uebersezung von Isidors zu Hispalis Werk wider die Bosheit der Juden, das noch vorhanden ist, (in Thes. Schilter. T. I. P. II. pag. 1–12.) und einiges über die zweyfache Geburt Christi, auch über die Dreyeinigkeit enthält, kann ihm nicht entgegengestellt werden. Er hatte übrigens, wenn man dem Trithemius trauen darf, (Chron. Hirs. l. c. pag. 29.) auch Deutsche und Lateinische Sinngedichte, ingleichen viele Predigten und Briefe hinterlassen.

Wenigstens kann die paraphrastische, aber prosaische, Uebersezung der Psalmen, die man in den neuesten Zeiten dem Mönche Notker zu St. Gallen, mit dem Beynahmen Labeo, (oder Groß-

lippe)

Lippe) zuschreibt, und die Schilter wieder übersezt und erläutert hat, (Translatio barbarica Psalterii Notkeri tertii, in Schilt. Thes. T. I. P. I. p. 2-157.) nicht jene poetische Uebersezung des gedachten biblischen Buchs seyn, welche Otfried nach dem Trithemius (l. c.) hinterlassen haben soll. Das hat Bernh. Franck, Capitular des Klosters St. Gallen, (Diss. Hist. crit. de auctore theotiscae paraphrasis Psalterii, ap. Schilt. l. c. p. VII. sq.) hinlänglich bewiesen; so wie auch dieses, daß es unter den drey Notkern, die sich im erstgenannten Kloster bekannt gemacht haben, der tritte gewesen sey, der im Jahr 1022. gestorben ist. Der älteste unter denselben, den man wegen seiner stotternden Sprache Balbulus nannte, starb im Jahr 912. Er verbesserte den Kirchengesang nach dem Römischen; schrieb selbst geistliche Lieder, von denen einige beym Canisius (Lect. antiq. T. II. P. III. p. 190. sq.) stehen, und darunter eine besondere Gattung, die er zuerst verfertigt haben soll; (Liber Sequentiarum, in Pezii Thes. Anecdotor. noviss. T. I. P. I. p. 17. sq.) auch noch andere Bücher. Nicht wenige glauben, daß er auch Verfasser der oben (S. 189.) beschriebenen Anekdoten von Karln dem Großen sey, die unter dem Nahmen eines Mönchs von St. Gallen gedruckt worden sind. Er ist endlich unter die Heiligen versezt worden. Der zweyte berühmte Notker dieses Klosters, der um das Jahr 975. gestorben ist, war zugleich Arzt und Mahler, von welchen Kenntnissen man ihm die Beynahmen, überdieß noch den besondern, Piperis granum, wegen seiner ernsten und strengen Gemüthsart, gab; und sezte auch geistliche Lieder auf. Von beiden geben Fabricius (Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. V. p. 143. sq. ed. Pat.) und Franck (l. c. p. XIV.) und besonders von dem ersten die Französischen Benediktiner, (l. c. Tome



J. n. C. G. 814 bis 1075.

VI. p. 134. sq.) brauchbare Nachrichten. Der dritte Notker, von dem hier die Rede ist, hat seiner Umschreibung der Psalmen, deren Sprache von der Otfriedischen, nach Fricks richtigem Urtheil, so sehr verschieden ist, als Luthers Bibelübersezung den sechszig Jahre vor ihm erschienenen, rauhen Uebersezungen derselben, sehr oft noch besondere Erläuterungen beygefügt, in welchen auch nicht selten lateinische Wörter und Redensarten eingestreuet, doch zugleich übersezt sind. Bisweilen bringt er auch zwo lateinische Uebersezungen von Einer Stelle bey, die er gleichfals zweymal übersezt; sie sind aus den verschiedenen Ausgaben und Verbesserungen der alten lateinischen Bibelübersezung gezogen. An zwo Stellen mag man Notkers Methode kennen lernen. Die eine ist Ps. II. v. 7. Dominus dixit ad me: filius meus es tu; ego hodie genui te, id est, sine tempore. (ana zit.) — Min fater chad ze mir, min sun bist tu, hiuto gebar ih tih. Gote ne ist nehein zit praeteritum, (irgangen) noh futurum. (chumftig) Imo ist hiuto, al daz io geschah, alde noh gescehen sol. Pediu ist sin son hiuto geborn. Die andere ist aus Ps. XCVI. v. 8. Tollite hostias, et introite in atria eius. — Nement opher (diu imo gerisen) unde gant mit dien in sina houa. (Choment) mit lacrimis, (trahinin) unde mit corde contrito, (firmulitimo herzin) in sine houa, die ze sinemo hus leitent. Innont iuh ze Apostolis (biscoufin) ze praedicatoribus (andren prediaren) daz sie iuh pringen in sanctam Ecclesiam, diu sin hus ist. Ausserdem hat man auch von Notkern ähnliche Uebersezungen und zum Theil Erläuterungen biblischer Gesänge, des Vater Unser, des Apostolischen und Athanasianischen Glaubensbekenntnisses, welche in die mehrmals angeführte Sammlung (l. c. p. 257–267.) eingerückt worden sind.

Wil-

Willeram, zuweilen auch **Walram** genannt, ist der dritte Deutsche Bibelübersezer in diesem Zeitalter. Weil er eine Zeit lang die Philosophie mit besonderm Ruhm zu Paris gelehrt haben soll: so ist seiner bereits in der Geschichte dieser berühmten Schule (oben S. 146. fg.) gedacht worden. Eben daselbst hat man auch gesehen, wo dieser Deutsche Benediktinermönch sonst gelebt, und daß **Fabricius**, oder vielmehr **Schöttgen**, (in der Fortsezung von dem Werke des erstern,) das **Mersburg**, wo er nach dem **Trithemius** Abt gewesen seyn soll, in Schwaben gesucht hat. Da unterdessen ein weit älterer Schriftsteller als **Trithemius**, (Anonym. Mellic. de Scriptt. Eccles. c. 78. p. 153. in Fabric. Biblioth. Eccl.) ihn zum Abt von **Ebersperg** in Baiern macht; diese Bestimmung auch durch eine Handschrift seines Werks aus dem gedachten Kloster selbst, und fast aus seinen Zeiten bestätigt wird, wie **Freher** (in Ioh. Schilteri Annot. de Willeramo, in Schilt. Thes. T. I. P. I. ante Willer. Paraphr. in Scherzii Praef.) gezeigt hat: so scheinen jene Angaben dadurch völlig berichtigt zu seyn. **Willeram** war sieben und dreyssig Jahre Abt, und starb wahrscheinlich im Jahr 1085. Er schrieb eine **zweyfache Paraphrasis des Hohenliedes Salomons**: die eine in Lateinischen Leoninischen Hexametern; die andere prosaische und Deutsche, mit vielen untermischten Lateinischen Redensarten. In der nicht schlecht lateinisch geschriebenen Vorrede klagt er über den Verfall der Gelehrsamkeit, besonders der biblischen Auslegung; rühmt aber Lanfrancs zu Bec Unterricht in dieser Wissenschaft, die er auch durch seine Arbeit zu befördern gesucht hat, zu welcher er alles aus den Kirchenvätern nahm. Seine lateinischen Verse fließen ziemlich gut; die oft noch ausführlichere Deutsche Umschreibung folgt meistentheils den mystischen Deutungen derselben.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

selben. Den Gang von beiden lehrt eingeschloßen die Stelle C. I. v. 4. Attrahe me post te, me solam nil scio posse. Sic unguentorum currens in odore tuorum, Advoco quos possum comitatum pergere nostrum; In sua quae struxit me Rex cellaria duxit, Significans per spem, quae reddet post mihi per rem. — Zuich mih nah dir, so loufon wir in demo stanke (statt Wohlgeruch) dinero salbon. Ih bekennon min unkraft, uone dannan hilf mir mit dinen genadon so scunt ih andere ze dinemo vuega. Der Kuning leitota mih in sine gegademe. Ih uueiz nu in fide et spe, die gnada die er noh gibet in re. Schilters, Scherzens und anderer Anmerkungen haben auch über diese Schrift, die unter einer besondern Aufschrift in der Schilterischen Sammlung auf 69 Seiten gedruckt worden ist, Licht genug verbreitet. Es giebt in dieser Sammlung noch andere Aufsätze aus dem achten und neunten Jahrhunderte, in mehr als einer deutschen Mundart: hauptsächlich Uebersezungen, und mit den bisher beschriebenen immer nur noch geringfügige Versuche, der Deutschen Sprache Feinheit und geschmeidige Anwendbarkeit auf Wissenschaften und Künste, besonders auf Religionsbegriffe und Andachtsübungen, zu verschaffen. Aber dieser kleine Anfang versprach doch genug, wenn gute Köpfe aus mehrern Ständen fortfuhren, sie zu so mannichfaltigen Absichten zu gebrauchen.

Viel Trieb und Neigung fast für alle Wissenschaften und Künste regten sich also auch in diesen Jahrhunderten unter den abendländischen Christen; Fleiß und Arbeitsamkeit im Sammeln, einige Anstrengung in Nachforschungen, selbst bisweilen Erfindungskraft, waren damit verbunden. Es fehlte nicht an Männern von vorzüglichen Geistesfähigkeiten; und der

Schrift-

Schriftsteller gab es eine unvergleichbar größere Anzahl, als bisher angeführt worden sind. Und dennoch wurde durch alles dieses für die Gelehrsamkeit nicht viel mehr gewonnen, als daß ihr gänzlicher Untergang verhütet ward; daß manche wissenswürdige Nachrichten auf die Nachwelt gebracht wurden; auch wohl einige wichtige Untersuchungen in Bewegung kamen; aber ohne erhebliche Früchte zu tragen. Es dauerte noch die Einschränkung gelehrter Beschäftigungen auf einen einzigen Stand; die daraus entstehende einseitige Behandlung der Gelehrsamkeit, die falsche oder seichte Methode derselben, und der Mangel an Denkungsfreyheit fort. Eine einzige dieser Ursachen hat bisweilen, auch noch in den neuesten Zeiten, dem Wachsthum oder der Nutzbarkeit ganzer Wissenschaften geschadet. Wenn sie gleich daher unter den Griechen nicht alle zusammentrafen; so ist es doch eben so wenig zu verwundern, daß sie in der Gelehrsamkeit keine Fortschritte machten; oder gar zurückwichen. Ihr unzeitiger Stolz auf die Vorzüge ihrer Nation, und ihr kleinlicher, streitsüchtiger Geschmack, müssen hier auch in Anschlag gebracht werden.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Bey einer weit geringern Aufmunterung, und sogar unter manchen abschröckenden Umständen, hörten doch die unter so vielen Nationen zerstreueten, bald geschützten, bald verfolgten und flüchtigen Juden nicht auf, einen Theil der Wissenschaften nach ihren Bedürfnissen zu bearbeiten. An Statt daß die Christen, von welchen sie gehaßt und oft zu ihrer Religion genöthigt wurden, sich zur Erleichterung dieser sogenannten Bekehrungen mit dem Hebräischen bekannt gemacht hätten, waren es die Juden allein, welche mitten unter ihnen von dieser und andern morgenländischen Mundarten Kenntnisse besaßen. Zwar blieb auch bey den

Ju-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Juden die Gelehrsamkeit fast nur ein Eigenthum der Religionslehrer. Aber bey einer Nation, die beinahe von allen bürgerlichen Aemtern, Würden und Lebensarten ausgeschlossen war, kein Vaterland und keine selbstständige Verfassung hatte, führt dieses seine natürliche Entschuldigung mit sich. Bisweilen sieht man Jüdische Aerzte an den Höfen christlicher Fürsten; die aber der Religionshaß und die Eifersucht der Christen sehr verschwärzt zu haben scheinen. So ist das leere Gerücht, daß der Kaiser Karl der Kahle im Jahr 877. von seinem Arzte Zedekias, der zugleich ein Zauberer gewesen seyn soll, vergiftet worden sey, von den Fränkischen Annalisten (Annales Bertin. ad a. 877. p. 252. Annal. Metens. ad a. eund. p. 317. ap. Duchesn. T. II.) fortgepflanzt worden. Doch läßt der Verfasser der Fuldischen Jahrbücher (ad a. e. p. 50. ap. Freher. T. I.) diesen Fürsten bloß an einer Krankheit sterben.

Durch die seit Jahrhunderten berühmten höhern Schulen der Juden zu Sora und Pumbeditha wurde auch jezt noch großentheils ein beständiger Siz für die Wissenschaften unter ihnen erhalten. Das Verzeichniß der Vorsteher dieser Schulen im neunten und zehnten Jahrhunderte hat Hottinger (Hist. Eccles. N. Test. P. I. p. 660. sq. P. II. p. 140. sq.) mitgetheilt. Ihr Ansehen war so groß, daß die den Arabern untergeordneten Oberhäupter der Nation, denen man den Nahmen Oberhaupt der Gefangenen, oder des Exilium beylegte, wie anderswo (Th. VII. S. 414. der 2ten Ausg.) gezeigt worden ist, ihre Befehle auch wohl von denselben unterzeichnen ließen, um ihnen einen gesezmäßigen Werth zu geben. Es finden sich sogar Beyspiele, daß beide nur eine Person ausgemacht haben. (Hist. des Juifs, par Basnage. T. IX.

P. I.

P. I. pag. 102. 103. à la Haye, 1716. 12.) Noch immer gehörten jene Vorsteher zu der so verehrten Classe der erhabenen Lehrer, (גאונים) welche seit dem Jahr 697. mit dem R. Chanina, Rector der Schule zu Pumbeditha, ihren Anfang genommen hatten. Aber sie endigte sich auch nunmehr mit dem R. Hai Gaon Bar Rav Scherira, der im Jahr 1038. starb. (I. C. Wolfii Biblioth. Hebraea, Vol. I. p. 273. sq.) In diesen Schulen schränkte sich eigentlich der öffentliche Unterricht auf den Talmud ein, und dauerte jährlich nur zwey Monathe. Am Ende eines jeden kündigte der Rector seinen Schülern an, welche Maßichta aus demselben er ihnen bey der neuen Eröffnung erklären werde, die sie unterdessen durchgehen sollten: und der größte Theil des Jahrs war ihrem Privatfleisse überlassen. Doch von Zeit zu Zeit wurde der blühende Zustand dieser Schulen durch Uneinigkeit der Lehrer und Partheyen sehr gestört. Andere Ursachen, selbst die Schicksale des Chalifats, kamen hinzu; Verfolgungen drückten die Juden, und ihre vorzüglichere Schule zu Sora gieng bereits bald nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts; die Pumbedithanische aber ohngefähr hundert Jahre später zu Grunde. (Hotting. l. c. P. II. p. 140. sq. 506. sq. Basnage l. c. p. 100. sq. 114. sq.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Dieses Unglück brachte eine Art von gelehrter Wanderung hervor. Die Lehrer der Juden, nunmehr unter dem Nahmen רבנים bekannt, fanden ihre Zuflucht mehr in den Abendländern, und besonders in Spanien, wo auch die Regierung der Ommijaden, die von den großen Chalifen zu Bagdad aus dem Hause der Abbaßiden unabhängig waren, sie begünstigte. In den spätern Zeiten des zehnten Jahrhunderts kauften die dortigen Juden einen ihrer Mitbrüder

aus

J. n. C. G. [illegible] bis [illegible]73.

aus den Morgenländern, Moses, den Seeräubern ab, die ihn an der Küste aussezten. Blos mit einem Sacke bekleidet, wovon man ihm nachmals den Beinahmen gab, sezte er sich in den Winkel einer Schule zu Cordua; sagte aber bald seine Meinung über alle vorgelegte Fragen mit so vielem Scharfsinne, daß ihm der Vorsteher der Schule seine Stelle überließ. Er wurde auch zum Richter seiner Nation ernannt. Gleichwohl wollte er in sein Vaterland zurückkehren; allein der Chalif Hakim oder Alchakim erlaubte es ihm nicht. Dieser Fürst sah es aus Staatsursachen ungern, daß seine jüdischen Unterthanen, denen der Talmud noch wenig bekannt war, bey entstehenden Streitigkeiten ihre Abgeordneten nach Bagdad schickten, um Entscheidungen daher zu holen. Moses, der ihnen jenes Buch erklärte, machte solche Reisen überflüßig. Er stand seiner Schule bis zum Jahr 997. vor, da ihm sein Sohn in diesem Amte nachfolgte. Hakims Sohn, Haschem der Zweyte, oder nach andern Hakim selbst, ließ sogar den Talmud durch einen Schüler des Moses, den Rabbi Joseph Ben Isaac Ben Scharnes, ins Arabische übersezen: allem Ansehen nach nicht bloß aus Neubegierde für sich; sondern eben so sehr, um das Lesen desselben den Juden seines Gebiets zu erleichtern, welche die dortige Landessprache redeten; aber das alte Hebräische erst mit Mühe erlernen mußten. Ein anderer ihrer Lehrer im eilften Jahrhunderte R. Isaak Ben Jacob Alphesi, ein gebohrner Africaner, der aber in seinen spätern Jahren zu Cordua lebte, wo er im Jahr 1103. neunzig Jahre alt starb, verfertigte einen Auszug aus dem Talmud, der so beliebt wurde, daß selbst die angesehensten Rabbinen Erläuterungen darüber schrieben. Diese Parthey der Jüdischen Lehrer, die Rabbaniten, welche dem Geseze Mosis unzähliche mündliche Zu-

säze

säze beyfügten, war also freylich die herrschende; aber die Karäer, denen alle diese Zusäze verhaßt waren, regten sich doch, wenn gleich in weit geringerer Anzahl, gegen jene immer noch. Eine andere Bewegung von Wichtigkeit verursachte unter den Spanischen Juden im eilften Jahrhunderte das alte Verbot ihrer Lehrer, welches aus der Furcht vor ansteckender Abgötterey entstanden war, daß keiner von ihrer Nation seinen Sohn das Griechische lernen lassen sollte. Die Ursache dieses Verbots war schon längst weggefallen; Tausende von Juden sprachen ohnedem Griechisch in den Ländern, wo es die gemeine Sprache war: und nicht wenige von ihnen hatten auch bereits die darinne über verschiedene Wissenschaften geschriebenen Bücher benüzt. Daher wagte es der R. Salomo zu Barcellona, den Bannfluch, durch welchen jenes Verbot unterstüzt worden war, nur auf diejenigen einzuschränken, welche vor ihrem zwanzigsten Jahre Griechisch studieren würden. Der Rabbi Mar hingegen hob auch dieses auf: und seitdem legten sich desto mehr Juden auf die Gelehrsamkeit der Griechen. (Basnage l. c. p. 129. sq. 143. sq. Wolf. l. c. Vol. I. p. 660. II. p. 926. Ejusd. Notitia Karaeorum ex Mardochaeo, Hamburg. 1714. 4. ibid. Iac. Triglandii Diatr. de Secta Karaeor. p. 161. sq.)

J. n. C. G. 814 bis 1078.

Schriftsteller gab es also auch genug unter den Juden in diesem Zeitalter; nur sind die allermeisten, so nüzlich sie auch damals ihrer Nation seyn mochten, für christliche Gelehrte nicht bemerkenswerth. Denn ob sie gleich zum Theil mancherley Gelehrsamkeit besaßen; so haben doch ihre Schriften jezt einen geringen Werth. Fünf berühmte Isaak gab es zu gleicher Zeit im eilften Jahrhunderte in Spanien. Einer derselben, R. Isaak Ben Baruch, oberster Vorsteher

J. n. C. G. 814 bis 1073.

der Synagoge zu Cordua, seit dem Jahr 1069. unterrichtete den König von Granada in der Mathematik, und hinterließ eine Erläuterung schwerer Stellen des Talmud. (Wolf. l. c. Vol. I. p. 651. sq.) Ein anderer von ihnen, R. Isaak, Sohn des R. Jacob Alphesi, ist bereits vorher genannt worden. Der R. Samuel Ben Chophni, der im J. 1054. gleichfals zu Cordua starb, hat, ausser einigen Schriften über das Mosaische Recht, auch einen allegorischen Commentarius über die fünf Bücher Mosis aufgesezt. (Wolf. Vol. I. p. 1096.) Doch einer verdient vor den übrigen ausgezeichnet zu werden: der Rabbi Saadias Gaon. Ihn rief das Oberhaupt der Exulanten, David, im Jahr 927. aus seinem Vaterlande Aegypten, und bestellte ihn zum Rector der Schule zu Sora, welche schon zu sinken drohte. Zwischen ihnen beiden aber erhob sich, zwey Jahre darauf, eine so gewaltige Mißhelligkeit, daß Saadias, um den Nachstellungen wider sein Leben zu entgehen, sich an einen verborgenen Ort flüchten mußte. In demselben arbeitete er mehrere seiner Schriften aus; kam nach sieben Jahren wieder zum Besitze seines Amtes, und starb im Jahr 942. Er war der erste Sprachlehrer der Juden; allein seine Schriften dieses Inhalts sind alle untergegangen: vermuthlich, wie man glaubt, weil sie durch die folgenden weit übertroffen wurden. Dagegen ist seine Arabische Uebersezung des Pentateuchus, zwar eben nicht die genaueste, einigemal, besonders in der Pariser Polyglotte, im sechsten Bande, und am vollständigsten im ersten der Waltonischen, mit der Uebesezung des Gabr. Sionita, herausgegeben worden. Seine Erklärung des Buchs Hiob, auch Arabisch geschrieben, ist wenigstens in einer Handschrift noch vorhanden; und seine Commentarien über das Hohelied und den Daniel, in Hebräischer

scher Sprache, hat man ans Licht gestellt. Eben so ist auch sein Arabisch abgefaßtes Buch vom Glauben in einer Hebräischen oder Rabbinischen Uebersezung gedruckt worden. Von diesen und andern seiner Schriften hat Wolf (l. c. Vol. I. p. 932. sq.) umständlich gehandelt. Mögen doch seine Arbeiten über die Bibel nur mittelmäßig seyn; die Juden waren doch zu dieser Zeit die einzigen, welche das Alte Testament erträglich zu übersezen oder zu erklären verstanden.

J. n. C. G. 814 bis 1074.

Sie brachten aber auch in diesen Jahrhunderten einen betrügerischen Schriftsteller hervor, der sehr berühmt, und seiner Nation sehr ehrwürdig geworden ist; über den sich selbst die christlichen Gelehrten der neuern Zeiten in ihrem Urtheil getheilt haben. Unter dem Nahmen Josephs, Sohns des Gorion, wollte ein Unbekannter vor ihren alten Geschichtschreiber Josephus angesehen seyn. Er schrieb in Hebräischer Sprache ein Werk von sechs Büchern, in denen, von der Schöpfung an, die Geschichte mehrerer, besonders Europäischer, Nationen, Alexanders des Großen, des Römischen Reichs; am ausführlichsten aber der Juden, unter ihrem zweyten Tempel, bis zur Zerstörung desselben durch den Titus, erzählt wird. Er hat dieselbe theils aus biblischen, christlichen und Römischen Quellen, theils aus apokryphischen, und vornemlich aus dem ächten Josephus; vielleicht gar nur aus einer Lateinischen Uebersezung seiner Werke, wie man es wahrscheinlich gemacht hat, geschöpft. Darunter steht aber so manches, was dem eben genannten Geschichtschreiber widerspricht, offenbar falsch, fabelhaft oder unglaublich ist; so vieles aus weit spätern Jahrhunderten, wie die Meldung der Franken, Bulgaren, Türken, Alemanniens, der Lombarden, Dänemarks; sogar nicht undeutlich (L. VI. c. 30. p. 667. sq. ed.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Breithaupt.) die Versezung der sieben Kurfürsten, oder Könige, wie sie der Verfasser nennt, nach Rom zur Wahl und Krönung eines alten Römischen Kaisers, daß man eben nicht sehr geübte Augen zu haben braucht, um das Untergeschobene am ganzen Werke zu entdecken. Man hat gefunden, daß dieser vorgebliche Josephus, (der sonst auch Gorionides, und bey den Juden יוסיפון heißt,) zuerst in einem Buche des vorhergedachten Saadias angeführt wird. Allein in der jezigen Gestalt betrachtet, könnte sein Werk noch in jüngern Jahrhunderten Einschaltungen erlitten haben. Unterdessen zweifelten die Juden gar nicht an der Aechtheit desselben; sie ließen es seit dem Jahr 1490. zu Constantinopel, und anderswo, mehrmals drucken; verfertigten auch Uebersezungen und Auszüge davon. Auf diese so unsichere Anerkennung des Buchs baueten Sebast. Münster in seiner verstümmelten Ausgabe desselben, (zu Basel, 1541. Fol.) und Johann Friedrich Breithaupt in einer ganz vollständigen, mit einer guten Lateinischen Uebersezung und Anmerkungen begleiteten, zu Gotha, 1707. 4. Breithaupt hat sich insonderheit in seiner Vorrede viele Mühe gegeben, auch andere Gründe zu sammeln, durch welche die ächte Beschaffenheit dieser Geschichte ausser Streit gesezt werden könnte, deren zahlreiche verdächtige Stellen er insgesammt den Händen späterer Juden zuschreibt. Daß Josephus (de Bello Iud. L. I. Prooem. pag. 128. T. III. ed. Oberthür.) versichert, er habe die Beschreibung des Jüdischen Kriegs, die er zuerst in seiner vaterländischen Sprache aufgesezt hatte, nachher auch ins Griechische übersezt, beweiset nicht einmal, daß die erste Ausfertigung Hebräisch abgefaßt gewesen sey: denn Syrisch-Chaldäisch war es damals, und schon lange vorher, was in Palästina gesprochen wurde. Es folgt auch sonst daraus nichts mehr, als

daß

daß jene Ausfertigung verloren gegangen sey; wie schon Eusebius (H. Eccl. L. III. c. 9.) deutlich genug zu verstehen giebt. Doch viele andere Gelehrte, deren Stellen Wolf beibringt, (l. c. Vol. I. p. 509. sq.) haben es völlig erkannt, wie wenig sich für das Werk des Gorionides sagen lasse. Vorzüglich hat Johann Gagnier, in der Vorrede zu seiner lateinischen Uebersezung desselben, (Oxford, 1706. 4.) und in seinen Anmerkungen über Breithaupts Ausgabe, (Biblioth. choisie de M. le Clerc, T. XXV. P. I. p. 43–118.) diese an sich nicht so gar schwere Streitfrage entschieden. Auch Basnage (l. c. L. IX. c. 6. pag. 150–187.) hat dieses durch einen prüfenden Auszug des Werks gethan, und einige eigene Bemerkungen hinzugesezt. So glaubt er, daß der Verfasser im eilften Jahrhunderte gelebt habe, und aus Bretagne gebürtig gewesen sey; daß er die Römische Krönung Otto des Ersten oder des Zweyten vor den Augen gehabt; überhaupt aber sich die Absicht vorgesezt habe, die Griechisch geschriebene, daher als ausländisch bey seiner Nation angesehene und wenig bekannte Geschichte des Josephus durch seine hebräische, so wie durch seine übrigen Kunstgriffe, noch mehr zu verdrängen; wie es ihm auch würklich gelungen ist.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Aber wenn die Juden dieser Zeit, hauptsächlich durch Religionsbedürfnisse genöthigt, sich den Wissenschaften ergaben: so wurden die Araber, welche ihre Religion mehr davon zurückhielt, von ihren Fürsten selbst auf diesen Weg geleitet. Was Al Mansur um die Mitte des achten Jahrhunderts, und Al Raschid bis in die ersten Zeiten des neunten, dazu beygetragen haben, ist in ihrem Zeitalter bemerkt worden. (Chr. KGesch. XIX. Theil, S. 404.) Beide verdunkelte hierinne der Chalif Al Mamun, (oder

J. n. C. G. 814 bis 1071.

gebracht waren, die Griechischen Urschriften habe verbrennen lassen; und schließt auch wohl daraus, daß, da die Araber in Africa ebenfals so viele tausend Handschriften durchs Feuer vernichtet hätten, dadurch der große Mangel an Abschriften der alten Griechischen Werke entstanden sey, deren Verlust wir noch fühlen. (Bruck. l. c. p. 38.) Es liegt aber wohl in der Erzählung des Africanischen Leo nicht mehr, als daß der Chalif die Bücher, welche nicht übersezt wurden, als überflüßig habe verbrennen lassen. Er munterte sodann seine Unterthanen zum Lesen und Studieren der übersezten auf; gab auch selbst das vornehmste Beyspiel davon ab, indem er sich fleißig mit Gelehrten unterredete, und überhaupt an Gelehrsamkeit alle vorhergehende Chalifen übertraf. Unter den übersezten Schriftstellern werden Hippokrates, Aristoteles und Galenus nahmentlich angeführt. Daß Aristoteles den übrigen Griechischen Philosophen bey weitem vorgezogen wurde; hingegen sehr wenige Spuren einer Uebersezung des Plato vorkommen; davon lassen sich die Ursachen leicht in so vielen theologischen und politischen Untersuchungen des leztern ausfindig machen, die den Arabern lange so brauchbar nicht seyn konnten, als die methodischen, und besonders dialektischen Schriften seines großen Schülers. Freylich geriethen jene Uebersezungen nicht immer zum besten. Wenige wurden aus dem Griechischen selbst; die meisten aus schon vorhandenen, meist Syrischen von eben diesen Büchern, verfertigt: und diese waren zum Theil fehlerhaft. Honain, der bald nach dem Al Mamun lebte, und das Griechische wohl verstand, war der erste Araber, aber ein christlicher Arzt, der treffliche Uebersezungen aus den Urschriften abfaßte; insonderheit vom Hippokrates. (Renaudot l. c. pag. 862–864.) Genug, diese Aufmunterungen thaten gar bald

ihre

ben, lehrt Abulfaradsch; (Hist. Dynastiar. p. 152. sq.) es befand sich unter denselben auch der oben genannte Johann Mesue, der den Chalifen bis auf die Zeiten Motawakkels diente, und die Werke Griechischer Aerzte zu übersezen den Auftrag bekam.

J. n. C. G. 814 bis 1038.

Al Mamun aber erweiterte diese und andere Anstalten ins Große. Als er noch Statthalter seines Vaters in Chorazan war, versammlete er eine Menge Griechischer, Persischer und Chaldäischer Gelehrten um sich herum, denen er den gedachten Johann Mesue zum Oberaufseher gab. Nachdem er selbst den Thron bestiegen hatte, ward er äußerst begierig, die Gelehrsamkeit der Alten kennen zu lernen; vermehrte daher die Anzahl jener Gelehrten, und ließ sich von ihnen die in ihren Sprachen, ingleichen die im Aegyptischen oder Coptischen aufgesezten Bücher anzeigen. Darauf ersuchte er die Griechischen Kaiser, ihm die philosophischen (das heißt vermuthlich, nicht theologischen) Schriften, welche sie in ihrem Reiche fänden, zu überlassen; sandte auch viele Abgeordnete nach Syrien, Armenien und Aegypten, ihm solche zu kaufen. Diese brachten ihm eine unzähliche Menge derselben; und nunmehr ließ er durch Männer von Einsicht die nüzlichsten derselben aussondern, welche Arzneykunde, Physik, Astronomie, Musik, Cosmographie und Chroniken enthielten. Diese wurden, unter der Aufsicht seines Leibarztes, des oftgenannten Johann Mesue, aus dem Griechischen übersezt; zu den Uebersezungen aus dem Persischen wählte er einen andern Gelehrten. (Abulfar. Hist. Dynast. p. 160. Io. Leonis Africani de viris quibusdam illustribus apud Arabes libellus, c. 1. pag. 260. sq. in Fabricii Biblioth. Graec. Vol. XIII.) Man sezt gemeiniglich hinzu, daß Al Mamun, wenn diese Uebersezungen zu Stande

J. n. C. G. 814 bis 1072.

friedene unter des Chalifen Unterthanen mit diesem seinem Eifer; einer derselben sagte, Gott müsse ihn deswegen strafen, weil er die Frömmigkeit der Muhammedaner durch philosophische Wissenschaften gestört habe. (Pocockii Notae ad Specimen Hist. Arabum, p. 166.) Doch dieser Fürst fand bey dem größten Theil seiner Nation Eingang; auf mehrere hundert Jahre hinaus behauptete sie einen Ruhm in den Wissenschaften, der die Christen beschämte; nur, wenn es seine Absicht gewesen ist, sie zur Erlernung der Griechischen Sprache anzulocken, erreichte er dieselbe nicht.

Seine Nachfolger ahmten ihm in dieser Thätigkeit zum Theil nach: und wenn ihm manche darinn unähnlich waren, auch die Schicksale des nunmehr sich unter viele Herren auflösenden Chalifats ihre Würksamkeit im Allgemeinen gar sehr schwächten; so war doch der Geist der Nation einmal in Bewegung gesezt, und es bedurfte, wie in Religionsaufklärungen, weder Befehle noch Beyspiele der Fürsten für ihn, um sich immer mehr Licht und Leben zu verschaffen. Hingegen ließ sich auch die Schwärmerey, der noch so viele Araber ergeben blieben, nur auf diesem Wege vermindern; aber durch keine Verordnungen dämpfen. So befohl zwar **Al Mamun** im Jahr 827. zu lehren, daß der **Koran** etwas Erschaffenes sey, und ließ einige Jahre darauf alle Gelehrte und obrigkeitliche Personen zu **Bagdad** durch seinen dortigen Befehlshaber fragen, welche Meinung sie darüber hegten? Da sich jedoch mehrere für die gegenseitige, welcher die **Sonniten** zugethan waren, erklärten, so wie er dagegen es mit den **Aliden** oder **Schiiten** hielt: so fehlte es wenig, daß er nicht einige derselben darum hinrichten ließ. Sein Tod entriß sie dieser Gefahr; aber ihre Vorstellungsart wurde auch unter den

Ara-

Arabern immer herrschender: (Abulfedae Annales Muslem. T. II. p. 149. sq. 155. sq. ed. Hafn.) Al Wathek Billah, der seit dem Jahr 841 regierte, und sich Al Mamun großentheils zum Muster vorsezte, nöthigte, wie dieser, seine Unterthanen, jene Meinung vom Koran anzunehmen; so wie die Lehre, daß man Gott im künftigen Leben nicht mit leiblichen Augen sehen werde; machte sich aber dadurch nur bey ihnen verhaßt. (Abulf. l. c. p. 183. Elmacin. Saracen. Hist. L. II. c. 10. p. 185. sq. Lugd. Bat. 1625. 4.) Die daraus entstandenen Unruhen bewogen den folgenden Chalifen Al Motawakkel, die bisher verfolgte Parthey in Schuz zu nehmen; er drückte aber die entgegengesezte desto mehr. (Abulfeda l. c. p. 189.) Solche und ähnliche Religionshändel und Sekten unter den Arabern, durch so viele Erbitterung genährt, schadeten allerdings dem freyern und bessern Lauf der Gelehrsamkeit nicht weniger, als es die theologischen Streitigkeiten bey den Christen thaten. Aergere Zerrüttungen aber stiftete keine Parthey im Chalifat, als die Karmathier, welche in den spätern Zeiten des neunten Jahrhunderts aufkamen. Ihr Stifter Karmath, der weit früher lebte, scheint sich zum Reformator der Religion Muhammeds aufgeworfen, und dazu Kenntnisse vom Christenthum genüzt zu haben. Wenigstens hoben seine Anhänger viele Gebete und Gebräuche, die jener angebliche Prophet angeordnet hatte, auf; auch erklärten sie eine Menge Stellen des Korans allegorisch. Da ihre Anzahl zu vielen Tausenden anwuchs: bemächtigten sie sich nicht wenig fester Pläze in Syrien, Chaldäa, und andern Provinzen: empörten sich gegen die Chalifen; stellten große Kriegsheere ins Feld; bedrohten Bagdad selbst, und plünderten im Jahr 929. Mecca. So weit man aus den vorhandenen Nachrichten urtheilen kann, bedien-

J. n. C. G. 814 bis 1071.

J. n. C. G. 622 bis 1073.

dienten sie sich keines gelehrten oder scharfsinnigen Forschens zur Reinigung des Islam; eine Gattung wütender Schwärmer bekämpfte nur die andere. (Abulfed. Annal. ad a. 890. p. 267. sq. ad a. 906. p. 299. ad a. 924. p. 349. sq. ad a. 929. p. 357. Bibliothèque Orientale par M. d'Herbelot, T. I. art. Carmath, p. 507. sq. à la Haye, 1777. 4.) Bedeutender im Grunde, wenn gleich von keiner äußerlichen Macht unterstützt, war der Angriff eines Arabischen Gelehrten, Ahmed Ben Jahia, der im Jahr 905., nach andern weit früher, starb, auf jene Religion. In mehrern Schriften, welche Abulfeda nennt, (ad a. 905. pag. 297.) suchte er das göttliche Ansehen des Korans über den Haufen zu werfen. Er leugnete, daß derselbe an Schreibart und Lehrsätzen so vortrefflich sey, als er ausgegeben würde; Aktamis, eines Arabischen Sceniten, der kurz vor dem Muhammed starb, Sittensprüche fand er weit vorzüglicher. Besonders drang er auf die Stelle Mosis, daß nach diesem kein anderer Prophet seyn sollte. Und auf Muhammeds Aufforderung an die Araber, einen zu zeigen, der ihm an Beredtsamkeit gleich komme: antwortete er, auf diese Art könne man auch beweisen, daß die alten Philosophen wahre Propheten gewesen wären, weil man von ihren Schriften gleichfals sagte, wie Ptolemäus vom Euklides, niemand sey im Stande, dergleichen zu schreiben. Doch diese Angriffe machten auch bey einer Religionsparthey, die blos zu glauben verbunden war, keinen Eindruck; man widerlegte den Verfasser, und verabscheuete ihn. Uebrigens dauerten in diesem ganzen Zeitalter die Partheyen der Schiiten und Sonniten fort; die Ausbrüche ihres Hasses gegen einander trugen nicht wenig zur Schwächung ihres Chalifats bey. Allmählich aber hörten die Chalifen auf, Beyspiele gelehrter

Uebun-

Uebungen abzugeben. Al Kadi, der im Jahr 940. starb, war der lezte unter ihnen, nach dem Abulfeda, (ad a. 940. p. 413.) der Gedichte schrieb, welche aufbehalten wurden; der öfters öffentliche Reden hielt; und der seine Muße gelehrten und unterhaltenden Männern wiedmete. Unterdessen blieben nicht allein die ansehnlichen Schulen der Araber, von ihren Chalifen und andern vermögenden Freunden der Wissenschaften gestiftet; sondern sie vermehrten sich auch mit jedem Jahrhunderte; gewannen an Glanz und Einkünften, und wurden immer fruchtbarer an geschickten Zöglingen. Ausser Asien, das ihrer so viele, bis nach Bokhara in den nördlichen Gegenden hatte, blühten besonders die Schulen zu Alkahira (gewöhnlich Kairo genannt,) in Aegypten; zu Marocco im nördlichen Africa; zu Cordua in Spanien, und andere mehr.

J. n. C. G. 814 bis 1078.

Nach diesem allgemeinen Abrisse des Zustandes der Gelehrsamkeit unter den Arabern, gehört es weiter nicht an diesen Ort, den Fortgang einzeler Wissenschaften und Künste bey ihnen, dergleichen vornemlich Philosophie, Naturkunde, Arzneywissenschaft, Mathematik, Geschichte, Auslegung des Korans, und damit verbundene Erörterung einer Menge Religions- und rechtlicher Fragen, Sterndeuterey, Dichtkunst und Beredtsamkeit waren, genauer zu beschreiben; besonders eine Art scholastischer Theologie abzuschildern, welche sie, eigentlich gegen die Bestimmung ihrer Religion; jedoch zum Vortheil derselben, annahmen: nicht, um sie philosophisch einzukleiden; wohl aber, um gewisse anstößige Lehren derselben zu mildern, und sie mit philosophischen Lehrsäzen in einige Uebereinstimmung zu bringen; oder endlich von den mancherley kirchlichen und gelehrten Sekten Nachricht zu geben, die bey den

J. n. C. [illegible] bis [illegible]

Arabern in diesen Jahrhunderten zu den frühern des achten hinzugekommen sind. Aus dem Abulfaradsch, (Hist. Dynast. pag. 104. sq.) und andern Arabischen Schriftstellern, haben hierüber Pocock, (Not. ad Specim. Hist. Arab. pag. 195. sq. 211. sq.) Hottinger, (Hist. Orient. L. II. c. 6. p. 340. sq. Tigur. 1651. 4.) Freind, (Hist. de la Médecine, Seconde Partie, p. 11. sq.) Joh. Andr. Mich. Nagel, (de studio Philosophiae Graecae inter Arabes, in Christ. Erh. de Windheim Fragmentis Hist. Philoseph. p. 57. sq. Erlang. 1753. 8.) Brucker (l. c. p. 135. sq.) und andere mehr, viel gesammelt. Hier ist es genug, die berühmtesten Schriftsteller dieser Nation zu nennen, die zum Theil sogar auf die Bearbeitung der Wissenschaften unter den Christen lebhaft gewirkt haben.

Al Kendi, oder vollständig, Abu Jussuf Ben Ishak Al Kendi, ist einer der ersten vorzüglichen Arabischen Gelehrten unter Al Mamuns Regierung. Nach dem Abulfaradsch (l. c. p. 179.) war er in der Arzneywissenschaft, Philosophie, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie sehr geübt; man nannte ihn schlechtweg den Philosophen. Er schrieb auch Bücher über die meisten dieser Wissenschaften; besonders aber Commentarien über viele Werke des Aristoteles, und eine mit Anmerkungen begleitete Uebersezung von des Avtolykus Buche über die Sphären. (Herbelot l. c. T. II. art. Kendi, p. 363. Lakemacheri Dissert. de Alkendio, Helmst. 1719. 4. Brucker l. c. p. 63. sq.) — Zu gleicher Zeit lebten drey Söhne des Musa, Muhammed, Ahmed und Hosain, denen der gedachte Chalife auftrug, den wahren Umfang der Erde auszumessen, indem sie aus den alten Griechischen Philosophen treffliche Kenntnisse der Geometrie, Mechanik und Musik geschöpft hatten.

Abul-

Abulfeda beschreibt es ausführlich, (Annal. Muslem. ad a. 872. T. II. pag. 240. sq.) welche Methode sie dabey beobachtet haben. — Einen ausnehmenden Ruhm von astronomischer Wissenschaft erlangte auch um die Mitte des neunten Jahrhunderts, Alfragan, eigentlich Ahmed oder Muhammed Ebn Cothair Al Fargani, von Fargani in der Landschaft Sogdiana gebürtig. Er hinterließ Anfangsgründe jener Wissenschaft, welche Jac. Golius Arabisch und Lateinisch mit Anmerkungen zu Amsterdam 1669. in Quart herausgegeben hat. (Golius in praef. l. c. Herbelot l. c. T. II. art. Fargani, pag. 23.) — Abu Gafar Muhammed, der im Jahr 922. zu Bagdad starb, schrieb den geschäztesten Commentarius über den Koran, und eine gleichfals berühmte Chronik der Weltgeschichte, die beinahe bis an seinen Tod reicht. Der leztern hat sich Elmakin sehr fleißig bedient; auch hat Schultens ein Stück derselben (in Historia regni Ioctanidarum) ans Licht gestellt. (Abulfeda l. c. p. 345. Elmacini Hist. Saracen. pag. 1. sq. Lugd. Bat. 1625. 4.) — Noch berühmter ist Rhases, gewöhnlich Rhazes genannt, der mit seinem vollen Nahmen Muhammed Ben Sechcarja Al Rasi hieß. Bis in sein vierzigjähriges Alter hatte er sich bloß der Tonkunst ergeben; damals aber fieng er an, Arzneykunde und Philosophie mit so glücklichem Erfolge zu studieren, daß er darinne der allgemeine Lehrer der Morgenländer wurde. Ein späterer Schriftsteller (Leo African. l. c. c. 6. p. 266. apud Fabric. l. c.) versichert, daß ihn der Chalif von Spanien zu sich berufen und in einen sehr ehrenvollen Stand versezt habe; daß Rhases auch bey ihm zu Cordua im 401sten Jahr der Hedschra, (welches mit dem Jahr 1010. der christlichen Zeitrechnung einerley ist,) ohngefähr neunzig Jahre alt, gestorben sey. Aber diese

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Zeitbestimmung, der alle Neuern gefolgt sind, ist aus dem Abulfeda (l. c. p. 347.) der ihn schon im Jahr 923. sterben läßt, zu verbessern. Er hat mehr als ein Lehrgebäude der Arzneywissenschaft ausgefertigt, von denen insonderheit das Almansor überschriebene in zehn Büchern, welches er einem Arabischen Fürsten dieses Nahmens in Chorasan wiedmete, (den aber der Africaner Leo mit einem Spanischen Chalifen vermischt haben mag,) Aufmerksamkeit verdient. Freind hat zwar umständlich gezeigt, (Hist. de la Médecine, Seconde Partie, pag. 26. sq. à Leide, 1727. 4.) wie sehr viel Rhases in diesem Werke dem Hippokrates, Galenus, und andern Griechischen Aerzten zu danken habe; doch gesteht er ihm, wie für diese, also auch für seine übrigen zahlreichen medicinischen Schriften, manche eigene Erfahrungen und sehr gute Beobachtungen zu. Er war der erste Chymist unter den Arabern, den man kennt, und der erste unter den Alten, der die Kinderkrankheiten abhandelte. Von den Ausgaben seiner Bücher, die alle nur in Lateinischer Sprache erschienen sind, geben Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. XIII. p. 46.) und C. W. Kestner (Biblioth. medica, c. 2. §. 4. p. 128. sq. Ienae, 1746. 8.) gute Nachricht. — Ein sehr geschickter Sprachkenner und Dichter, Ibn Doraid, starb im Jahr 931. Sein Arabisches Wörterbuch ist unter den Handschriften der Leidner Bibliothek befindlich. Nur bedauerten es seine Mitbürger, daß er sich vom bösen Geiste zur Liebe des Weins und der Musik hätte verführen lassen. (Abulfeda l. c. p. 378. sq. Reiskii Adnotatt. hist. ibid. pag. 755.) — Durch gleiche Fertigkeiten, vornehmlich aber als Dichter, erwarb sich Motanabbi, der im Jahr 965. umgebracht wurde, so viele Bewunderung bey den Arabern, daß sie seine Gedichte vor unübertrefflich hielten. (Idem

l. c.

l. c. p. 483. sq.) Doch urtheilt Reiske von denselben, (l. c. p. 774.) daß sie mehr einen philosophischmoralischen als poetischen Werth haben, und viele Kunst in der Wahl der Ausdrücke verrathen. — Mehrere berühmte Arabische Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Sprachlehrer, und andere Schriftsteller, selbst unter den Fürsten dieser Nation, hat Abulfeda (l. c. p. 495. sq. 551. sq. 559. sq. Tom. III. p. 189. sq. 207. sq. 217. sq.) angeführt. Es gab darunter auch eine Art von Muhammedanischem Freygeiste, den blinden Dichter Abu'l Ola Ahmed, der im Jahr 1057. in einem mehr als achtzigjährigen Alter aus der Welt gieng. Einige glaubten, daß er der Sekte der Indianischen Brachmanen zugethan sey, weil er in den lezten vier und vierzig Jahren seines Lebens weder Fleisch, noch Eyer, noch Milch aß, und keinem Thiere ein Leid zuzufügen gestattete. Seine vielen Gedichte, sagt Abulfeda, (T. III. p. 165.) waren nur eines geringfügigen Inhalts; man hätte aus denselben und aus seinen Reden schließen sollen, daß er dem Islam nicht ergeben sey; er versicherte aber das Gegentheil, weil man auf den innern Verstand seiner Worte sehen müsse. Richtiger aber scheint Reiske zu bemerken, (l. c. p. 677.) daß dieser Dichter ein Mann von kühnem Geiste gewesen sey, der sich dadurch verhaßt gemacht habe, daß er alles bey seinem Nahmen nannte; die Blöße der gewöhnlichen Religionen, und das Lächerliche der menschlichen Sitten aufdeckte. Würklich sind seine Gedichte, welche Abulfeda zum Beyspiel eingerückt hat, kaum einer milden Erklärung fähig. „Ich bewundere, schreibt er in dem ersten der„selben, den Kosru und seine Anhänger, (er meint „die Magier und Perser überhaupt,) daß sie sich das „Gesicht mit Kuhharn waschen. Ich bewundere die „Christen, daß sie glauben, Gott könne ungestraft

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1071.

„gemißhandelt, gemartert und unterdrückt werden. „Ich bewundere die Juden, daß sie behaupten, Gott „liebe das murmelnde Geräusch des aus den Adern sich „ergießenden Bluts, und den Wohlgeruch des Opfers. „Ich bewundere einige, (es sind die Muhammeda„ner,) welche von den äussersten Enden der Erde zu„sammenkommen, um kleine Steine (im Thale Mena) „zu werfen, und einen Stein (den schwarzen an der „Caaba,) zu küssen. O der sonderbaren Vorschrif„ten und abergläubischen Meinungen der Menschen! „Ist denn das ganze menschliche Geschlecht so blind, „daß es die Wahrheit nicht einsehen kann?“

Keiner aber unter den Arabischen Gelehrten dieses Zeitalters hat bey den Christen mehr Ansehen erlangt, als Avicenna: denn so haben sie ihn mit veränderter Zusammenziehung zweyer Worte seines vollständigen Nahmens, Abu Ali, Al Hosain, Ibn Abdallah, Ibn Sina, Al Scheikh, Al Reis, genannt; bey den Arabern selbst heißt er gewöhnlich Ibn Sina. Er kam im Jahr 980. zu Bokhara auf die Welt. Von seinem zehnten Jahre an, da er bereits den Koran inne hatte, studierte er auch den Euklides und Ptolemäus; nachher las er beynahe alles, was über die Arzneywissenschaft geschrieben worden war. Die Philosophie wurde gleichfalls eine seiner Hauptbeschäftigungen auf der höhern Schule zu Bagdad; allein man erzählt, daß, ob er gleich die Metaphysik des Aristoteles vierzigmal durchgelesen habe, ihm dieselbe doch unverständlich geblieben sey, bis er auf die Commentarien des Al Farabi gerathen sey, den er überhaupt als seinen vornehmsten Lehrer erkannte. Man beschuldigte jedoch beide, daß sie von dem Lehrbegriffe des Koran abgewichen wären, und philosophischen Meinungen zu sehr nachgehangen hätten. Eine Zeit

lang

lang lebte Avicenna, nebst andern Gelehrten, an dem Hofe des Fürsten von Chowarezmien. Mahmud, erster Sultan des Geschlechts der Gazneviden, verlangte, daß auch er, unter andern dieser Gelehrten, sich zu ihm begeben möchte; er weigerte sich aber dessen; durchreiste verschiedene Länder; begab sich in die Dienste einiger Emirs; wurde auch Arzt und sogar Weßir des Sultans Mag'daldulat, aus der Familie der Buiden; verlor jedoch diese Stellen wegen seiner unmäßigen Neigung zum Wein und zu dem andern Geschlechte. Er starb im Jahr 1036. in der Stadt Hamadan. Philosophischer Scharfsinn und glückliche Krankenheilungen verschafften ihm einen ungemeinen Ruf; seine Schriften schienen denselben zu bestätigen: und er gieng daher auch mit diesen von den Arabern zu den Christen über. Sieht man diese näher an, (wiewohl man es größtentheils nur in den lateinischen, nicht eben getreuen Uebersezungen thun kann,) die davon gedruckt worden sind: so fällt der hohe Begriff gewaltig, den man sich ehemals von ihm gemacht hatte. Seine logischen, metaphysischen, physikalischen und ähnlichen Bücher sind nicht viel mehr als Sammlungen oft übel zusammenhängender Lehrsäze der ältern Philosophen, worunter ihm Aristoteles an Statt aller übrigen gilt; zuweilen auch mit Muhammedanischer Schwärmerey versezt. Hauptsächlich aber herrschte er durch seinen Canon, oder sein Lehrgebäude der Arzneykunde; bis ins sechszehnte Jahrhundert hin, kannten die christlichen Aerzte nichts Vortrefflicheres; seine Vorschriften und Arzneymittel wurden beynahe als unfehlbar betrachtet. Man hielt nachmals akademische Vorlesungen über denselben: und aus dessen erstem Buche wurden die Candidaten der Doktorwürde zu Salerno geprüft. Gleichwohl trifft man in diesem großen Werke, das im Jahr 1593. zu

J. n. C. G. 814 bis 1071.

J. n. C. G. 814 bis 1071.

„gemißhandelt, gemartert und unterdrückt werden. „Ich bewundere die Juden, daß sie behaupten, Gott „liebe das murmelnde Geräusch des aus den Adern sich „ergießenden Bluts, und den Wohlgeruch des Opfers. „Ich bewundere einige, (es sind die Muhammedaner,) welche von den äussersten Enden der Erde zu„sammenkommen, um kleine Steine (im Thale Mena) „zu werfen, und einen Stein (den schwarzen an der „Caaba,) zu küssen. O der sonderbaren Vorschrif„ten und abergläubischen Meinungen der Menschen! „Ist denn das ganze menschliche Geschlecht so blind, „daß es die Wahrheit nicht einsehen kann?“

Keiner aber unter den Arabischen Gelehrten dieses Zeitalters hat bey den Christen mehr Ansehen erlangt, als Avicenna: denn so haben sie ihn mit veränderter Zusammenziehung zweyer Worte seines vollständigen Nahmens, Abu Ali, Al Hosain, Ibn Abdallah, Ibn Sina, Al Scheikh, Al Reis, genannt; bey den Arabern selbst heißt er gewöhnlich Ibn Sina. Er kam im Jahr 980. zu Bokhara auf die Welt. Von seinem zehnten Jahre an, da er bereits den Koran inne hatte, studierte er auch den Euklides und Ptolemäus; nachher las er beynahe alles, was über die Arzneywissenschaft geschrieben worden war. Die Philosophie wurde gleichfalls eine seiner Hauptbeschäftigungen auf der höhern Schule zu Bagdad; allein man erzählt, daß, ob er gleich die Metaphysik des Aristoteles vierzigmal durchgelesen habe, ihm dieselbe doch unverständlich geblieben sey, bis er auf die Commentarien des Al Farabi gerathen sey, den er überhaupt als seinen vornehmsten Lehrer erkannte. Man beschuldigte jedoch beide, daß sie von dem Lehrbegriffe des Koran abgewichen wären, und philosophischen Meinungen zu sehr nachgehangen hätten. Eine Zeit

lang

lang lebte Avicenna, nebst andern Gelehrten, an dem Hofe des Fürsten von Chowarezmien. Mahmud, erster Sultan des Geschlechts der Gazneviden, verlangte, daß auch er, unter andern dieser Gelehrten, sich zu ihm begeben möchte; er weigerte sich aber dessen; durchreiste verschiedene Länder; begab sich in die Dienste einiger Emirs; wurde auch Arzt und sogar Weßir des Sultans Mag'daldulat, aus der Familie der Buiden; verlor jedoch diese Stellen wegen seiner unmäßigen Neigung zum Wein und zu dem andern Geschlechte. Er starb im Jahr 1036. in der Stadt Hamadan. Philosophischer Scharssinn und glückliche Krankenheilungen verschafften ihm einen ungemeinen Ruf; seine Schriften schienen denselben zu bestätigen: und er gieng daher auch mit diesen von den Arabern zu den Christen über. Sieht man diese näher an, (wiewohl man es größtentheils nur in den lateinischen, nicht eben getreuen Uebersezungen thun kann,) die davon gedruckt worden sind: so fällt der hohe Begriff gewaltig, den man sich ehemals von ihm gemacht hatte. Seine logischen, metaphysischen, physikalischen und ähnlichen Bücher sind nicht viel mehr als Sammlungen oft übel zusammenhängender Lehrsäze der ältern Philosophen, worunter ihm Aristoteles an Statt aller übrigen gilt; zuweilen auch mit Muhammedanischer Schwärmerey versezt. Hauptsächlich aber herrschte er durch seinen Canon, oder sein Lehrgebäude der Arzneykunde; bis ins sechszehnte Jahrhundert hin, kannten die christlichen Aerzte nichts Vortrefflicheres; seine Vorschriften und Arzneymittel wurden beynahe als unfehlbar betrachtet. Man hielt nachmals akademische Vorlesungen über denselben: und aus dessen erstem Buche wurden die Candidaten der Doktorwürde zu Salerno geprüft. Gleichwohl trifft man in diesem großen Werke, das im Jahr 1593. zu

J. n. C. G. 814 bis 1071.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

sich durch Partheyen und innerliche Kriege zu schwächen: wurden im Jahr 1007. zugleich zween Fürsten von Cordua gewählt, um den Almahadi vom Throne zu stoßen. Einer derselben, Zulema, wie ihn die Spanischen Geschichtschreiber nennen, bat den mächtigen christlichen Grafen von Castilien, Don Sancho, um Hülfe; die er auch erhielt; mit derselben den Almahadi besiegte, und darauf zum Chalifen ausgerufen wurde. Allein der Ueberwundene fand bey zween andern christlichen Grafen, von Barcellona, und von Urgel, so vielen Beystand, daß er im Jahr 1010. in einem neuen Treffen die Oberhand behielt; in welchem jedoch drey Bischöfe auf seiner Seite umkamen. (Roderic. Toletan. Hist. Arabum, c. 33. 34. p. 54. sq. post Elmacini Hist. Saracen. Lugd. Bat. 1625. 4. Ferreras Allgem. Hist. von Spanien, Dritter Band, S. [illegible] sq.)

Auf der andern Seite giebt es zwar Beyspiele genug, daß die Christen auch von den Arabern mancherley Verfolgungen erlitten haben; doch wechseln eben diese mit billigen und gütigen Begegnungen ab; zuweilen merkt man auch, wodurch sich die unvorsichtigen Christen eine [illegible]zogen haben. So wurden im Jahr [illegible] [illegible] von ihnen zu Cordua umgebracht, [illegible] die [illegible] Religon öffentlich widerlegten. Der [illegible] Abderraman hatte verboten, daß man [illegible] übel sprechen sollte. Eben darum [illegible] Isaac, Mönch eines benachbarten Klosters, [illegible] durch Eifer für das Christenthum auszeichnete, [illegible] in die gedachte Stadt; fragte den Richter [illegible] die Beschaffenheit jenes Glaubens, und suchte ihm [illegible] Irrthümer desselben zu zeigen. Er erreichte da[illegible] seine Absicht, hingerichtet zu werden; ein gleiches Schicksal hatten mehrere seiner Glaubensgenossen beider-

beiderley Geschlechts. Niemand gab sich mehr Mühe, ihnen Standhaftigkeit einzuflößen, als **Eulogius**, ein Presbyter zu **Cordua**, der schon einige Zeit vorher wegen einer ähnlichen Geschäftigkeit diese Stadt hatte verlassen müssen. Jezt wurde er ins Gefängniß geworfen; fuhr aber auch darinne fort, den Muth seiner Mitbrüder zu stärken. Es bot sich ihm dazu noch eine ausserordentliche Gelegenheit dar. Die Araber, welche nur die Verachtung ihrer Religion hindern; nicht aber aus Verfolgungsgeist die Anzahl christlicher Märtyrer vermehren wollten, fragten den Bischof **Reccafrid** um Rath, welche Maaßregeln sie deswegen ergreifen sollten. Dieser antwortete ihnen, Christen, welche ohne dringende Ursache den **Muhammedanischen** Glauben mißhandelten, und den ihrigen dagegen stellten, könnten nicht als Märtyrer angesehen werden, wenn sie darum das Leben einbüßten; vielmehr müsse man sie als Verbrecher betrachten, welche den Tod verdient hätten. Ein Gutachten, das man immer eines Bischofs höchst unwürdig gehalten hat; und gleichwohl, wenn **Reccafrid** nur so viel sagen wollte, daß es einem Christen nicht gebühre, die herrschende Landesreligion schimpflich zu behandeln, und durch das unzeitige Bekenntniß der seinigen Unruhen zu stiften, sich und andern Lebensgefahr zuzuziehen, urtheilte er nicht anders, als die verständigsten Christen der ersten Jahrhunderte. Er fand wenigstens Anhänger, und andere Christen geriethen darüber in Verlegenheit. Daher schrieb **Eulogius** zur Vertheidigung der Märtyrer; er leugnete es, daß die Richter von denselben aufgefordert würden. Da er unterdessen eine Muhammedanische Jungfrau zum Christenthum brachte: so wurde er deswegen im Jahr 859. enthauptet, und bald darauf auch seine Schülerinn. Man hatte ihn kurz vorher zum Erzbischof von

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Toledo gewählt. Seine Schriften: Memoriale Sanctorum, seu Libri III. de Martyribus Cordubensibus, worinne er die Geschichte dieser Märtyrer beschreibt; Apologeticus pro martyribus adversus calumniatores, dazu die Veranlassung schon angezeigt worden ist; Exhortatio ad martyrium, sive documentum martyriale ad Floram et Mariam, virgines confessores, und einige Briefe, verrathen alle den eifriggutmeinenden; aber nicht den eben so einsichtsvollen Mann. Ambrosius Morales, der sie zuerst im Jahr 1574. zu Alcala de Henares (Complutum) in Folio ans Licht gestellt hat, ließ aus der ersten derselben vieles weg, was Muhammeds schimpflich abgebildete Handlungen und Lehrsäze betraf. Nach seiner Ausgabe hat man diese Schriften in verschiedenen großen Sammlungen, (wie in Biblioth. Patrum Colon. T. XV. p. 242. sq.) wieder abgedruckt. Das Leben des Eulogius, von seinem Freunde Alvarus beschrieben, steht an der Spitze derselben. (Ferreras l. c. S. 666. fg. Fabric. Biblioth. Lat. med. et inf. Latin. T. II. p. 123. sq. ed. Patav.)

In andern Ländern des Saracenischen Gebiets war der Zustand der Christen auch großentheils erträglich; wenn sie gleich an eine Ausbreitung ihrer Religion, oder an eine sehr blühende Verfassung nicht denken durften; und manchmal einigen Gewaltthätigkeiten ausgesezt waren. Al Mamun, und seine beiden Nachfolger, bezeigten sich ihnen günstig; unter der Regierung des erstern bekamen sie die Klöster zurück, welche ihnen in Aegypten abgenommen worden waren. (Elmacin. l. c. L. II. pag. 177.) Der Chalif Al Motawakkel hingegen befohl, daß sie und die Juden lederne Gürtel, und andere Merkmale, zum Unterschiede von den Muhammedanern, tragen, auf keinem Pferde, sondern bloß auf Eseln

und

und Maulthieren reiten, und auf ihre Hausthüren die Bilder von Teufeln, Affen und Schweinen mahlen sollten. (Eutychii Chronic. p. 448.) Man glaubt, daß sein christlicher Arzt Bachtischua, — denn Aerzte von dieser Religion wurden lange von den Chalifen gebraucht, und durch medicinische Kenntnisse hatten sich die Christen ansehnliche Freyheiten bey denselben erworben, — durch seine großen Reichthümer und eine verschwenderische Pracht zu diesem Befehl Gelegenheit gegeben habe; der Chalif nahm ihm wenigstens sein ganzes Vermögen. Dieser Fürst ehrte einen andern christlichen Arzt, Honain Ebn Isaak, desto mehr. Nachdem derselbe, weil ihn sein Lehrer zu Bagdad verstieß, im Griechischen Reiche und zu Baßora so ungemeine Kenntnisse und einen so hohen Ruf erlangt hatte, daß ihn der Chalif mit großen Einkünften in seine Dienste zog; besorgte dieser gleichwohl, daß Honain heimlich mit dem Griechischen Kaiser zu seinem Schaden in Verbindung stehen möchte. Er befohl ihm also, ein Gift zuzubereiten, wodurch er seinen Feind auf eine unmerkliche Art aus der Welt schaffen könnte. Der Arzt weigerte sich dessen; mußte daher ein Jahr lang im Gefängnisse schmachten, und wurde darauf mit dem Tode bedroht; aber alles vergebens. Als er endlich befragt wurde, was ihn gehindert habe, dem Fürsten zu gehorchen? gab er zur Antwort: seine Religion, welche ihn lehre, selbst seinen Feinden Gutes zu thun; und seine Lebensart eines Arztes, die ihn verpflichte, nur heilsame Mittel zu verfertigen. Seitdem wurde er mit Ehrenbezeigungen und Wohlthaten überschüttet. (Abulfar. Hist. Dynastiar. p. 171–173.) Uebrigens scheint es auch, daß die Bedrückungen, welche die Christen unter der Arabischen Herrschaft ausstanden, meistentheils von dem großen Hauffen, oder von einzelen Befehlshabern herrührt

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

gerührt haben; am Throne aber mehr Gerechtigkeit für sie bereit gewesen ist. Im Jahr 921. verbrannten die Muhammedaner zu Damascus, nach dem Elmakin, (l. c. pag. 246.) in einem Aufstande eine große Kirche der Christen, deren goldene und silberne Gefäße sie plünderten; ein daran stoßendes Nonnenkloster wurde ebenfals zu Grunde gerichtet; und bald darnach zerstörten sie auch die dortigen Kirchen der Jacobiten und Nestorianer. Nach einigen Jahren legte man den Mönchen, Bischöfen und Armen der Christen in Aegypten eine Steuer auf. Als sich aber einige Mönche deswegen an den Chalifen Moktader Billa gewandt hatten, verordnete er, daß alle diese Christen von der Steuer frey seyn sollten; es sollte ihnen das Vorrecht verbleiben, das sie von dem Urheber ihres Berufs erhalten hätten. (Idem l. c. pag. 243.) Eben dieser Geschichtschreiber gesteht, (l. c. pag. 261.) daß es die ärgerlichen Händel der uneinigen Christen in jenem Lande gewesen sind, welche den Regenten desselben um das Jahr 936. veranlaßten, ihnen ihre Kirchen, nebst allen kostbaren Geräthschaften derselben, wegnehmen zu lassen. Für eine Geldsumme, welche der Fürst billiger bestimmte, als ein Bischof selbst, erhielten sie ihre Geräthe zurück, und lernten sich seitdem in Einer Kirche friedlich vertragen. Kaum verdient es noch bemerkt zu werden, daß auch die Schriften der Christen gegen die Muhammedanische Religion nichts zur Empfehlung der christlichen unter den Arabern beygetragen haben. Theils wurden sie von diesen nicht gelesen; theils waren sie mit zu vieler Erbitterung geschrieben, zu voll unrichtiger Vorstellungen vom Muhammed und seinem Glauben; höchstens dazu geschickt, die Christen von Annehmung desselben zurück zu halten. Selbst der Kaiser Leo der Weise, der gegen den Anfang des zehnten Jahrhunderts regierte, hat

hat Schriften dieses Inhalts hinterlassen. (Epistola ad Omarum Saracenum, de fidei christianae veritate, et Saracenorum erroribus, latine, in Biblioth. P. P. max. Lugdun. T. XVII. p. 45. sq. Eiusd. caput, quo modo adversus Saracenos pugnare oporteat? graece et latine a Io. Lamio ed. in Io. Meursii Opp. T. V. Praef. p. 4.)

J. n. C. G. 814. bis 1073.

Leichter schien es, die Juden zum Christenthum zu bringen, deren so viele Tausende unter christlicher Botmäßigkeit lebten, und denen der Uebergang zu jener Religion gewissermaaßen schon durch die ihrige gebahnt war. Allein, was ihnen denselben schon längst von ihrer und von der Seite der Christen erschwerte, wie an einem andern Orte (Th. XIX. S. 298. fg.) gezeigt worden ist, das dauerte in diesem Zeitalter nicht allein fort; sondern bekam auch neuen Zuwachs. Freyheit und Wohlstand machten sie jezt dem Christenthum fast noch weniger geneigt, als ehemals Zwang und Härte. Sie waren im Fränkischen Reiche von Karln dem Großen günstig behandelt, selbst zu Geschäften gebraucht worden; aber sein Sohn Ludwig erwies ihnen so viele Gewogenheit, daß seine christlichen Unterthanen zum Theil darüber ihr Mißvergnügen lebhaft äusserten. Dieser Kaiser hatte einen jüdischen Arzt Zedekias, von dessen zauberischen Künsten die lächerlichsten Erzählungen auf die Nachwelt kamen; zum Beyspiel, daß er ganze mit Heu beladene Wagen, nebst dem Fuhrmanne und den Pferden aufgefressen; Menschen verschlungen, manchen Kopf, Hände und Füße abgehauen; alles aber wieder ohne die geringste Beschädigung an seinen Ort versezt habe; und dergleichen mehr. (Trithem. Chronic. Hirsaug. ad a. 879. T. I. p. 34.) Vermuthlich stand er bey Ludwigen in großen Gnaden; belustigte den Hof durch damals unerklärbare Kunststücke, und verschaffte seiner Nation

manche

J. n. C. G. 814 bis 1073.

che die ältern Bischöfe und Synode über den Unterschied der christlichen und jüdischen Religion, der heiligen Schrift gemäß, gefällt hätten, zu senden; damit er sehen könne, daß die Juden verabscheuungswürdiger sind, als alle Ungläubige. Dieses leistete er in einem andern Schreiben, woran auch zwey andere Bischöfe Theil nahmen. (Epist. de Iudaicis superstitionibus, ibid. p. 66–88.) Hilarius also, Ambrosius, und andere alte Lehrer, werden zum Zeugnisse angeführt, daß man mit den Juden ganz und gar keine Verbindung unterhalten, und ihren Gottesdienst nicht begünstigen dürfe. Darunter steht auch des Apostels Johannes gleiches Betragen gegen den Cerinthus: denn dieser, sagt Agobard, war zwar ein Ketzer; aber, als ein solcher, stimmte er doch in einigen Lehrsätzen mit der Kirche überein; die Juden hingegen lügen und lästern durchaus Gott und seine Kirche; halten nur seinen Tod für wahr; sehen ihn jedoch nur als einen natürlichen an. Sie sagen, daß ihr Gott körperlich sey, und menschliche Gliedmaaßen, nur unbeugsame Finger, habe; daß er auf einem Throne sitze, der von vier Thieren getragen werde, eingeschlossen in einem großem Pallaste; daß er viel Ueberflüßiges denke; woraus, weil es nicht zur Würksamkeit kommt, Dämonen entstehen; und unzähliche andere Ungereimtheiten mehr von Gott. Sie behaupten ferner, daß die Buchstaben ihres Alphabets ewig sind; und daß das Gesetz Mosis lange vor der Schöpfung geschrieben worden ist; daß es mehrere Erden, Höllen und Himmel gebe; und was der Unwahrheiten mehr sind, welche sie über jede Seite des alten Testaments erdichtet haben. Von Jesu erzählen sie, daß er ein junger angesehener Jude, und Schüler Johannes des Täuffers gewesen sey, der auch viele Schüler gehabt, und darunter einem wegen seines harten Kopfs den

Nah-

Nahmen Kephas oder Petrus beigelegt habe; daß ihn endlich Tiberius, wegen vieler Lügen angeklagt, ins Gefängniß habe werfen lassen; besonders weil seine Tochter, der er, ohne einen Ehemann, einen Sohn versprochen, dafür einen Stein zur Welt gebracht habe; daß er endlich als ein Zauberer gehenkt, und ihm der Kopf mit einem Steine zerschmettert, daß er bey einer Wasserleitung begraben, und sein Grab einem Juden zur Bewachung anvertrauet worden sey; eine Ueberschwemmung habe des Nachts seinen Körper fortgeführt, den man auf Befehl des Pilatus ein Jahr lang vergebens gesucht habe; daher habe dieser verordnet, daß, weil ihn die Juden aus Neid umgebracht hätten, und er nach seinem Versprechen auferstanden sey, sie ihn anbeten sollten, wenn sie nicht in der Hölle gestraft seyn wollten. Auch sollen die Juden den Christen Anbetung der Götzen Schuld geben, und die Wunder, welche bey denselben durch Fürbitte der Heiligen geschehen, vom Teufel herleiten. Hierauf beweiset Agobard ausführlich aus der heil. Schrift, (pag. 78. sq.) wie sehr die Juden gehaßt und verabscheuet zu werden verdienen; wie sehr sie unter dem göttlichen Fluche liegen. Besonders dringt er darauf, daß Paulus in seinen spätern Jahren alle Gemeinschaft mit denselben aufgehoben, und daß Petrus, (wenn gleich dieses nur in einem apokryphischen Buche stehe,) mit dem ungetauften Clemens nicht habe essen wollen.

J. n. C. G. 814 bis 1075.

Vergebens begab sich Agobard, dieser Angelegenheiten wegen, an den Hof; der Kaiser ertheilte ihm nur den Befehl, zurück zu reisen. Er wandte sich daher in einem Schreiben an die vornehmsten Staatsbedienten, Adalard, Abt von Corbie, Wala, seinen Bruder und Nachfolger in dieser Abtey, und Helisachar, Abt von Centula, die er auf eine sonst für

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Bischöfe ungewöhnliche Art, reverendissimos ac beatissimos Domnos et Dominos et Patres sanctos nennt. (Consultatio et supplicatio ad Proceres Palatii de baptismo Iudaicorum mancipiorum, l. c. p. 98–102.) Diese bat er um ihren Rath, oder um einen kaiserlichen Befehl in Ansehung seines Verhaltens gegen die heidnischen Sclaven der Juden. Sie lernen, schreibt er, unsere Sprache; werden mit unserer Religion bekannt, und verlangen endlich getauft zu werden. Sollen wir ihnen dieses abschlagen, oder nicht? Ich glaube, daß Gott an einen solchen Sclaven mehr Recht habe, als derjenige, welcher ihn für Geld gekauft hat; daß der Sclave für seine Religion Gotte allein verantwortlich sey. Alle Lehrer des Christenthums also, von den Zeiten der Apostel an, haben nicht erst die Erlaubniß der leiblichen Herren abgewartet, um ihre Sclaven zu taufen; nur daß diese, wenn sie es nicht vermeiden konnten, in ihrem Stande bleiben mußten. Es wäre gottlos und grausam, Heyden, welche sich zu Christo flüchten, nicht aufzunehmen; da der Kaiser sogar heydnische Nationen, die er besiegt hat, Christo unterwirft. Auch sollen die Herren den gehörigen Preiß für ihre Sclaven erhalten; aber sie wollen ihn, im Vertrauen auf die Gewogenheit der Staatsbedienten, nicht annehmen. **Agobard** fürchtet die göttliche Verdammniß, wenn er den Juden oder ihren Knechten die Taufe versagt, und Menschen zu beleidigen, wenn er sie ihnen ertheilt; er wünscht also, aus diesen ängstlichen Besorgnissen gerissen zu werden. — Daß dieser Wunsch nicht erfüllt worden sey, sieht man aus einem andern Schreiben, welches er einige Zeit darauf an den Erzcaplan (Archicapellanus oder Sacri Palatii Antistes) **Hilduin**, und an den Abt **Wala** abgelassen hat. (Epistola ad Proceres Palatii contra praeceptum impium de baptismo Iudaicorum mancipiorum,

rum, l. c. p. 192—197.) Ausserdem daß eine zum Christenthum übergetretene Jüdinn deswegen eine harte Verfolgung erlitt, meldet er ihnen auch, daß die Juden einen kaiserlichen Befehl verbreiten, Kraft dessen kein jüdischer Sclave wider seines Herrn Willen getauft werden dürfte. Er kann es jedoch nicht glauben, daß derselbe von einem so eifrig christlichen Fürsten herrühre, weil er ganz wider die Vorschrift Christi laufe, jedermann zu taufen. Daß die Apostel dieses auch beobachtet haben, soll man unter andern aus der Stelle sehen, wo **Paulus** die Hofbedienten des Kaisers **Nero** grüßen läßt, (Philipp. C. IV. v. 22.) die gewiß nicht mit seiner Einwilligung getauft worden sind; ingleichen aus der Empfehlung des **Onesimus** an seinen Herrn **Philemon**, durch eben denselben Apostel. Es giebt noch ein Schreiben dieses Erzbischofs an einen Fränkischen Bischof, (Epist. exhortatoria ad Nibridium, Episc. Narbon. de cavendo convictu et societate Iudaica, ib. p. 102—197.) gegen welchen er auch seine Klagen über die Verführungen und andere traurige Folgen ausschüttet, welche aus der gedachten Verbindung der Christen mit den Juden entstünden. Manche, sagt er, von unsern gemeinen Christen und Landleuten, halten dieselben vor das einzige Volk Gottes, bey welchem die Ausübung der wahren Religion, und ein gewisserer Glaube, als bey den Christen, sey. Nachdem er dem Bischof den unglücklichen Erfolg seiner Bemühungen angezeigt, und ihm nachdrücklich eingeprägt hat, daß die Juden schlechterdings in allem, was sie thun und besizen, dem Fluche unterworfen sind: ermahnt er ihn, bey diesen Grundsäzen fest zu halten. Man darf zwar nicht leugnen, wie auch **Balüze** (Not. ad Agobard. l. c. T. II. p. 18.) angemerkt hat, daß sich **Agobard** auf die Geseze **Karls des Großen**, und seines Sohnes **Ludwigs** selbst, auch der ersten

J. n. C. G. 814 bis 1073.

 christ-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

christlichen Kaiser berufen konnte, nach welchen den Juden keine christliche Sclaven verkauft werden sollten. Es läßt sich überdieß wohl begreifen, daß die reichen und bey Hofe viel vermögenden Juden auf die Sitten und Religionsgesinnungen der ohnedem schlecht unterrichteten Christen, nachtheilig gewürkt haben mögen. Man kennt sogar einen Diakonus, **Bodo**, der sich im Jahr 839. beschneiden ließ. (Annal. Bertin. ad a. 839. pag. 194. T. III. Duchesn.) Aber sein Eifer und Religionshaß führten ihn allzu weit; er that Eingriffe in die Rechte der Obrigkeit, und war auch leichtgläubiger bey dieser Angelegenheit, als man es von ihm hätte erwarten sollen.

Karl der Kahle, der den jüdischen Leibarzt seines Vaters beybehielt, scheint auch die Juden in seinem Reiche, wie er, geschüzt zu haben. Indessen waren die Bischöfe in demselben immer beschäftigt, Bekehrungen in dieser Nation zu bewürken. Der berühmte Clericus der Gemeine zu **Lyon**, **Florus**, hat ein Schreiben eines Bischofs an den Kaiser, welches diese Bemühungen anbetrifft, zum Theil aufbehalten, (Flori Collect. n. 18. p. 598. sq. in Dacher. Spicileg. sive Collect. vett. aliquot Scriptt. T. I. Paris. 1723. fol.) welches die Französischen Benediktiner **Agobarden** oder seinem Vorgänger **Leidraden** beylegen möchten; (Hist. litt. de la France, T. V. p. 226.) **Basnage** aber (l. c. pag. 91.) viel wahrscheinlicher einem der nächsten Erzbischöfe von **Lyon**, seit dem Jahr 852, **Remigius**, zuschreibt: denn die Juden waren vorher daselbst zu mächtig, als daß man einen solchen Versuch an ihnen gewagt hätte. Der Bischof meldet also dem Kaiser, daß er, von ihm unterstüzt, mehrere Juden von jedem Geschlechte, Stande und Alter zum Christenthum gebracht habe; daß diese wiederum die Ungläubigen, besonders die leichter zu bewegenden

Kna-

Knaben und Jünglinge zur Nachahmung aufgemuntert hätten; auch von diesen viele dazu bereit gewesen wären; zumal da ihnen an jedem Sonntage von christlichen Priestern geprediget würde. Als ihre Eltern davon hörten, schafften sie eine große Anzahl derselben heimlich nach Arles. Allein der Bischof ließ die zurückgebliebenen vor die versammlete Gemeine kommen, damit diejenigen sich frey erklären könnten, welche Christen zu werden wünschten. Sogleich fielen, ohne alle Ermahnung, sechs Knaben den Priestern zu Füßen, und baten um die Taufe. Eben dieses thaten sie gegen ihn; ihre Bitte wurde bewilligt, und sieben und vierzig andere folgten ihnen gleich darauf nach. Er übergab sie den Priestern zum Unterrichte; die übrigen ließ er ihren Eltern zustellen. Zulezt bittet er den Kaiser, nicht allein dazu behülflich zu seyn, daß diese jungen Juden zu Söhnen der Kirche erzogen werden können; sondern auch dem Bischof von Arles den nachdrücklichen Auftrag zu geben, daß er auf gleiche Weise für die Seeligkeit der dahin versezten sorgen sollte.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Auch in diesen Jahrhunderten wurde der Haß gegen die Juden dadurch unterhalten und verstärkt, daß man sie verrätherischer Verständnisse mit den Arabern gegen die Christen beschuldigte. Nach einer alten Erzählung sollten die Juden zu **Toulouse** bald nach dem Jahr 715. den Saracenischen Fürsten **Abderrahman** in Spanien aufgemuntert haben, in Frankreich einzubrechen, und die Christen daselbst auszurotten; er sollte auch einen beträchtlichen Theil davon erobert, die dortigen Einwohner umgebracht, und nur den Juden, ihrem geheimen Bündnisse mit ihm zu Folge, verstattet haben, in aller Freyheit zu **Toulouse** zu leben. Nachdem aber **Karl der Große** den **Abderrahman** nach Spanien zurückgeschlagen, auch

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Toulouse wieder eingenommen hatte, soll er die jüdischen Einwohner dieser Stadt sämmtlich zum Tode verurtheilt, und nur auf ihr wehmüthigstes Bitten es bey der Hinrichtung der vornehmsten Verräther unter ihnen haben bewenden lassen; in Ansehung der übrigen hingegen verordnet haben, sie sollten bloß mit der Bedingung künftig zu Toulouse bleiben, daß jährlich einer von ihnen, an drey bestimmten Festtagen, vor der Thüre einer Kirche von einem starken Manne eine Ohrfeige bekommen, und sie vorher drey Pfund Wachs als eine Steuer übergeben sollten. Schon Basnage hat gezeigt, (l. c. p. 78. sq.) daß der größte Theil dieser Erzählung, welche sich in der Lebensbeschreibung Theodards, eines Clerikers zu Toulouse, nachmals Erzbischofs von Narbonne, findet, (de gestis Carlomanni, Caroli Simplicis, et successorum, ex vita S. Theodardi, Confessoris Christi, in Duchesn. Hist. Francor. Scriptt. T. III. pag. 430. sq.) wegen grober Unrichtigkeiten, die sie enthält, nicht wahr seyn könne. Allein der Umstand ist wenigstens ausgemacht, daß sie jene schimpfliche Behandlung lange Zeit zu Toulouse ausstehen mußten. Denn um das Jahr 880. klagten sie bey dem Westfränkischen Könige Karlmann, daß ihnen dadurch großes Unrecht wiederfahre, und flehten um die Aufhebung derselben. Der König ließ darauf durch den Herzog von Aquitanien Richard eine Versammlung der Bischöfe von Septimanien und Aquitanien zu Toulouse, unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Narbonne, halten, bey welcher auch viele andere Christen und Juden gegenwärtig waren. Als beide Partheyen darüber mit einander heftig stritten: las der gedachte Theodard zwey Befehle Karls des Großen und seines Sohns Ludwig vor, worinne die vorher beygebrachte Erzählung und Entscheidung Karls enthalten waren. Die Juden wandten zwar

dage-

dagegen ein, daß nach ihrem Geseze der Sohn nicht wegen der Missethat seines Vaters gestraft werden müße; ferner, daß sie berechtigt wären, andere Völker zu richten; nicht aber von denselben gerichtet werden dürften; und dergleichen mehr; allein **Theodard** bewies ihnen, daß sie vielmehr nach ihrem Geseze eine siebenfach stärkere Strafe leiden sollten. (l. c. p. 429–434.) Doch es ist der Mühe nicht werth, von dieser langen Streitunterredung mehr anzuführen. Die darinne vorkommenden Urkunden der beiden Kaiser sind offenbar unächt; und auch unter den übrigen Umständen giebt es manche sehr verdächtige. Genug, diese Strafe der Juden dauerte zu Toulouse bis ins zwölfte Jahrhundert fort.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Solche ältere Hindernisse einer Annäherung der Juden zur christlichen Kirche wurden mehrmals von dem Clerus bestätigt. So schärfte es die Synode zu Metz, wo Juden wohnten, und der Bischof eine Vorstellung wider sie eingab, im Jahr 888. von neuem ein, (Can. 7. p. 412. in Harduin. Actis Concill. T. VI. P. I.) daß niemand mit ihnen essen und trinken, noch Speise und Trank von ihnen nehmen sollte, weil sie manches, was die Christen genössen, vor unrein hielten. Man haßte die Juden so unversöhnlich als Feinde des Christenthums, daß man geneigt war, ihr Leben Gott zum angenehmen Opfer darzubringen. **Ferdinand der Erste**, König von Leon und Castilien, hätte beinahe, da er im Jahr 1065. seinen lezten Feldzug gegen die Arabischen Könige von Saragossa und Toledo unternahm, vorher, von seiner Gemahlinn angereizt, alle Juden in seinen Reichen niederhauen lassen, um sich des Siegs desto mehr zu versichern. Aber die Bischöfe hinderten es, daß seine Unterthanen und Soldaten, welche nur auf die Erlaubniß dazu warteten, dieselbe nicht empfingen. Der damalige Papst, Alexander

J. n. C. G. 814 bis 1073.

xander der Zweyte, lobte sie wegen dieses Widerstandes; (Epist. XXXIV. p. 1183. in Labbei Concill. T. IX.) berief sich auf Gregor den Großen, der keine Gewaltthätigkeiten wider die Juden gebraucht wissen wollte, und bemerkte zugleich den Unterschied, der zwischen den die Christen verfolgenden Arabern, und den ihnen dienenden Juden sey. Unterdessen erhielt sich doch die herrschende Denkungsart gegen die Juden. Daher, und auch aus andern bekannten Ursachen, konnten die Widerlegungsschriften, durch welche man sie zu bekehren suchte, gar keine Würkung bey ihnen thun. Amulo, oder Amularius, Erzbischof von Lyon, seit dem Jahr 841. schrieb ein solches Buch, (contra Iudaeos Liber, ad Carolum Regem, Lotharii Imp. fratrem,) das man ehemals, wider das Zeugniß des Trithemius, (de Scriptt. eccles. c. 273.) unter dem Nahmen des Rabanus Maurus, zu Dijon 1656. 8. ans Licht gestellt hat. Von andern Schriftstellern dieser Art braucht nur der Cardinal Petr. Damiani im eilften Jahrhunderte genannt zu werden, der das Gewöhnliche, wodurch man die Juden von der Wahrheit der christlichen Religion zu überzeugen suchte, nicht übel entwickelt hat. (Antilogus contra Iudaeos, et Dialogus inter Iudaeum et Christianum, Opp. Tom. III. Paris. 1663. fol.) Er hält es zwar vor nüzlicher, wider die Laster und Werkzeuge des Teufels, als wider die Juden, zu streiten, die beinahe schon von der Erde vertilgt wären; doch billigt er es, wenn nicht bloß Streitsucht dabey zum Grunde liege. Die fortdauernde Zerstreuung der Juden sieht er als einen Hauptbeweis an, den man gegen sie benüzen könne.

Abwechselnd, wie in den Abendländern, war ihr Zustand auch im Griechischen Kaiserthum, und unter der Regierung der Chalifen; großentheils aber nicht unglücklich. Im Reiche der leztern hatten sie ihren

Für-

Fürsten des Exils und ihre blühendesten Schulen, wie man oben (S. 270. fg.) gesehen hat; wenn ihnen gleich die Erlaubniß, diese Stellen zu besezen, Geld genug gekostet zu haben scheint. Man darf unterdessen nicht bloß mit Basnage (l. c. p. 105.) muthmaaßen, daß es eine von den jüdischen Vergrößerungen sey, nach welcher, um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, in der einzigen Stadt Pheruz Schibbur, nicht weit von Babylon gelegen, und dem Size einer neuen höhern Schule, neunmal hundert tausend Juden gewohnt haben sollen. Die Christen betrachteten sie stets als ihre mit den Muhammedanern verbundene Feinde: und Elmakin meldet, (Hist. Saracen. L. III. p. 262) daß, als diese im Jahr 939. die Kirche der Christen zu Ascalon plünderten und zerstörten, die Juden ihnen dabey geholfen haben. Von Bekehrungen derselben in diesen Gegenden trifft man beynahe keine Spur an; wohl aber findet man, daß in den spätern Zeiten des zehnten Jahrhunderts, der vornehmste Staatsbediente des Aegyptischen Sultans, Jacob, Sohn des Joseph, aus einem Juden ein Muhammedaner geworden war. (Elmacin. l. c. pag. 315.) Solche Beyspiele mögen im Arabischen Gebiete nicht eben die seltensten gewesen seyn; was sie vermehren konnte, ist bey dem Abrisse des Muhammedanismus angezeigt worden. Sogar wo Christen, Juden und Muhammedaner unter der Herrschaft der erstern vermischt waren, müssen sie vorgekommen seyn, weil noch im Jahr 1233. der König von Aragonien und Majorca, Jacob, auf einer Versammlung seiner Stände zu Tarragona, das Gesez geben ließ, kein Jude sollte ein Saracene, noch ein Saracene ein Jude werden. (Petri de Marca Marca Hispan. p. 527.) In den lezten hundert Jahren dieses Zeitalters änderte sich der Zustand der Juden in den Arabischen Morgenländern

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

dern auf eine nachtheilige Art. Daß ihre berühmten Schulen daselbst meistentheils zu Grunde gegangen sind, ist bereits anderswo (oben S. 271.) angezeigt worden. Aber die Zerrüttung des Chalifats selbst brachte auch gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts eine Verfolgung über sie hervor, in welcher ihre Fürsten des Exils umkamen: und die Nation hörte seitdem auf, sich neue zu wählen. Einiges Zweifelhafte in dieser Erzählung hat Basnage (l. c. pag. 109. sq. p. 114. sq.) berührt. Hakem, dritter Sultan von Aegypten, aus dem Geschlechte der Fatimiden, seit dem Jahr 996. drückte zugleich Christen und Juden, und entriß ihnen ihre Kirchen. Viele derselben nahmen daher den Islam an; doch gab er ihnen auch wieder die Freyheit, zu ihrer alten Religion zurückzukehren, und ihre Kirchen aufzubauen. (Elmac. l. c. p. 323.) Im Griechischen Kaiserthum nennt die Geschichte dieser Zeiten die Juden selten; freylich jedoch immer mit Merkmalen des Widerwillens gegen sie, der dadurch eine neue Stärke gewonnen haben mag, daß die jezt so verhaßten Gegner der Bilderverehrung mit ihnen gleiche Gesinnung hatten. Daher wurde allem Ansehen nach Michael der Stammelnde, der seit dem Jahr 820. regierte, und eben diese Gesinnung hatte, noch überdieß die Juden gütig behandelte, so schwarz, wiewohl zum Theil gegen alle Wahrscheinlichkeit, abgeschildert. Zonaras sagt von ihm, (Annal. L. XV. p. 135. T. II. ed. Paris.) er sey aus Amorium gebürtig gewesen, wo Juden, Attinganer und andere Gottlose eine vermischte ketzerische Parthey ausgemacht hätten, welche mit der Taufe auch das ganze Gesez Mosis beobachtete; er habe einen Juden bey sich im Hause gehabt, von dem er unterrichtet worden sey; dieser Nation überhaupt ergeben, habe er befohlen, am Sabbath zu fasten; habe die Auferstehung

hung der Todten und das künftige Leben geleugnet, die Propheten verlacht, und dem **Judas** die Seeligkeit zugesprochen. In der Legendengeschichte des berühmten Armenischen Mönchs und Wunderthäters **Nicon**, um den Ausgang des zehnten Jahrhunderts, findet sich auch ein Auftritt, der, ohne durchaus glaubwürdig zu seyn, doch gar wohl dazu dienen kann, den allgemeinen Haß der Christen gegen die Juden, wie er auch von ihren ehrwürdigsten Männern genährt wurde, zu bestätigen. **Nicon**, erzählte man, (in Baron. Annall. Eccles. ad a. 982. pag. 963. sq. T. X. ed. Colon.) wurde nach Sparta gerufen, um diese Stadt von der Pest zu befreyen. Er versprach es mit der Bedingung, wenn man die Juden aus derselben vertreiben würde, und leistete es würklich, als dieses erfüllt wurde. Ein gewisser **Johannes Aratus** hingegen tadelte die dortigen Einwohner sehr heftig darüber, daß sie so ungerecht mit den Juden verfahren wären; er brachte auch einen derselben, unter dem Vorwande einer künstlichen Handarbeit, wieder in die Stadt. Allein **Nicon**, der nicht einmal den Nahmen dieser Nation aussprechen oder hören konnte, prügelte die Juden zur Stadt hinaus; und da **Aratus** nicht aufhörte, ihn zu lästern, wurde er in kurzem durch eine Krankheit hingerissen.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Mitlerweile aber daß die Christen sich immer mehr ausser Stand sezten, die Juden für ihre Religion zu gewinnen, hatten sie in der **Bekehrung der Heyden**, die, von manchen Seiten betrachtet, noch schwerer war, einen desto größern Fortgang. So viele und so zahlreiche heydnische Nationen, als in diesen drey Jahrhunderten zum Christenthum gebracht wurden, die **Dänen**, **Schweden** und **Norweger**, im Norden von Europa; die **Böhmen**, **Mähren**, **Sorben**,

 und

J. n. C. G. 814 bis 1073.

und andere Slavische Nationen in Deutschland; die Pohlen und Russen, von eben diesem großen Völkerstamm in den östlichen Gegenden unsers Welttheils; in den mehr südlichen die Bulgaren und Ungarn, schienen den wichtigen Verlust reichlich zu ersezen, den Muhammed dieser Religion zugefügt hatte. Wie richtig dieses Urtheil seyn möchte, können nur die Ursachen und Folgen jener Bekehrungen erklären.

Seit den lezten Jahren Karls des Großen hatte sich das nördliche Europa für die übrigen Länder dieses Welttheils, und besonders für das Fränkische Reich, zuerst gleichsam zu öffnen angefangen. Durch die Siege jenes Fürsten über die benachbarten Sachsen und Wenden zu eifersüchtigen Besorgnissen gereizt, ergriff Gottfried, König von Südjütland, im Jahr 804. wider ihn die Waffen; noch im Jahr 810. ließ er durch seine Flotte die Friesländischen Küsten verwüsten. Seines Bruders Sohn Heming, der ihm in eben dem Jahre folgte, schloß zwar sogleich mit Karln Friede; starb aber schon im folgenden Jahre: und nun entstand ein Erbfolgekrieg im Südjütischen Reiche, der eine solche Wendung nahm, daß einer von den Mitbewerbern um den Thron, der Prinz Heriold (gewöhnlich Harald genannt,) sich im Jahr 814. zu seinem Bundesgenossen, dem Kaiser Ludwig dem Frommen, flüchten mußte. Dieser unterstüzte ihn seit dem folgenden Jahre mit einem Kriegsheere so nachdrücklich, daß ihn endlich Gottfrieds Prinzen als ihren Reichsgehülfen erkannten. Durch diese Begebenheiten und Verbindungen, welche den Franken ihre Nachbarn am nördlichen Theil des von ihnen neu eroberten Sachsenlandes, oder gegen die Gränzen des heutigen Holsteinischen zu, die mit einem allgemeinen Nahmen genannten Normänner, bekannter machten,

ten, wurde ihnen auch zuerst ein Weg gezeigt, ihre Religion zu denselben hoffnungsvoll hinzuleiten. Willibrords Versuch, am Ende des siebenten Jahrhunderts, das Christenthum in Jütland auszubreiten, war mißlungen: und ob er gleich auf der jezigen Insel Helgoland oder Heiligland, nicht weit von den Schleswigischen Küsten, (die aber damals Fositesland hieß,) einige Heyden taufte; (Chr. KGesch. Th. XIX. S. 153. fg.) obgleich hundert Jahre später Lüdger, der als erster Bischof von Münster berühmt wurde, eben daselbst das Christenthum recht gründete, (Altfridi vita S. Ludgeri, p. 90. in Leibnit. Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I.) und man also die Gemeine auf dieser Insel als die erste christliche im Dänischen Reiche ansehen könnte; so gehörte doch die Insel damals zum Frießländischen Gebiete. Als aber im Jahr 822. Harald und seine Mitregenten sich wegen ihrer Mißhelligkeiten abermals an den Kaiser wandten: schickte er zween Grafen in ihr Reich, um den Zustand desselben kennen zu lernen, und bediente sich dieser Gelegenheit, auch den christlichen Glauben daselbst auszubreiten. Dazu wurde auf der Kirchenversammlung zu Attigny der Erzbischof von Rheims, Ebbo, gewählt, und ihm Halitgar zum Gehülfen mitgegeben. Der Papst Paschalis der Erste bestätigte dieses, indem er in einer Bulle, die unter ander Pontoppidan (Annales Eccles. Danicae diplomatici, oder nach Ordnung der Jahre abgefaßte, und mit Urkunden belegte Kirchenhistorie des Reichs Dänemark, Erster Theil, S. 19. fg. Kopenhagen, 1741. 4.) mitgetheilt hat, ihnen die Vollmacht gab, das Evangelium in Norden zu predigen; nur mit der Bedingung, daß sich der Erzbischof, wenn ihm bey diesem Geschäfte ein Zweifel aufstieße, an die Römische Kirche wenden sollte, um aus dieser reinsten Quelle Beleh-

rungen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

rungen zu schöpfen. Ebbo reiste also nach Jütland, und taufte daselbst viele Heyden. (Eginh. Annal. ad a. 840. pag. 252. ad a. 810. p. 256. ad a. 811. 812. 814. 815. p. 257. sq. ad a. 823. p. 267. Gebhardi Dänische Geschichte im 32sten Theil der Fortsezung der Allgem. Weltgist. S. 380. fg.)

Harald selbst wurde endlich durch seine Vorstellungen dem Christenthum günstig. Ein Schriftsteller dieser Zeiten, Ermoldus Nigellus, vielleicht Abt von Aniane, gewiß aber ein Benediktinermönch, den Ludwig der Fromme aus einer unbekannten Ursache in entlegene Gegenden verwiesen hatte, und der, zur Wiedererlangung seiner Gnade, die Thaten dieses Fürsten vom Jahr 781. bis 826. in einem Elegischen Gedichte besang, das Muratori zuerst vollständig mit einer Einleitung und Anmerkungen ans Licht gestellt, (Scriptt. Rer. Italicar. T. II. P. II. p. 1–80.) auch Mencke nach diesem Abdrucke in seine Sammlung eingerückt hat, (Scriptt. Rer. German. praecipue Saxonic. T. I. p. 866–955.) bringt hier manche besondere Umstände bey. Er hat sich zwar der poetischen, oder vielmehr der Freyheit eines bisweilen erträglichen Versificators bedient, die handelnden Personen nach seinen Begriffen sprechen zu lassen, wie in dem langen Auftrage, welchen der Kaiser dem Erzbischof Ebbo für seine Sendung giebt; (L. IV. p. 62. sq. ed. Murator.) doch läßt er sich auch zur Ergänzung der Geschichtschreiber benüzen, wenn er überaus wahrscheinliche Nachrichten hinzusezt. Nach ihm erklärte sich Harald gegen den Erzbischof, (l. c. p. 64. sq.) er wolle erst das Fränkische Reich, den Hof des Kaisers, und seinen Gottesdienst näher in Augenschein nehmen; würde er finden, daß ihm der Gott der Christen mehr geben könne, als seine Götter: so wolle er auch dem christlichen

chen Glauben beytreten. Er kam also im [illegible] 826. mit seiner Gemahlinn, seinem Sohne und [illegible] Normännern, zu Schiffe nach Mainz, und wurde von dem Kaiser in seinem Palaste in dem benachbarten Ingelheim sehr wohl aufgenommen. Hier empfieng er auch gar bald mit allen den Seinigen in der dortigen Kirche die Taufe, aus welcher ihn der Kaiser, so wie die Kaiserinn Judith, seine Gemahlinn, und ihr Prinz, der Mitkaiser Lothar, ihren Sohn hob. Den übrigen von seinem Gefolge leisteten Franken von verschiedenem Stande einen gleichen Dienst. Alle erhielten dazu, nach der alten sinnbildlichen Gewohnheit, weisse Kleider; der König, seine Gemahlinn und sein Sohn bekamen auch prächtige Kleider, Kronen und andere Geschenke; und eine herrliche Bewirthung folgte darauf für alle. Harald wurde endlich von dem Kaiser mit einigen Weinbergen am Rhein, und mit der Grafschaft Riustri in Frießland, (oder im nördlichen Westphalen,) beschenkt, damit er einen Zufluchtsort haben möchte, wenn er in seinem Reiche nicht mehr sicher wäre. In dem Hauptinhalte dieser Nachrichten stimmen die Fränkischen Geschichtschreiber mit dem Nigellus überein; doch lassen sie die Taufe zu Mainz geschehen. (Eginh. Annales ad a. 826. p. 269. sq. T. II. Du Chesn. Astronomi vita et actus Ludovici Pii, ad e. a. l. c. p. 304. Annal. Bertin. ad e. a. p. 183. Tom. III. Du Chesn.) Einer von ihnen aber (Monach. Sangallens. de gestis Caroli M. L. II. pag. 83. in Canis. Lect. antiq. T. II. P. III. ed. Basn.) meldet noch einen Auftritt, der dem Geiste der Bekehrungen dieser Jahrhunderte so ähnlich sieht, daß er hier nicht übergangen werden darf. Da einem jeden Normann, der sich taufen ließ, aus der kaiserlichen Kammer das weiße Kleid (oder Westerhemd) und von seinem Pathen schöne Geschenke ertheilt wurden: so

J. n. C. G. 814 bis 1073.

melde-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

fand wieder keinen, den er in dieser Absicht dahin schicken konnte, als Anscharn. Dieser, der sich durch eine ältere himmlische Erscheinung zum Heydenbekehrer bestimmt zu seyn glaubte, erklärte sich bereit, alles bey dieser Unternehmung zu leiden. Der Abt von Corbie gesellte ihm noch den dortigen Prior (den man Nonnius oder Vater nannte,) Witmar zum Gehülfen bey; zu Haralden aber schickte er den Mönch Gislemar. Die beiden Reisenden wurden zwar unterwegens von Seeräubern ganz ausgeplündert; sie verloren besonders auch die ihnen mitgegebenen kaiserlichen Geschenke, und gegen vierzig Bücher zu ihrem Gebrauche. Aber Anschar blieb standhaft dabey, die Reise fortzusezen; welches sie mit großer Beschwerlichkeit theils zu Fuße, theils zur See thaten, bis sie nach Birka oder Sigtuna, den königlichen Siz, eigentlich nur einen großen königlichen Hof, kamen. Der König Bern oder Biörn nahm sie sehr wohl auf. So nennt ihn wenigstens Rembert, aus dem diese ganze Erzählung gezogen ist, (vita S. Anscharii, p. 86. ed. Mabill.) und Adam von Bremen; (Hist. Eccl. L. I. c. 16. p. 6. apud Lindenbrog. l. c.) allein in Schweden regierte damals mit dem abwesenden Ragnar, der König Eisten Beli: und Dalin muthmaaßt also, (l. c. S. 366.) daß man aus Beli bald Bero oder Biörn gemacht habe; wenn es gleich zu dieser Zeit noch einen kleinen Fürsten in Schweden, der würklich Biörn hieß, gegeben hat. Genug, den beiden Mönchen wurde erlaubt, ihre Religion zu predigen; sie fanden nicht geringen Beyfall; tauften einige; vornemlich aber freueten sich die vielen gefangenen Christen, daß sie nunmehr ihre Religionsgebräuche üben konnten. Sogar der Befehlshaber von Birka und königliche Rath Herigar nahm das Christenthum an, und ließ auf seine Kosten eine Kirche bauen. Nach einem

so

Eine lateinische Inschrift eines Steins in der Kirche zu Linköping soll beweisen, daß der Grund zu derselben im Jahr 813. gelegt worden, und daß sie also die älteste christliche im ganzen Norden sey. Daraus wird wieder gefolgert, daß der damalige König Bero der Dritte nebst einigen Großen, und nicht wenig Ostgothen, bereits das Christenthum angenommen haben müßten, weil sie Herberten, den Karl der Große aus den Niederlanden zu ihnen schickte, zum ersten Bischof von Linköping bestellt hätten. (Claud. Oernhjälms Historiae Sveonum Gothorumque Ecclesiast. L. I. p. 1. sq. 9. 10. Stockholm. 1689. 4.) Olof Dalins Geschichte des Reichs Schweden, aus dem Schwed. übersezt von Benzelstierna und Dähnert, Erster Theil, S. 298. fg. Greifswald, 1756. 4.) Unterdessen hat doch Dalin gezeigt, (l. c. S. 367.) daß der weit sich erstreckende Handel der Schweden; ihre beständigen und im neunten Jahrhunderte schon beynahe fünf hundert Jahre üblichen Väringsfahrten nach Constantinopel, (denn unter dem Nahmen Wareger oder Väringar waren die Schweden bey den Russen und Griechen am bekanntesten,) ihre weiten Reisen ausserhalb des Reichs, ihr Umgang mit allen Völkern, und die vielen Christensclaven, welche sie hatten, schon seit geraumer Zeit ein Gemische von Heydenthum und Christenthum in ganz Scandien hervorbrachten; ohne daß doch der Götzendienst aufhörte, als ein Landesgesez betrachtet zu werden. Das Gewisseste ist, daß um das Jahr 829. Schwedische Gesandte zu Ludwig dem Frommen gekommen sind, welche ihm unter andern Aufträgen versicherten, es gebe viele unter ihrer Nation, die den christlichen Glauben anzunehmen wünschten; selbst ihr König sey geneigt, Lehrer desselben aufzunehmen, wenn ihnen der Kaiser nur solche zukommen lassen wollte. Ludwig

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

welche Ebbo der dortigen Kirche geschenkt hatte; sonst verlor er alles; ertrug es aber mit der größten Gelassenheit. (Rembert. l. c. p. 89. Annal. Fuldens. ad a. 845. p. 549. ap. Duchesn. Tom. II.)

Gauzberten hatte unterdessen in Schweden ein gleiches Schicksal getroffen. Das Volk brach plözlich in seine Wohnung ein; ermordete seinen Neffen Nithard; raubte alles weg, und trieb ihn nebst seinen Gefährten gebunden, und unter vielen Beschimpfungen, zum Lande hinaus. Dalin sagt geradezu, (l. c. S. 371.) die unzeitige Hitze des jungen Bischofs, sein Hochmuth und Eifer, alle Heyden auf einmal bekehren zu wollen, habe ihm dieses Unglück zugezogen. Woher er dieses genommen habe, weiß ich nicht; wiewohl er sich auf Wilds Zusäze zu Pufendorfs Schwedischer Geschichte beruft: und es könnten auch dieses die Ursachen eben sowohl gewesen seyn, als überhaupt die Besorgnisse der Schweden für ihre väterliche Religion. Rembert versichert unterdessen, (l. c. p. 90.) und beweiset es durch ein Beyspiel, daß beinahe alle diejenigen, welche an diesen Gewaltthätigkeiten Antheil gehabt hatten, durch Tod, oder Pest, oder großen Verlust, im kurzen dafür gestraft worden sind. Schweden, fährt er fort, hatte seitdem fast sieben Jahre hindurch keine Lehrer des Christenthums; bis Anschar einen Einsiedler, Ardgar, (Dalin glaubt, im Jahr 837.) dahin schickte. Herigar, der indessen von den Ungläubigen viel gelitten hatte; aber sie auch durch verrichtete Wunder beschämt haben sollte, würkte demselben von dem Könige die Erlaubniß aus, öffentlichen Gottesdienst zu halten. Als bald darauf ein aus Schweden vertriebener König mit Hülfe der Dänen in das Reich einfiel, und diese schlechterdings Birka plündern und anzünden wollten: stellte Herigar den

den dortigen Einwohnern vor, daß sie offenbar von ihren Göttern keinen Beystand zu erwarten hätten, und sich also an den wahren Gott wenden möchten. Sie folgten ihm, und gelobten Christo zu ihrer Rettung Fasten und Almosen an. Darauf fragten die Dänen, (auf Antrieb des Königs, der ihnen gemeldet hatte, daß es zu Birka viele mächtige Götter gebe, darunter der von einer Menge Christen in einer Kirche daselbst verehrte der mächtigste zur Hülfleistung sey,) ihre Götter durchs Loos um Rath, ob ihnen jene Stadt zur Beute bestimmt sey; erfuhren aber, daß sie vielmehr über eine Slavische Stadt herfallen sollten; welches sie auch thaten. Herigar empfohl nun, im Vertrauen auf diese eingetroffene Rettung, den Einwohnern desto eifriger das Christenthum an; starb aber bald darnach. Ardgar kehrte auch wieder in seine Einsamkeit zurück. Eine sehr standhafte Christinn ließ sich noch vorher bey ihrem Tode von ihm das Abendmahl reichen; befohl ihrer Tochter, ihr Vermögen unter die Armen zu vertheilen: und diese soll, ohngeachtet ihrer Mildthätigkeit, keinen Abgang des Geldes verspürt haben. (Rembert. l. c. p. 89–94.)

Auf der andern Seite hörten auch die Staatsveränderungen in Jütland; die Verbindungen der dortigen Könige mit den Fränkischen, und die seeräuberischen Züge der Normannen, gar nicht auf: alles dieses hatte Einfluß auf die Schicksale des Christenthums in jenen nordischen Gegenden. Harald, vielleicht richtiger Heriold, wurde im Jahr 827. von Gotfrieds Söhnen aus der Mitregierung verdrungen, und mußte sich in die ihm von dem Kaiser überlassene Gegend flüchten. Nunmehr fiel er selbst in das Jütländische Gebiet ein, und verwüstete es. Im Jahr 841. ertheilte ihm der Kaiser Lothar die Seeländische Insel

J. n. C. G. 814 bis 1073.

welche Ebbo der dortigen Kirche geschenkt hatte; sonst verlor er alles; ertrug es aber mit der größten Gelassenheit. (Rembert. l. c. p. 89. Annal. Fuldens. ad a. 845. p. 549. ap. Duchesn. Tom. II.)

Gauzberten hatte unterdessen in Schweden ein gleiches Schicksal getroffen. Das Volk brach plözlich in seine Wohnung ein; ermordete seinen Neffen Nithard; raubte alles weg, und trieb ihn nebst seinen Gefährten gebunden, und unter vielen Beschimpfungen, zum Lande hinaus. Dalin sagt geradezu, (l. c. S. 371.) die unzeitige Hitze des jungen Bischofs, sein Hochmuth und Eifer, alle Heyden auf einmal bekehren zu wollen, habe ihm dieses Unglück zugezogen. Woher er dieses genommen habe, weiß ich nicht; wiewohl er sich auf Wilds Zusäze zu Pufendorfs Schwedischer Geschichte beruft: und es könnten auch dieses die Ursachen eben sowohl gewesen seyn, als überhaupt die Besorgnisse der Schweden für ihre väterliche Religion. Rembert versichert unterdessen, (l. c. p. 90.) und beweiset es durch ein Beyspiel, daß beinahe alle diejenigen, welche an diesen Gewaltthätigkeiten Antheil gehabt hatten, durch Tod, oder Pest, oder großen Verlust, im kurzen dafür gestraft worden sind. Schweden, fährt er fort, hatte seitdem fast sieben Jahre hindurch keine Lehrer des Christenthums; bis Anschar einen Einsiedler, Ardgar, (Dalin glaubt, im Jahr 837.) dahin schickte. Herigar, der indessen von den Ungläubigen viel gelitten hatte; aber sie auch durch verrichtete Wunder beschämt haben sollte, würkte demselben von dem Könige die Erlaubniß aus, öffentlichen Gottesdienst zu halten. Als bald darauf ein aus Schweden vertriebener König mit Hülfe der Dänen in das Reich einfiel, und diese schlechterdings Birka plündern und anzünden wollten: stellte Herigar

den

küsten abschickte; der auch Hamburg selbst, wie man oben gesehen hat, zerstörte. Man erzählte unterdessen, (Fragmentum de Normannorum gestis circa Parisiacam vrbem, et de divina in eos ultione, ex libris miraculorum S. Germani, Episc. Paris. quos tunc scriptis mandavit Aimoinus, in Duchesn. Scriptt. Hist. Francor. T. II. p. 655. sq.) daß mitten unter der abscheulichen Verwüstung durch Morden, Rauben und Brennen, welche die Normannen vor den Augen des Westfränkischen Königs, **Karls des Kahlen**, in seinem Reiche stifteten, gleichwohl (höchst unwahrscheinlich) Wunder geschehen seyn sollen, welche sie erinnerten, daß die Franken unter einem himmlischen Schutze stünden. Sie waren im Jahr 846. durch die Mündung der Seine über **Rothomagum** (jezt **Rouen**) bis **Paris** vorgedrungen; hatten unter beständigem Plündern von Kirchen, Klöstern und dem flachen Lande, diese von ihren Einwohnern verlassene Stadt besezt, und wollten einige Kirchen daselbst verbrennen; konnten es aber, nach mehrern Versuchen, nicht bewerkstelligen. Drey von ihnen, welche in der Kirche des heil. **Germanus** die eichenen Balken für ihren Schiffbau niederzuhauen anfiengen, fielen plözlich todt darnieder; einem andern aber, welcher in eine marmorne Säule bey dem Grabe des gedachten Heiligen dreyzehn Hiebe mit seinem Schwerdte that, verdorrete sogleich die rechte Hand, und blieb in diesem Zustande bis an seinen, unter vielen Schmerzen, bald darauf erlittenen Tod. Sie wurden ausserdem, als sie jene Kirche mißhandelten, durch Nebel und Blindheit dergestalt geschlagen, daß sie kaum die Thüre derselben finden konnten; viele von ihnen starben auch an einer ansteckenden Krankheit. Daher versprachen ihre Anführer dem Könige **Karl** eidlich, daß sie sein Reich nicht wieder angreifen wollten; aber auch auf ihrer

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Walcheren zur Lehn; er sollte diese Gegenden wider die Angriffe seiner Brüder schüzen; erleichterte ihnen aber vielmehr durch seine Uebereilung den Uebergang über den Rhein. Endlich, da er den königlichen Befehlshabern gegen die Dänische Gränze, oder die Eider hin, verdächtig geworden war, wurde er von ihnen im Jahr 852. umgebracht. (Annales Bertin. ad a. 827. pag 185. ad a. 841. p. 198. T. III. Duchesn. Annales Fuldens. ad a. 852. p. 551. T. II. Duchesn.) Ob er, wie ein ziemlich später Schriftsteller (Saxo Grammat. in Hist. Danica, L. IX. p. 176. ed. Stephan. Sorae, 1644. fol.) meldet, in seinen lezten Tagen wieder vom Christenthum abgefallen sey, ist keiner besondern Untersuchung werth. Sein Bruder **Rorich**, anfänglich auch ein Lehnsmann des Kaisers **Lothar**; der sich aber, weil ihn derselbe mit Unrecht gefangen sezen ließ, zu dessen Bruder, dem deutschen Könige **Ludwig** flüchtete, von dem er ein Lehn im heutigen Holsteinischen bekam, nöthigte **Lotharn**, nach einigen Jahren, indem er sogar mit einer Dänischen Flotte dessen Länder verheerte, ihm abermals Reichslehne zu überlassen, und die Beschüzung seiner Seeküsten anzuvertrauen. (Annal. Fuld. ad a. 850. p. 550. sq.) Ueberhaupt wurde Ost- und Westfranken, besonders aber das leztere, seit der Mitte dieses Jahrhunderts, dreyssig bis vierzig Jahre hindurch, fast jährlich durch die Normannen, tief in sein Innerstes hinein, fürchterlich zu Grunde gerichtet. (Annal. Bertin. ad a. 834. 835. 836. 837. sq. p. 190. sq.) **Horich**, den andere **Erich** nennen, König von Südjütland, war zu dieser Zeit einer der thätigsten Feinde christlicher Länder und des Christenthums selbst; zumal da sich die verfolgten Christen seines Landes häufig zu seinem Vetter **Heriold** begaben. Er war es, der so oft Flotten von Kriegern wider die Fränkischen Seeküsten

küsten abschickte; der auch Hamburg selbst, wie man oben gesehen hat, zerstörte. Man erzählte unterdessen, (Fragmentum de Normannorum gestis circa Parisiacam vrbem, et de divina in eos ultione, ex libris miraculorum S. Germani, Episc. Paris. quos tunc scriptis mandavit Aimoinus, in Duchesn. Scriptt. Hist. Francor. T. II. p. 655. sq.) daß mitten unter der abscheulichen Verwüstung durch Morden, Rauben und Brennen, welche die Normannen vor den Augen des Westfränkischen Königs, **Karls des Kahlen**, in seinem Reiche stifteten, gleichwohl (höchst unwahrscheinlich) Wunder geschehen seyn sollen, welche sie erinnerten, daß die Franken unter einem himmlischen Schutze stünden. Sie waren im Jahr 846. durch die Mündung der Seine über **Rothomagum** (jezt **Rouen**) bis Paris vorgedrungen; hatten unter beständigem Plündern von Kirchen, Klöstern und dem flachen Lande, diese von ihren Einwohnern verlassene Stadt besezt, und wollten einige Kirchen daselbst verbrennen; konnten es aber, nach mehrern Versuchen, nicht bewerkstelligen. Drey von ihnen, welche in der Kirche des heil. **Germanus** die eichenen Balken für ihren Schiffbau niederzuhauen anfiengen, fielen plözlich todt darnieder; einem andern aber, welcher in eine marmorne Säule bey dem Grabe des gedachten Heiligen dreyzehn Hiebe mit seinem Schwerdte that, verdorrete sogleich die rechte Hand, und blieb in diesem Zustande bis an seinen, unter vielen Schmerzen, bald darauf erlittenen Tod. Sie wurden ausserdem, als sie jene Kirche mißhandelten, durch Nebel und Blindheit dergestalt geschlagen, daß sie kaum die Thüre derselben finden konnten; viele von ihnen starben auch an einer ansteckenden Krankheit. Daher versprachen ihre Anführer dem Könige **Karl** eidlich, daß sie sein Reich nicht wieder angreifen wollten; aber auch auf ihrer

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Rückkehr starben noch viele: während daß die Christen, welche sie bey sich hatten, alle gesund blieben. Ragenar, ihr oberster Befehlshaber, zeigte seinem Könige Horich die mitgebrachte Beute an Gold und Silber; ingleichen zur Versicherung, daß er im Kloster des heil. Germanus gewesen sey, ein Stück abgesägten Balken aus dessen Kloster. „Dort, sezte er hinzu, haben die Todten mehr Macht, als die Lebendigen; ich fand niemand, der mir widerstanden hätte, als den alten todten Germanus.“ Indem er dieses sagte, stürzte er zitternd zur Erde nieder; er schrie dabey, Germanus stehe ihm zur Seite, und schlage mit seinem Stocke auf ihn loß. Der König, alle Umstehende, auch des deutschen Königs Ludwig Gesandter, sahen dieses mit Erstaunen an. Man trug Ragenarn hierauf weg; nachdem er drey Tage lang schmerzhaft gemartert worden war, befahl er, daß man eine silberne ihm ähnliche Bildsäule verfertigen, und durch den Deutschen Gesandten dem alten Germanus mit dem Versprechen senden sollte, er wolle gewiß ein Christ werden, wenn er wieder gesund würde. Weil er aber nicht zu den Schaafen Christi gehörte: (so fährt der Mönch fort, der alles dieses so genau wußte,) schwoll er vielmehr furchtbar auf, verlor alle Sinnen, und plazte zulezt. Auch kam seine höchst unreine Bildsäule nicht an den bestimmten Ort. Alle übrigen, die mit ihm in das Kloster des Heiligen eingedrungen waren, verloren ebenfals das Leben; zum Theil auf Horichs Befehl. Denn da er und alle seine Unterthanen ein eben so gewaltsames Ende befürchteten: ließ er die noch vorhandenen enthaupten, und ihre Köpfe, gleichsam zur Genugthuung für diese tödtliche Krankheit, die auch andere ansteckte, den gefangenen Christen übergeben; ja alle diese Gefangene schickte er in ihr Vaterland zurück. — Wenn man diese armseeligen

ligen Mährchen vielleicht für unser Jahrhundert zu umständlich erzählt finden möchte: so muß man sich erinnern, daß hier der Geist jenes Zeitalters geschildert werden soll; und daß doch auch Spuren der würklichen Geschichte darunter vorkommen. Man kann sie mit einer ähnlichen Nachricht vermehren, nach welcher ein Hauffe Normänner, der ein Kloster beraubt und verbrannt hatte, auf dem Rückwege verblendet und wahnsinnig wurde. Denn wiederum soll Horich dadurch bewogen worden seyn, Ludwigen den Frieden anzubieten, und Gefangene nebst Beute zurückzugeben. (Annal. Bertin. ad a. 846. p. 202.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Ueber diese Gesinnungen Horichs aber verbreitet Anschars Geschichte noch ein besseres Licht. Dieser war nach Ludwigs des Frommen Tode im Jahr 840. dadurch in Dürftigkeit gerathen, daß das ihm und seinen Clerikern zum Unterhalte angewiesene Kloster Turholt, bey der Theilung zwischen des Kaisers Söhnen, in das Gebiet Karls des Kahlen fiel, der es einem andern ertheilte. Die Mönche, die bey ihm waren, und viele andere verließen ihn daher; er blieb aber dennoch mit einigen Wenigen an dem Orte seiner Bestimmung. Endlich sorgte der deutsche König Ludwig für ihn, als der Bischof von Bremen, Leuderich, im Jahr 839. gestorben war. Er wollte Anscharn auch dieses Bißthum geben; ließ aber erst eine Versammlung von Bischöfen untersuchen, ob er solches nach den Kirchengesezen thun dürfe? Sie genehmigten es mit Anführung älterer Beyspiele, und weil das Bißthum Hammaburg (oder Hamburg) nur vier Taufkirchen in sich faßte; auch schon öfters von den Barbaren verwüstet worden war; doch thaten sie zugleich den Vorschlag, daß der Bischof von Verden, wie zur Zeit des Kaisers Ludwigs, die jenseits

J. n. C. G. 814 bis 1073.

der Elbe gelegene Gegend wieder mit seinem Kirchensprengel vereinigen sollte. Nachdem diese Einrichtung eine Zeit lang gedauert hatte, erklärten sich die Bischöfe in einer andern Versammlung, es sey unschicklich, daß ein anderer das Bißthum besize, zu welchem Anschar geweiht worden war, indem zwar der König einen kleinen Kirchensprengel erweitern könne; aber ein durch das Apostolische Ansehen festgesezter bischöflicher Siz nicht verändert werden dürfe. Anschar bekam also das Bißthum Hamburg wieder, und der Bischof von Verden eine Schadloßhaltung aus dem Bremischen. Zwar widersezte sich dieser von Ludwigen bestätigten Anordnung im Jahr 857. der Erzbischof von Cöln, Gunthar, (oder Günther) aus dem Grunde, weil er nicht zugeben könne, daß eine von seiner Kirche abhängige Kirche, (suffraganea) wie die Bremische, zu einer erzbischöflichen erhoben werde. Endlich aber willigte er, in Gegenwart Ludwigs und seines Bruderssohns Lothars, auf einer Synode vieler Bischöfe ihrer Reiche, mit der Bedingung darein, wenn der Papst solches gut heissen würde. Ludwig ersuchte denselben darum, und Nicolaus der Erste that dieses im Jahr 858. Er bestätigte nicht nur Anscharn, als ersten Erzbischof der Nordalbinger, und Glaubensgesandten (Legatum) an die Schweden, Dänen, Slaven, und wo sich sonst nur ein Eingang für das Evangelium öffnen würde; sondern vereinigte auch die Hammaburgische und die Bremische Kirche dergestalt mit einander, daß sie künftig nur Eine Erzbischöfliche heissen, und der erstern unterworfen seyn sollte. (Remberti vita S. Anscharii, p. 94–97. ed. Mabillon. Privilegia Archiecclesiae Hammaburg. n. 4. p. 128. sq. apud Lindenbrog. l. c. Adam. Brem. L. I. c. 27. pag. 19. ibid.) Ohngeachtet dieses Vorrangs von Hamburg, verlegte doch

doch Anschar aus der großentheils zerstörten Stadt seinen Sitz nach Bremen; er und seine Nachfolger haben sich auch Erzbischöfe von Bremen genannt.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Indem diese Veränderung nach und nach zu Stande gebracht wurde, schickte Ludwig der Deutsche öfters Anscharn an Horich, um wegen des Friedens und anderer Vortheile ihrer beiden Reiche mit ihm zu unterhandeln. Dieser Gelegenheit bediente sich Anschar, und suchte durch Geschenke, auch gefällige Dienste, von dem Jütländischen Könige die Erlaubniß zu erlangen, daß er in seinem Gebiete das Christenthum verkündigen dürfte. Er wurde auch bey demselben so beliebt, daß ihn Horich zu seinem Vertrauten machte; zu den Berathschlagungen, die er mit seinen Räthen hielt, zuließ, und in Ansehung der Verträge mit den Sachsen, sich bey seinen Versprechungen beruhigte. Er hörte auch seine Vorträge über den christlichen Glauben mit Vergnügen an, und verstattete ihm, zu Schleswig (damals Sleaswich genannt,) als einer sehr bequem dazu gelegenen See- und Handelsstadt, eine Kirche anzulegen; so wie auch allen seinen Unterthanen, Christen zu werden. (Rembert. l. c. pag. 98.) Adam von Bremen versichert zwar, (l. c. c. 25. p. 8.) Anschar habe den König selbst zum Christen gemacht; allein der weit glaubwürdigere Rembert weiß nur von der ausnehmenden Gewogenheit desselben gegen diese Religion, und ihren Lehrer. Auch aus dem Schreiben, welches der Papst Nicolaus der Erste an diesen Fürsten abgelassen haben soll, und welches unter andern Pontoppidan mittheilt, (Annales Eccl. Dan. Diplomat. Th. I. S. 42–44.) kann man gar nicht mit diesem Gelehrten beweisen, daß Horich ein Christ gewesen sey, und daß ihm der Papst Beständigkeit im Christen-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

wegung dawider; aber ein ansehnlicher Mann erinnerte den König und das Volk, es sey vielen unter ihnen schon durch ihre Erfahrung bekannt, daß der Gott der Christen in Seegefahren und bey anderer Noth eine mächtige Hülfe leiste; daher hätten auch einige seine Religion freywillig angenommen. Da uns nun, fuhr er fort, das Meer durch Seeräuber so gefährlich worden ist: warum wollen wir denn den uns angebotenen Beystand dieses Gottes nicht annehmen, während daß uns unsere Götter verlassen? Auf diese Rede wurde einmüthig beschlossen, daß es den christlichen Lehrern erlaubt seyn sollte, sich in Schweden aufzuhalten, und ihren Gottesdienst zu üben; eine neue Versammlung in einer andern Gegend des Reichs bestätigte dieses. Nunmehr wurde eine christliche Kirche erbauet; Anschar kaufte Erimberten eine Wohnung, und ließ ihn, unter dem gewiß versprochenen Schutze des Königs, in Schweden zurück. (Rembert. l. c. pag. 99–102. Adam. Brem. l. c. c. 26. p. 8.)

Sein Unterricht aber soll auch in einem Lande, wohin er niemals kam, eine nicht geringe Würkung gethan haben. Eine weit entfernte Nation, sagt Rembert, (l. c. p. 103.) welche Chori hieß, (es waren die Kuren oder Kurländer,) hatte sich der Oberherrschaft Schweden, denen sie ehemals unterworfen war, wieder entzogen. Die Dänen griffen sie eben um die Zeit, da Anschar zum zweytenmale nach Schweden reiste, an; wurden aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Darauf führte Olof ein sehr zahlreiches Kriegsheer wider sie, womit er ihre Stadt Selburg, (wovon noch das heutige Seelburg an der Düna ein Ueberrest ist,) eroberte und zerstörte. Doch eine andere Stadt Apulia, von deren Lage sich nichts gewisses sagen läßt, bestürmte er acht Tage lang

verge-

vergebens; und seine Schweden geriethen beynahe in Verzweifelung, als sie durch den Gebrauch des Looses erfuhren, daß ihnen keiner von allen Göttern beyzustehen, geneigt sey. In diesem Bedrängnisse erinnerten sich einige Kaufleute an Anschars Lehren; sie gaben daher den Rath, weil der Gott der Christen ein so mächtiger Helfer sey, wenn man sich an ihn wende, ihn ebenfals anzurufen. Man fand auch würklich durch das Loos, daß Christus geneigt sey, sie zu unterstüzen. Voll von diesem Vertrauen, eilten alle Soldaten zu einem neuen Angriff auf die Stadt; doch jezt thaten ihnen die Einwohner so vortheilhafte Anerbietungen des Friedens und der neuen Unterwerfung, daß Olof dieselben annahm. Die Schweden kehrten nicht nur mit dankbaren Lobpreisungen Christi in ihr Reich zurück; sondern weihten ihm auch, von jenen christlichen Kaufleuten belehrt, eine siebentägige, und nach einiger Zeit wieder eine vierzigtägige Enthaltung vom Fleischessen. Viele von ihnen ahmten auch nachmals den Christen, durch Fasten und Almosen nach. (Rembert. l. c. p. 104.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Horich war unterdessen im Jahr 854. in einer Schlacht, die ihm ein Thronbewerber lieferte, umgekommen; mit ihm hatten auch alle vornehme Freunde Anschars in seinem Reiche das Leben verloren. Als ihm daher der jüngere Horich in der Regierung des südlichen Jütlands nachfolgte, wußten ihn seine Grossen gegen das Christenthum unter dem Vorwande einzunehmen, daß die Götter deswegen so viel Unglück über das Reich verhängt hätten, weil man einen unbekannten Gott zu verehren angefangen habe. Hovi insonderheit, Graf zu Schleswig, reizte ihn gegen die Christen an; und ließ ihre Kirche daselbst verschliessen. Anschar war schon im Begriff, zum Könige zu reisen, als Hovi bey demselben in Ungnade fiel, und

J. n. C. G. 814 bis 1073.

ihm Horich melden ließ, daß er eben so wie sein Vorgänger die Gnade Christi verdienen wolle. Auch kam Anschar bald selbst zu ihm; die vorige Religionsfreyheit für die Christen wurde wieder hergestellt; der König erlaubte sogar, was bisher die Heyden durchaus nicht dulden wollten, daß die Kirche zu Schleswig eine Glocke (clocca) haben durfte, und räumte den Christen zu Ripa (jezt Ripen in Jütland) noch einen Plaz zu einer Kirche ein. (Rembert. l. c. pag. 104. 105.)

Schon konnte nunmehr von dem Bischof Gauzbert ein gebohrner Däne Ansrid als Lehrer des Christenthums nach Schweden geschickt werden. Erimbert verließ darauf dieses Land; aber auch Ansrid kehrte nach einigen Jahren, als Gauzbert gestorben war, zurück. Der immer wachsame Anschar sandte darauf einen seiner Priester Raginbert in jenes Reich. Doch dieser wurde auf dem Wege dahin von Seeräubern ausgeplündert, und starb gleich darnach. An seine Stelle weihte der Erzbischof einen Dänen, Rimbert, zum Priester; der auch mit aller Freyheit unter den Schweden seine Religion predigte. Ihm und allen andern Lehrern, welche er unter die Heyden gehen ließ, prägte er es fleissig ein, nicht nach fremdem Gute zu streben; sondern, wie Paulus, ihren Unterhalt durch Händearbeit zu erwerben; wiewohl er sie auch aus seinen Einkünften überflüßig versorgte. (Rembert. l. c. p. 105.)

So lebte, lehrte und würkte Anschar gegen vierzig Jahre. Ohne ein großer Geist, oder auch nur ein sehr aufgeklärter Mann zu seyn, war er doch ein nüzlich thätiger, dem es bey seinem redlichen Eifer für die Ausbreitung des Christenthums, nicht an Klugheit fehlte. Man hat ihn nicht mit Unrecht den Apostel des Nordens genannt, weil er würklich einigen

nigen bleibenden Grund zum Bekenntnisse jener Religion daselbst gelegt hat: und er scheint gerade den Muth, aber auch die Geschmeidigkeit besessen zu haben, welche man zu den dortigen Nationen in einer solchen Absicht bringen mußte. Wie viel er die Heyden vom Christenthum gelehrt habe, wissen wir nicht; allem Ansehen nach waren es nur die allerersten Begriffe, Gebetsformeln und Glaubensbekenntnisse, mit desto mehr Cärimoniel verbunden. Den Mönch verleugnete er freylich niemals, auch nachdem er längst aus diesem Stande herausgegangen war. Er trug stets ein härenes Kleid auf bloßem Leibe; zog sich zuweilen mit einigen Geistlichen zu frommen Uebungen in eine einsame Celle zurück; und pflegte in jüngern Jahren Speise und Trank nur nach einem bestimmten Gewichte und Maaße zu genießen. Als er diese Enthaltsamkeit in seinem Alter nicht mehr ertragen konnte, suchte er es durch Almosengeben, Gebet und andere gute Werke zu ersezen. Er kaufte viele Gefangene loß, denen er die Freyheit schenkte; einige derselben ließ er zum Dienste der Kirche erziehen. Gern hätte er sein ganzes Leben im Trauern und Weinen zugebracht; auch sammlete er sich vieles schriftlich, besonders ein Gebet aus der Bibel, das ihn in eine wehmüthige Stimmung sezen konnte; aber erst im lezten Jahre seines Lebens sah er es als eine erbetene göttliche Gnade an, daß er so oft weinen konnte, als er wollte. Darüber betrübte er sich öfters, daß er nicht gewürdigt worden sey, ein Märtyrer für das Christenthum zu werden; er glaubte, daß ihm solches von Gott vorhergesagt; aber wegen seiner Sünden wieder versagt worden sey. Sein vertrautester Schüller Rembert, Verfasser seiner so oft angeführten Lebensgeschichte, tröstete ihn vergebens damit, daß ihm Gott keinen gewaltsamen Tod versprochen, und daß er dagegen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

gegen Noth genug in dessen Dienste ausgestanden habe, um ein Märtyrer heissen zu können. Endlich, sezt Rembert hinzu, tröstete ihn Gott unmittelbar durch eine vernemliche Stimme, die er in einer Entzückung hörte. Ueberhaupt sollen ihm fast alle seine Schicksale vorher verkündigt worden seyn; auch soll er durch sein Gebet und geweihtes Oel unzähliche Kranke geheilt haben. Anschar hat auch einiges geschrieben. Das beträchtlichste darunter ist seine Lebensbeschreibung des heil. Willehad, ersten Bischofs von Bremen, die bereits in dessen Geschichte (Th. XIX. S. 277.) angeführt worden ist. Ausser der dort genannten Ausgabe Mabillons, hat sie auch Fabricius in eine seiner Sammlungen (Memoriae Hamburgens. Vol. II. Hamb. 1710. 8.) eingerückt. Sie ist vom gewöhnlichen Gehalte der Heiligenbiographien, und endigt sich mit einem Verzeichnisse von vier und dreyssig Wundern, welche durch ihn lange nach seinem Tode zu Bremen gewürkt worden seyn sollen. Er hatte überdieß eine Sammlung aller Freyheitsbriefe der Kaiser und Päpste zur Unterstüzung der Nordischen Bekehrungsanstalten veranstaltet, und Abschriften davon theils an seinen König Ludwig, theils an die Deutschen Bischöfe geschickt; es ist aber nur das Schreiben noch übrig, womit er sie begleitete, und dessen oben (S. 332.) schon gedacht worden ist; das man auch beym Mabillon findet. (Acta SS. Ord. S. Bened. Sec. IV. P. II. p. 121.) Nachdem Anschar durch die Normännische Verwüstung Hamburgs aus diesem seinem Sitze vertrieben worden war: begab er sich auf das kleine Gut Ramsola im Bißthum Verden, welches ihm eine fromme Frau geschenkt hatte. Er stiftete daselbst ein Kloster, in welchem er die geretteten Reliquien aufbewahrte, und sammlete eine Gemeine von Flüchtlingen. Von da aus besorgte er seine Bekeh-

rungs-

tungsgeschäfte, bis er Erzbischof zu Bremen wurde. Hier ließ er seine Cleriker zwar die Verfassung von Canonicis beobachten; aber als Mönche leben; und legte in der Nachbarschaft ein Nonnenkloster an, zu welchem eine andere Christinn ihr ganzes Gut hergab. Für Arme und Reisende errichtete er viele Herbergen; die vornehmste zu Bremen besuchte er täglich selbst, und wartete ihnen auf. In dieser Stadt starb er im Jahr 865. (Rembert. l. c. pag. 106–113. Adam. Brem. l. c. c. 23. 30. 31. pag. 8. sq.) In der Folge wurde Anschar als ein Heiliger verehrt; einige seiner Reliquien sollen sich noch in den Klöstern zu Corbie und Corvey, ingleichen in einem Privathause zu Bremen, befinden. (Mabillon l. c. p. 120.) Zu Hamburg aber wird sein Andenken durch das Scharthor und den Scharmarkt erhalten. Die bisher vorzüglich gebrauchte Lebensbeschreibung von ihm, welche sein Schüler und Nachfolger im Erzbißthum, Rembert, hinterlassen hat, ist ausser den oben (S. 320.) angezeigten drey Ausgaben, worunter die Lambecische die erste vollständige, und die vom Arrhenius besorgte, mit einer alten Schwedischen Uebersezung, auch mit einem chronologischen Abrisse von Anschars Leben, welches vom Jahr 805 bis 869. seinen Lauf geführt haben soll, begleitet ist, in unsern Zeiten von dem Hrn. Canzleyrath Langebek nicht allein in seine treffliche Sammlung (Scriptores Rerum Danicarum medii aevi, T. I. Havniae, 1772. fol.) eingerückt; sondern auch mit einer sehr genauen Untersuchung (Chronologia rerum septentrionalium, aevi Anschariani, ab a. 801–865.) bereichert worden; die ich aber jezt nicht gebrauchen konnte. Eine andere Lebensbeschreibung Anschars, welche gemeiniglich einem Benediktiner zu Corvey gegen das Jahr 1070, Gualdo, zugeeignet wird; womit aber eine Stelle

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

derselben streitet, wie Fabricius (Biblioth. Lat. m. et inf. aet. T. III. p. 108. v. Gualdo) bemerkt: ist nichts anders, als die in lateinische Verse eingekleidete Erzählung Remberts, der sie Lambecius, Mabillon, und Arrhenius in den angeführten Büchern beygefügt haben. Unter den Neuern haben, neben den schon genannten, über die Geschichte dieses Nordischen Apostels auch Lambecius (Chronolog. Auctar. L. I. Rer. Hamburg. pag. 102. sq. apud Lindenbrog. ed. Fabric.) und die Französischen Benedictiner (Hist. litt. de la France, T. V. pag. 277.) gute Nachrichten gesammelt.

So lange Anschar die allgemeine Leitung der Glaubensausbreitung im Norden in den Händen hatte, konnte sie auch nur gemeinschaftlich beschrieben werden. Seit seinem Tode aber geht die Geschichte derselben weit bequemer in jedem Nordischen Lande ihren eigenen Weg fort. Beides, Dänen und Schweden, haben in den neuern Zeiten behauptet, daß die christliche Religion bey ihnen zuerst Eingang gefunden habe, und von ihnen zu der andern Nation gebracht worden sey. Was bisher davon erzählt worden ist, zeigt deutlich; und zum Ueberflusse hat es noch Pontoppidan (a. a. O. S. 31. fg.) umständlich erwiesen, daß die Dänen nicht nur hierinne den Vorzug der Zeit besitzen; sondern auch die Apostel der Schweden geworden sind. Allein es war doch immer nur ein Theil von Jütland, das seine untergeordnete Könige hatte, und das Schleswigische mit in sich begriff, wo das Christenthum bisher etwas Wurzel gefaßt hatte. In das übrige Dänemark, dessen oberste Könige ihren Sitz zu Lethra auf der Insel Seeland, hatten, war es noch nicht gedrungen. Einer der berühmtesten von diesen, Gorm der Alte, der vermuthlich schon in der zweyten Hälfte

des neunten Jahrhunderts, gewiß aber noch in der ersten Hälfte des zehnten regierte, nöthigte endlich die Jütischen Unterkönige, die sich vorher einander so oft bekriegt hatten, sich ihm völlig zu unterwerfen; er besiegte auch die Sachsen im Holsteinischen, und die Wenden in Wagrien, bis an den Fluß Stra, jezt die Trave genannt. Zugleich aber suchte er überall das Christenthum auszurotten; vertrieb die Lehrer desselben; nicht wenige richtete er durch Martern hin. Mitten unter diesen Eroberungen heyrathete er die Tochter eines christlichen Grafen im Holsteinischen und in Südjütland, (oder nach dem Saxo, eine Englische Prinzessinn) Thyra; die ihn aber doch mit aller ihrer Klugheit nicht zum Christenthum bekehren konnte. (Adam. Brem. l. c. c. 47. p. 14. Saxon. Grammat. Hist. Dan. L. IX. pag. 178. sq. ed. Stephan. Thormodi Torfaei Series Dynastar. et Regg. Daniae, L. III. c. 15. p. 416. Edit. sec. Havniae, 1702. 4. Gebhardi Dän. Gesch. l. c. S. 390. fg. D. E. Wagners Dänisch. Gesch. in Guthries Sechszehnt. Band, Erst. Abtheil. S. 117. fg.) Auch die kleinen Fürsten in Südjütland zerstörten beynahe wieder den unter ihnen kaum gepflanzten Glauben; und die Normännischen verheerenden Einfälle überhaupt versezten, bis gegen den Anfang des zehnten Jahrhunderts, einen großen Theil von Deutschland in die traurigste Lage, aus der es des Königs Arnulf Tapferkeit auf eine kurze Zeit riß. Rembert, der bis zum Jahr 888, Erzbischof von Hamburg und Bremen war, besuchte zwar die neugestifteten Gemeinen unter vieler Gefahr; er that sogar Wunder, sagt man; zersprengte, als er zu Schleswig eine Menge Christen gefesselt fortführen sah, durch sein Gebet ihre Kette; gab sein Pferd zu ihrer Auslösung, und ein andermal zu gleicher Absicht selbst seine Kirchengefäße hin; trug auch

J. n. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

durch seine Aufmunterungen zu einem beträchtlichen Siege der Christen über die Normannen nicht wenig bey. An Eifer für die Religion mangelte es auch seinen Nachfolgern im Erzbißthum nicht, unter welchen der nächste Adalgar es geschehen lassen mußte, daß im Jahr 895. auf einer Synode zu Tribur (im jezigen Hessendarmstädtischen,) seine Metropolitanrechte, auf Betrieb des Erzbischofs von Cöln, herabgewürdigt wurden. Allein die Früchte von Anschars Arbeiten verloren sich immer mehr. Es kamen neue Feinde hinzu: der Hamburgische Kirchensprengel wurde von den Slaven, und der Bremische von den Ungarn, zur Zeit des Deutschen Königs Konrad, verwüstet. (Adam. Brem. l. c. c. 32–44. p. 11–13.) Doch da Gorm in Verbindung mit dem Könige der Obotriten im jezigen Mecklenburgischen, Miecislav, über die Elbe in Sachsen einfiel: schlug ihn Deutschlands König und Retter Heinrich, im Jahr 931. in seinem eigenen Gebiete so vollkommen, daß er die ihm vorgeschriebenen Friedensbedingungen annehmen mußte. Die Gränzen des Deutschen Reichs wurden bis nach Schleswig, (welches noch im eilften Jahrhunderte auch den Nahmen Hedeby oder Heidabe führte,) erweitert; ein Marggraf oder Befehlshaber der Gränze wurde daselbst angestellt, und eine Sächsische Colonie dahin geführt. Unni war damals Erzbischof von Hamburg und Bremen. Aufgemuntert durch diese Wiederherstellung der christlichen Gemeine auf ihrem alten Boden, reiste er nicht allein mit seinen Canonicis dahin, um ihr neue Stärke zu verschaffen; sondern auch zu dem Könige Gorm selbst, den er zum Christen zu machen suchte. Zwar gelang es ihm bey demselben nicht; wohl aber bey dessen Sohne Harald, der, ohne sich taufen zu lassen, erlaubte, das Christenthum in Dänemark zu predigen,

und

und unter dessen Schuze solches auch Unni auf allen Dänischen Inseln that. Knut hingegen, Haralds Bruder, wurde, nach seinem verunglückten Einfall in Friesland, im Jahr 935. von Heinrichen genöthigt, ihm eine Steuer zu zahlen, und die Taufe anzunehmen. (Adam. Brem. l. c. c. 48–50. Witekind. Annal. L. I. p. 641. ed. Meibom. Ditmarus restitut. L. I. p. 627. ed. Leibnit. Hermann. Contr. Chronic. ad a. 931. p. 258. ed. Pistor. Gebhardi l. c. S. 397. fg. Christiani Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein, Erster Theil, S. 72–77. Flensburg, 1775. 8.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Gorm starb im Jahr 939. und nach seinem Tode hatte das Heydenthum weit weniger Hoffnung sich in Dänemark zu erhalten. Sein Sohn Knut, der kurz vor ihm das Leben verlor, schaffte bereits das alle neun Jahre zu Lethra gefeyerte Osterfest, welches neun und neunzig Menschen, eben so viele Pferde und Hähne kostete, ab. Sein zweyter Sohn, Harald, mit dem Beynahmen Blaatand (oder Blauzahn,) bestieg nunmehr den Dänischen Thron, und ließ dem Christenthum freyen Lauf in seinem Reiche; ob er sich gleich noch lange nicht zu demselben bekannte. Einer seiner Unterkönige in Südjütland, Frodo, war von dem Erzbischof Unni, den die Isländischen Nachrichten (Konung Olåf Tryggwasons Saga, p. 222. in Heims Kringla, sive Snorron. Sturlon. Histor. Regg. Septentrional. Stockholm. 1697. fol.) Huno nennten, getauft worden. Darauf ließ er die zerstörten Kirchen in Schleswig und Ripen wieder aufrichten; und eine neue zu Arhuus bauen; ersuchte im Jahr 948. den Papst Agapetus um Bischöfe für diese drey Kirchen. Er starb zwar eher, als die Antwort desselben anlangte; allein die Sache kam doch zu Stande, und

J. n. C. G. 814 bis 1073.

der Umstände, daß diese Begebenheit im Jahr 948. vorgefallen, und Dänemark seitdem dem Deutschen Könige zinspflichtig geworden seyn soll, bestritten und verworfen worden. Unter andern haben, nach dem Dänischen Geschichtschreiber Gram, Scheid, (Demonstratio, quod Dania Imperio Germanico nexu feudali numquam fuerit subiecta, in Scriptt. Societ. Hafn. T. I. p. 87. sq. T. II. pag. 177. sq.) und Hl. Canzleyrath von Suhm (im dritten Theil seiner Dänischen Geschichte) sich hierüber viele Mühe gegeben. Es ist auch so weit gekommen, daß manche gute Kenner der Geschichte, wie Gebhardi (l. c. S. 411.) und Christiani, (l. c. S. 80.) auch eben dieser noch in einer besondern Schrift, die durch eine seltsame Streitigkeit veranlaßt wurde, (Dänemarks stets freye Königskrone, Flensburg, 1789. 8.) wenigstens den Krieg zwischen Otto und Harald in das Jahr 972. herabgesezt haben; und Christiani ausserdem die Abhängigkeit des Dänischen Königs von dem Deutschen vor unerweislich erklärt hat. Wagner hingegen (Dänische Geschichte, l. c. S. 131.) folgt Adams Erzählung ohne Bedenken; mit einer kleinen Einschränkung glaube ich es ebenfals, um der angegebenen Quellen seiner Glaubwürdigkeit Willen, thun zu müssen. Wenn dieser Geschichtschreiber sagt, Otto sey in den mehrgedachten Krieg mit Dänemark erst alsdann verwickelt worden, nachdem er fast alle Reiche, welche nach Karls des Großen Tode abgefallen waren, bezwungen hatte: so darf dieses freylich nicht im strengern Verstande genommen werden, da er doch gewiß das Königreich Italien erst lange nach dem Jahr 948. gänzlich unter seine Botmäßigkeit gebracht hat. Allein Adam sezt dieses auch gleich selbst hinzu; (c. 4. pag. 16. sq.) er hatte sich also nur zu allgemein ausgedrückt. Die Lehnsherrlichkeit, welche Otto nach eben

dieser

dieser Erzählung über Dänemark, oder doch über den davon eroberten Theil, behauptet haben soll, geht die gegenwärtige Geschichte nichts an; sie wird aber, wie der ganze Bericht des Geschichtschreibers, durch die oben genannte Urkunde des Kaisers vom Jahr 965. genugsam bestätigt. Denn es dürfte wohl eine etwas zu gezwungene Auflösung der Schwierigkeiten seyn, welche sie der gegenseitigen Meinung in den Weg stellt, wenn Herr Gebhardi meint, (l. c. S. 409. fg. und Anm. 2.) Otto habe sich, durch diese Urkunde, eine Oberherrschaft über die christlichen Dänischen Gemeinen bloß angemaaßt; der Erzbischof Adalgard, welcher sie ausgewürkt, habe sie zu Bremen verwahrt, bis etwan der Kaiser Jütland erobert haben, oder er die Dänischen neubekehrten Herren zum Gehorsam gegen die kaiserlichen Befehle überredet haben würde; da aber beide Absichten unausgeführt blieben, sey auch niemals ein Gebrauch von jenen Freyheiten gemacht worden. Scheinbarer ist es, was man aus Wittekinden, (Annal. L. III. p. 659. sq.) und Ditmarn (L. II. pag. 333.) beybringt, um zu beweisen, daß Harald noch im Jahr 965. kein Christ gewesen sey. Denn nach diesen Schriftstellern wurde damals ein christlicher Priester, Poppo, der seine Religion in Dänemark predigte, von dem Könige, zur Bestärkung ihrer Wahrheit genöthigt, ein glühendes Eisen an einen bestimmten Ort zu tragen: und da er dieses unverlezt that, trat erst Harald nebst vielen seiner Unterthanen zum Christenthum. Allein, was schon Hr. Wagner dagegen bemerkt hat, (l. c. S. 133. Anm. t.) ist sehr treffend: Adam von Bremen, der dieses vorgebliche Wunder aus dem Munde des Königs Svend Estritsons gehört hatte, (l. c. c. 25. 26. pag. 22. sq.) und noch ein ähnliches hinzusezt, nennt ausdrücklich den weit später über Schweden und Dänemark

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

der Umstände, daß diese Begebenheit im Jahr 948. vorgefallen, und Dänemark seitdem dem Deutschen Könige zinspflichtig geworden seyn soll, bestritten und verworfen worden. Unter andern haben, nach dem Dänischen Geschichtschreiber **Gram**, **Scheid**, (Demonstratio, quod Dania Imperio Germanico nexu feudali numquam fuerit subiecta, in Scriptt. Societ. Hafn. T. I. p. 87. sq. T. II. pag. 177. sq.) und Hl. Canzleyrath **von Suhm** (im dritten Theil seiner Dänischen Geschichte) sich hierüber viele Mühe gegeben. Es ist auch so weit gekommen, daß manche gute Kenner der Geschichte, wie **Gebhardi** (l. c. S. 411.) und **Christiani**, (l. c. S. 80.) auch eben dieser noch in einer besondern Schrift, die durch eine seltsame Streitigkeit veranlaßt wurde, (Dänemarks stets freye Königskrone, Flensburg, 1780. 8.) wenigstens den Krieg zwischen **Otto** und **Harald** in das Jahr 972. herabgesezt haben; und **Christiani** ausserdem die Abhängigkeit des Dänischen Königs von dem Deutschen vor unerweislich erklärt hat. **Wagner** hingegen (Dänische Geschichte, l. c. S. 131.) folgt **Adams** Erzählung ohne Bedenken; mit einer kleinen Einschränkung glaube ich es ebenfals, um der angegebenen Quellen seiner Glaubwürdigkeit Willen, thun zu müssen. Wenn dieser Geschichtschreiber sagt, **Otto** sey in den mehrgedachten Krieg mit Dänemark erst alsdann verwickelt worden, nachdem er fast alle Reiche, welche nach **Karls des Großen** Tode abgefallen waren, bezwungen hatte: so darf dieses freylich nicht im strengern Verstande genommen werden, da er doch gewiß das Königreich Italien erst lange nach dem Jahr 948. gänzlich unter seine Botmäßigkeit gebracht hat. Allein **Adam** sezt dieses auch gleich selbst hinzu; (c. 4. pag. 16. sq.) er hatte sich also nur zu allgemein ausgedrückt. Die Lehnsherrlichkeit, welche **Otto** nach eben

dieser

dieser Erzählung über Dänemark, oder doch über den davon eroberten Theil, behauptet haben soll, geht die gegenwärtige Geschichte nichts an; sie wird aber, wie der ganze Bericht des Geschichtschreibers, durch die oben genannte Urkunde des Kaisers vom Jahr 965. genugsam bestätigt. Denn es dürfte wohl eine etwas zu gezwungene Auflösung der Schwierigkeiten seyn, welche sie der gegenseitigen Meinung in den Weg stellt, wenn Herr Gebhardi meint, (l. c. S. 409. fg. und Anm. 2.) Otto habe sich, durch diese Urkunde, eine Oberherrschaft über die christlichen Dänischen Gemeinen bloß angemaaßt; der Erzbischof Adalgard, welcher sie ausgewürkt, habe sie zu Bremen verwahrt, bis etwan der Kaiser Jütland erobert haben, oder er die Dänischen neubekehrten Herren zum Gehorsam gegen die kaiserlichen Befehle überredet haben würde; da aber beide Absichten unausgeführt blieben, sey auch niemals ein Gebrauch von jenen Freyheiten gemacht worden. Scheinbarer ist es, was man aus Wittekinden, (Annal. L. III. p. 659. sq.) und Ditmarn (L. II. pag. 333.) beybringt, um zu beweisen, daß Harald noch im Jahr 965. kein Christ gewesen sey. Denn nach diesen Schriftstellern wurde damals ein christlicher Priester, Poppo, der seine Religion in Dänemark predigte, von dem Könige, zur Bestärkung ihrer Wahrheit genöthigt, ein glühendes Eisen an einen bestimmten Ort zu tragen: und da er dieses unverlezt that, trat erst Harald nebst vielen seiner Unterthanen zum Christenthum. Allein, was schon Hr. Wagner dagegen bemerkt hat, (l. c. S. 133. Anm. t.) ist sehr treffend: Adam von Bremen, der dieses vorgebliche Wunder aus dem Munde des Königs Svend Estritsons gehört hatte, (l. c. c. 25. 26. pag. 22. sq.) und noch ein ähnliches hinzusezt, nennt ausdrücklich den weit später über Schweden und Däne-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

von der Normandie, Richard, und Wittwe des Englischen Königs Ethelred, leitete ihn erst zu einigen reinern Begriffen von der Religion, so wie zu ihrer eifrigen Unterstüzung, und zur Freygebigkeit gegen die Geistlichkeit. Er stiftete drey neue Bißthümer in Dänemark, und ließ durch den Erzbischof von Canterbury viele Engländer zu Priestern, unter diesen aber drey zu Bischöfen von Schonen, Seeland und Fühnen weihen; viele Dolmetscher reisten mit ihnen ab, welche dem Volke in der Kirche jeden Absaz der Englisch gehaltenen Predigt ins Dänische übersezen mußten. Unwan, Erzbischof von Hamburg, dessen Nordischen Metropolitanrechten dieses nachtheilig war, ließ einen von diesen Bischöfen auffangen; nöthigte ihn, seine Abhängigkeit von ihm anzuerkennen, und schickte mit ihm Gesandte nebst Geschenken an den König, der seitdem alles nach dem Willen des Erzbischofs in Kirchensachen that. Er bauete immer mehrere Kirchen, und wies ihnen ansehnliche Einkünfte an. Allein das Verzeichniß eines alten Isländischen Jahrbuchs, nach welchem unter seiner Regierung bereits zweytausend und drittehalbhundert Kirchen in Dänemark vorhanden gewesen seyn sollten, hat schon Pontoppidan (l. c. S. 87.) mit Recht vor verdächtig gehalten; es kommen sogar Bißthümer darinne vor, die erst nach Knuts Tode gestiftet worden sind. So glaubt man auch meistentheils, daß er zuerst Mönche unter die Dänen eingeführt habe; aber eben dieser Gelehrte hat aus dem Saxo (L. X. pag. 201.) bewiesen, daß er sie nur vermehrt und reichlicher begabt hat. Er sorgte selbst für die Fortpflanzung des Christenthums in den übrigen Nordischen Ländern. Zur Büßung für die von ihm und seinem Vater in England verübten Grausamkeiten, stellte er die daselbst verwüsteten Klöster, zum Theil sehr prächtig, wieder

her,

her, und erbauete neue; auf allen Wahlplätzen, wo Dänen und Engländer mit einander gefochten hatten, ließ er Kirchen und Klöster errichten, in denen für die Seelen der Erschlagenen Messen gelesen wurden. Seine aus der gedachten Ursache büßende Wallfahrt, die er im Jahr 1027. in der Kleidung eines Pilgrims, zu dem Grabe des Apostels Petrus zu Rom anstellte, hatte vielleicht auch ihre Staatsabsichten. Im vorhergehenden Jahre war zwischen ihm und dem Kaiser Konrad dem Zweyten, durch Vermittelung des Erzbischofs Unwan, den Knut zu Hamburg besuchte, Friede geschlossen, eine Vermählung des kaiserlichen Prinzen mit seiner Tochter verabredet, und ihm die Mark Schleswig von dem Kaiser abgetreten worden. Zu Rom wohnte er der Krönung des Kaisers bey; würkte bey demselben und andern Fürsten die Zollfreyheit für seine nach Rom wallfahrenden Unterthanen aus; stiftete dort ein Gasthaus zur freyen Wohnung für Dänische Pilgrime; und erlangte von dem Papste eine Herabsezung des Geldes, welches die Englischen Bischöfe beym Antritte ihres Amtes entrichten mußten; versprach aber auch, daß die Peterssteuer, (oder Romescot) stets aus England bezahlt werden sollte. (Adam. Brem. L. II. c. 36. 38. 39. p. 26. sq. Saxo L. X. pag. 192. sq. Gebhardi l. c. S. 427. fg.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Acht Jahre nach seinem Tode, im Jahr 1044. schwang sich seiner Schwester Sohn Svend oder Sveno Estritson, auf den Dänischen Thron, und that eben so viel für die Macht der Bischöfe, als Knut für die Religion selbst. Er wurde vor gelehrt, selbst in Religionskenntnissen, gehalten; vermuthlich, weil er weniger unwissend war, als beynahe alle Fürsten seiner Zeit; er schickte seine Cleriker in die übrigen Nor-

Acta SS. Ord. Bened. T. VI. p. 473. Hist. litt. de la France, T. V. p. 631.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

In dem benachbarten Schweden erlangte das Christenthum, ohngefähr um gleiche Zeit mit Dänemark, seine Oberherrschaft. Wie viel daselbst für diese Religion seit dem ersten Auftritte Anschars, bis an seinen Tod im Jahr 865. gewonnen worden sey, ist oben (S. 320. fg. 334. fg.) erzählt worden. Erimbert, Ansfrid, Raginbert und Rimbert waren ihm seit seinen lezten Tagen als Religionslehrer der Schweden gefolgt; aber die Gemeine, welche sie pflanzten, war noch ziemlich schwach, und fast innerhalb Birka eingeschränkt. Sein Vertrauter Rembert, der von dem eben genannten Dänen Rimbert verschieden ist, und nach ihm Erzbischof der vereinigten Hamburgischen und Bremischen Kirche wurde; so wie Adalgar, und andere seiner Nachfolger, konnten entweder nicht, wozu sie vermöge ihres Amts verbunden waren, an der Erweiterung der Kirche in Schweden arbeiten; oder fürchteten sich vor den Gefahren, die damit verbunden waren. Oernhjälm wirft ihnen vor, (l. c. L. II. c. 1. pag. 106. sq. L. II. p. 117.) daß sie mehr auf die Vergrößerung ihres Kirchensprengels, und Behauptung ihrer Würde gegen die Erzbischöfe von Cöln, als auf die Ausbreitung des Christenthums, bedacht gewesen wären; besonders aber die Anstalt Anschars, Knaben von den zu bekehrenden Nationen zu unterhalten, und zum Lehramte zu erziehen, vernachläßigt hätten. Er leugnet es auch, was Aelnoth, ein Englischer Mönch, der am Ende dieses Zeitalters unter den Dänen lebte, behauptet, die Schweden und Gothen pflegten Christum nur alsdann zu bekennen, wenn ihnen alles nach Wunsche gienge; sobald aber Unfruchtbarkeit, feindlicher Einfall, und dergleichen mehr, kämen,

fielen

fielen sie wieder ab; ingleichen, daß die Christen dort manchen Verfolgungen ausgesezt gewesen wären. Aber alles dieses möchte wohl noch streitig bleiben: und Adam von Bremen (L. I. c. 51. p. 15.) leitet wenigstens den Rückfall der Schweden zum Heydenthum von ihren barbarischen Sitten und Regierungen her. Genug, nachdem siebzig Jahre nach Anschars Tode, kein Lehrer, Rimberten ausgenommen, sich unterstanden hatte, zu dieser Nation zu reisen, sagt eben dieser Geschichtschreiber, (c. 50. pag. 14.) unternahm es Unni, Erzbischof von Hamburg und Bremen, bald nach dem Jahr 930. Er kam nach Birka, und hatte unter dem Schuze des Schwedischen Regenten Inge Olofsson einen glücklichen Fortgang; starb aber bereits im J. 936. Seine Schüler nahmen seinen Kopf nach Bremen, wo er in der Peterskirche begraben wurde. Adalgard, sein Nachfolger im Erzbißthum, schickte von neuem Glaubensboten nach Schweden. Darunter waren Liafdag, Bischof von Ripen, dem man auch, nach hergebrachter Art, Wunder zuschreibt; und Odinkar, ein edler Däne, dessen heiliges Leben, treffliche Kenntnisse, und gute Aufnahme bey den Schweden, besonders gepriesen werden. (Adam. Brem. l. c. L. II. c. 2. p. 16. c. 16. p. 20.) Die Christen vermehrten sich also während des zehnten Jahrhunderts in Schweden merklich; aber bey mehrern vermischten sich nur grobe heydnische und christliche Begriffe und Gebräuche mit einander: welches auch bey andern Völkern nichts Seltenes war. Dalin führt folgende Probe aus einem in diesem Jahrhunderte, vielleicht noch später, unter den Schweden um Weihnachten gebräuchlichen Trinkliede, zur Ehre des Erlösers, an: „Die guten Gesellen trinken zum „Andenken Gottes, Und es freuen sich alle, die hier „drinnen sind; Johann hat den Becher auf Christi

J. n. C. G. 814 bis 1073.

 „Wohl

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Demüthigung von dem Bischof Wilhelm zu Rosskild oder Roschild gefallen. Er hatte daselbst einige Großen, welche unehrerbietig von ihm gesprochen hatten, in der Kirche mitten unter dem Gottesdienste umbringen lassen. Als er darauf selbst zur Kirche kam, verwehrte ihm der Bischof den Eingang in ihr Heiligthum; nannte ihn einen Scharfrichter menschlichen Bluts; sezte ihm seinen bischöflichen Stab auf die Brust, und kündigte ihm den Bann an, den er nur durch Reue und Büßung abwenden könne. Die königliche Wache wollte mit ihren Schwerdtern über den Bischof herfallen; allein der König verbot es ihr, und gieng beschämt in seinen Palast zurück. Hier zog er ein abgetragenes Kleid an; fand sich mit bloßen Füßen im Vorhof der Kirche ein, und warf sich auf die Erde nieder, die er küßte. Der Bischof hatte eben angefangen die Messe zu singen, als man ihm dieses hinterbrachte. Sogleich gieng er an die Thüre; fragte den König um die Ursache dieses Betragens, und hörte sein Bekenntniß, so wie das Versprechen der Genugthuung an. Er hob alsbald den Bann auf; umarmte den König, und verlangte, daß er alle Zeichen der nunmehr hinlänglichen Büßung ablegen sollte; ließ ihn auch durch den singenden Clerus ehrenvoll an den Altar führen. Am dritten Tage darauf erschien Sveno abermals, im königlichen Schmucke, in der Kirche; bekannte vom höhern Orte derselben herab, vor der versammleten Gemeine sein Verbrechen; lobte den Bischof, daß er ihm solches so geschwind vergeben; auch schenkte er zu seiner Aussöhnung, der Kirche zu Roschild die Hälfte der Provinz Stevens-Harde in Seeland. Er und der Bischof blieben so vertraute Freunde, wie vorher; sie wurden es fast noch mehr; wünschten daher zu gleicher Zeit zu sterben, und würden dieses Wunsches gewährt. (Saxo L. XI. p. 209. sq. 212.)

Königs Olof, verheyrathete, mehrere christliche Lehrer nach Westgothland geschickt, von denen sich Ragwald selbst, und auch viele seiner Landsleute, taufen ließen. Zu dieser kam aber auch Sigurd, vielleicht ein Engländer, der bey den Mönchen Sigfrid, und sonst Johannes oder Jon Sigurd heißt, Hofbischof des gedachten Norwegischen Königs, der sich, nachdem dieser von dem Schwedischen überwunden worden war, ebenfals zu diesem wandte. Er bekehrte und taufte ihn im Jahr 1001. an der Quelle zu Huseby bey Skara. Die Rede, durch welche er den vorher schon dem Christenthum geneigten Fürsten völlig für dasselbe eingenommen haben soll, indem er ihm die weit gewissern und herrlichern Hoffnungen dieser Religion nach dem Tode, als diejenigen, welche er sich bisher von Othins Palaste gemacht hatte, vorstellte, ist an sich nicht unwahrscheinlich; steht aber unter andern ungewissen oder fabelhaften Nachrichten. (Oernhjälm l. c. L. III. c. 4. pag. 171. sq.) Bald darauf, vielleicht schon im Jahr 1002. schloß Olof Skötkonung ein Bündniß mit dem Dänischen Könige Sveno; daß es aber auch zur Beförderung und Vertheidigung des in beyden Reichen angenommenen Christenthums gedient haben soll, wie Dalin glaubt, (l. c. S. 468.) konnte damals in Ansehung Dänemarks nicht Statt finden. Sigurd pflanzte nun seine Religion in Westgothland, Småland, Ostgothland, und in dem ganzen Lande bis nach Upland und Sigtuna hinaus. Er empfohl sich auch durch seinen Eifer in der Auslösung christlicher Gefangenen aus der heydnischen Sclaverey; wozu er selbst das goldene Halsband hingab, welches ihm der Norwegische Olof geschenkt hatte. Ein Brudersohn des oben gedachten Odinkar, Odinkar der jüngere, aus königlichem Dänischem Geschlechte, wurde

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

wurde ebenfals von dem Bremischen Erzbischof Libentius nach Schweden geschickt, wo er mit großen Häusern verwandt war, und that dem Christenthum auch durch die Freygebigkeit von seinen ansehnlichen Gütern Vorschub; anderer Engländer und Deutschen nicht zu gedenken, die um gleiche Zeit daran arbeiteten. (Adam. Brem. L. II. c. 26. 27. p. 23. c. 34. p. 25. sq. c. 40. p. 27. c. 46. p. 29. Oernhjälm l. c. L. II. c. 90. sq. pag. 143. sq. Dalin l. c. S. 469.) Selbst der Einfall des Norwegischen Königs Olof Haraldson in Schweden im Jahr 1007. trug etwas zum Fortgang des Christenthums daselbst bey, indem er auf der Insel Gothland, deren er sich bemächtigte, die erste Aufnahme desselben beförderte. (Dalin l. c. S. 471.)

Doch Olof Skötkonung that in eben dieser Absicht noch entscheidendere Schritte. Er, der sich zuerst König von Schweden nannte, an Statt daß seine Vorgänger nur den Nahmen Könige von Upsala geführt hatten, weil in dieser Stadt, nicht weit von dem königlichen Sitze Birka, oder Sigtuna, der heiligste Opferort des ganzen Nordens war, wünschte, den dortigen Götzentempel zerstören zu können. Als die Heyden dieses merkten, kamen sie mit ihm auf einer Nationalversammlung überein, daß er, wenn er ein Christ seyn wollte, sich den besten Theil des Reichs zum unabhängigen Besitze wählen, und daselbst eine christliche Kirche errichten; übrigens aber keinen seiner Unterthanen zwingen möchte, zu seiner Religion überzutreten. Froh über diese Vergünstigung, legte Olof in der Stadt Skara in Westgothland eine Kirche mit einem Bißthum an. Zum ersten Bischof derselben ließ er durch den Erzbischof von Bremen, Unwan, einen seiner Geistlichen, Turgoth, weihen; der auch des Königs Gemahlinn, Kinder und ganzen

Hof

Hof im Jahr 1015. taufte. Olof hielt sich bald zu Skara, bald in dem von ihm erbaueten Neu-Sigtuna auf: und da er nun ungehindekter für den Lauf des Christenthums sorgen konnte, bekam er dazu einen neuen Gehülfen an Sigfrid, einem Engländer und Archidiakonus zu York, der nebst Grimkil, Rudolf, Bernhard, und andern, in Schweden anlangte. Unter diesen Englischen Geistlichen, die entweder er selbst, oder der König von Norwegen, hatte kommen lassen, befanden sich drey Vettern Sigfrids, die, während daß er im westlichen Theile des Gothischen Reichs predigte, in dem östlichen, besonders in Småland und Werend, eben so geschäftig waren. Hier aber wurden sie von den heydnischen Einwohnern, entweder wegen der Kostbarkeiten, welche sie mit sich führten; oder, wie man wahrscheinlicher vermuthet, weil sie den Götzendienst zu kühn angriffen, ermordet. Der König zog selbst mit Soldaten dahin, um die Schuldigen zu strafen; allein Sigfrid, der auch gegenwärtig war, bat für sie, und da ihm der König die Geldstrafe schenkte, zu welcher sie verurtheilt wurden, gab er sie auch mit der Bitte zurück, daß eine Kirche zu Wexiö gebauet werden möchte. Dazu wurden die Güter des geflüchteten Hauptmörders genommen: und Sigfrid ward, unter Bestätigung und Einweihung des Bremischen Erzbischofs, der erste Bischof daselbst. Er lebte bis zum Jahr 1067; die Päpste sezten ihn nachmals unter die Heiligen. Sein Gehülfe Eskil wurde Bischof zu Nordanskog, worunter man damals Südermanland, und alles was über Kolmorden weg lag, begriff, und hatte seinen Siz zu Fors bey Strengnäs. Eine aufrührerische Gemeine erschlug ihn im Jahr 1026. oder 1045. Ulfrid, ein anderer Gefährte Sigfrids wurde auch von den Heyden umgebracht, weil er in ihrer Gegenwart das Bild ihres

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

ihres Gottes Thor zerschmiß. David endlich, der auch in diese Gesellschaft gehört, predigte in verschiedenen Gegenden von Schweden; blieb zulezt in Westmanland; bauete im Jahr 1030. eine Kirche und ein Kloster; würde der erste Bischof von Westeråhs, und starb erst nach dem Jahr 1080; man verehrte ihn nachher auch als einen Heiligen. (Adam. Brem. L. II. c. 40. 41. p. 27. c. 44. p. 28. c. 46. p. 29. Idem de situ Daniae, c. 232. p. 61. Oernhjälm l. c. p. 172. sq. 178. sq. Dalin S. 472–477.)

So vergrößerte sich die Schwedische Kirche unter Olofs Regierung, der um das Jahr 1026. gestorben seyn mag. Dalin versichert, (S. 473.) daß dieser König von dem päpstlichen Legaten im Norden, dem Erzbischof Unwan in Bremen, den Ehrentitel, Rex Christianissimus erhalten habe; daß derselbe auch seinem Sohne ertheilt worden sey; und daß also die Könige von Schweden denselben unter ihren übrigen Titeln hätten beybehalten können. Er beruft sich deswegen auf Adam von Bremen; (H. Eccl. L. II. c. 41. p. 27. L. III. c. 15. p. 36. L. IV. c. 15. p. 47.) allein man findet bey diesem Geschichtschreiber weiter nichts, als daß er die beiden Könige wegen ihres Eifers für das Christenthum, mit jenem Ehrennahmen belegt: und daß solches auch andern Königen und Kaisern wiederfahren sey, hat man in dieser Geschichte bereits gesehen. Auch leidet eine andere Behauptung Dalins, (S. 477.) daß diese erste Schwedische Kirche der alten Apostolischen an Reinigkeit und Unschuld sehr ähnlich gewesen sey, so lange sie unter Bedrückungen lag, eine ziemliche Einschränkung. Denn daß sie noch den Kelch im Abendmahl genoß, und ihre Priester sich verheyrathen durften, war damals auch in andern Europäischen Gemeinen nichts Ungewöhnliches. Doch

gesteht

gesteht er gleich darauf, daß sich schon manche Betrügereyen und erdichtete Wunderwerke in derselben gezeigt haben. Zu den Folgen des wenigstens am königlichen Hofe und in einem großen Theil von Schweden herrschenden Christenthums, gehört insonderheit, daß die **Wikingsfahrten**, oder die seeräuberischen Züge, auf welche sonst die Krieger der Nation und selbst die königlichen Prinzen in jüngern Jahren so häuffig ausgiengen, nunmehr aufhörten. (Dalin S. 473.) Um gleiche Zeit fiengen auch die lateinischen Buchstaben an, vermuthlich auf Vorstellung der Geistlichkeit, allmählich auf Münzen, in königlichen Verordnungen, und richterlichen oder **Lagmanns**-Urtheilen, üblich zu werden. Es währte aber noch einige hundert Jahre, bis die **Runen**, die älteste und sehr einfache Buchstabenschrift des Nordens, in Schweden größtentheils abgeschafft wurden: denn in einigen Gegenden des Reichs sind sie noch jezt nicht außer Gebrauch. (Dalin l. c. S. 478.) Mit welchem Rechte übrigens **Oernhjälm Sigfriden**, den er auch mit **Sigurden** vermischt, Schuld gebe, daß er dem Könige von Schweden gewaltsame Rathschläge zur Ausbreitung des Christenthums in seinem Reiche ertheilt habe, (l. c. p. 176. 178.) kann ich nicht bestimmen. Eher könnte man sagen, daß die Hitze, mit der sich **Olof Skötkonung** dieser Religion annahm, ihn bey seinen heydnischen Unterthanen verhaßt gemacht, auch nicht wenig dazu beygetragen hat, ihm zulezt die Mitregentschaft für seinen Sohn **Amund Jacob** abzuzwingen.

Dieser scheint mit gleicher Anhänglichkeit an seinen Glauben mehr Glimpf und Mäßigung verbunden zu haben; daher kömmt auch wohl die weite Verbreitung desselben in Schweden zu seiner Zeit, deren **Adam von Bremen** (L. II. c. 54. p. 31.) gedenkt.

Doch

J. n. C. G. 814 bis 1073. Doch suchte er auch die Sitten der Nation zu mildern; besonders die so häuffigen Haus- und Mordbrennereyen, die man gegen seine Feinde begieng, und die er selbst untersuchte, durch Strafen zu tilgen. (Dalin S. 499.) Sein Stiefbruder, **Emund**, mit dem Beynahmen der Alte, der ihm ohngefähr im Jahr 1055. auf dem Throne folgte, war ein eben so guter Christ und König, als er. Gleichwohl hat man ihn hin Slemme oder den Schlimmen genannt, und der oft gedachte **Adam** sagt geradezu, (L. III. c. 15. p. 36.) er habe sich, obgleich getauft, nicht viel um das Christenthum bekümmert. Man entdeckt aber bald, daß dieses harte Urtheil keinen andern Grund habe, als weil **Emund** gegen den Papst und den Erzbischof von Bremen, **Adams** unmittelbaren Obern, sich lange nicht so gefällig bezeigt hat, als seine Vorgänger. Bisher hatten diese Erzbischöfe, als päpstliche Legaten für den Norden, ihre Verordnungen, Abgeordnete und Bischöfe in jene Gegenden, unter beständiger Folgsamkeit der Christen und ihrer Fürsten, geschickt. **Emund** hingegen, dieser Abhängigkeit überdrüßig, nahm einen eigenen Erzbischof **Osmund** an, einen gebohrnen Normann, den der Bischof Sigfrid zu Bremen hatte unterrichten lassen; der, wenn man **Adam von Bremen** glaubt, vergebens zu Rom die bischöfliche Weihung gesucht, sie nach langem Herumstreichen von einem Pohlnischen Erzbischof erhalten hatte, und endlich von dem Könige in dieser Würde erkannt wurde. Als **Adelbert**, Erzbischof von Bremen, (denn von Hamburg wurde die Benennung nicht mehr geführt,) davon, und sogar die Nachricht hörte, daß **Osmund** den Schweden eine falsche Lehre vortragen sollte: sandte er einige Geistliche an den König, an deren Spitze sich **Adalward**, den er zum Schwedischen Bischof ernannt hatte, be-

sand.

fand. Allein sie wurden abgewiesen. Nur Stenkil, des Königs Stiefsohn, bezeigte sich ihnen günstig, und ließ sie zu der geschiedenen Dänischen Guda nach Westgothland bringen, welche sie mit vielen Geschenken an den Erzbischof zurückschickte. Adam weiß auch sogleich göttliche Strafen, die wegen dieser Begegnung dem Könige wiederfahren wären: den Tod seines Sohns, der mit seinem Kriegsheere vergiftet worden sey; Dürre und Unfruchtbarkeit. (l. c. c. 16. 17. p. 36. sq.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Sobald aber Stenkil auf den Thron gelangt war, vermuthlich im Jahr 1059. oder 1060. ließ er dem Erzbischof von Bremen schon melden, er könne nunmehr seinen, für Schweden bestimmten Bischof abschicken. Adalward kam also zurück; bekehrte eine Menge Heyden, und Osmund bekam bloß das Bißthum Skara, das nach seinem Tode Adalward erhielt. Dieser wurde bald als ein Wunderthäter gepriesen: er ließ Regen und Sonnenschein kommen, wie solches die Schweden wünschten. Sein Erzbischof weihte noch einen andern Bischof für Schweden, Acilin; der aber, ohngeachtet der Einladung der Gothen, zu Cöln blieb, und ein lustiges Leben führte. Stemphi hingegen, (oder Stephan) den er ebenfals, unter dem Nahmen Simon, als Bischof in dieses Reich sandte, that daselbst desto bessere Dienste. Die Wermeländer, Finweder und Skritefinger, wie sie Adam von Bremen nennt, von welchen die leztern die Thiere an Schnelligkeit im Laufen übertreffen sollten, und in Helsingeland wohnten, wurden damals zum Christenthum gebracht. Man erzählte auch, daß einem Götzenpriester zu Upsala eine sehr schöne Jungfrau erschienen sey, und ihm, auf die Bedingung, an ihren Sohn zu glauben, sein Gesicht wieder versprochen; aber zugleich verkündigt habe, daß der Tem-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

pel, an welchem er diente, gar bald ihr gewiedmet werden würde. Er nahm die Bedingung an; wurde sehend, und bekehrte nun desto mehrere Heyden. Alles dieses bewog den Erzbischof Adelbert, noch einen Bischof aus seinem Bremischen Clerus, den jüngern Adalward, nach Schweden abgehen zu lassen. Der König ernannte denselben im Jahr 1064. zum Bischof von Neu-Sigtuna, welches eine Tagereise von Upsala entlegen war; das alte Sigtuna oder Birka war längst zerstört. Er legte daselbst eine Kirche und ein Kloster an, und seine Bekehrungsanstalten giengen sehr glücklich von Statten. Seine Gefährten erzählten, daß ihm für eine einzige Messe siebzig Mark Silbers, welche nach ihrem damaligen Werthe fünfhundert und sechszig Reichsthaler ausmachten, geopfert worden wären. Kein Wunder, daß er gar bald übermüthig zu werden anfieng, und in einem Anfall von unbesonnenem Eifer sich entschloß, das große Heiligthum des Nordens, den Tempel zu Upsala, zu verbrennen. In der Absicht verband er sich mit dem Bischof Egino in Schonen; beide machten sich gefaßt, alle Martern über ihrer Unternehmung auszustehen, indem sie sich einbildeten, daß auf die Zerstörung jenes Tempels alsbald die Bekehrung aller Heyden in Schweden folgen müsse. Schon murrte das Volk über diesen ihren bekannt gewordenen Vorsatz, als ihnen der König vorstellte, daß, wenn sie denselben ausführten, nicht allein sie sogleich den Tod leiden; sondern auch er, weil er sie in das Reich gebracht hätte, aus demselben vertrieben werden, und alle bekehrten Schweden wieder zum Heydenthum übergehen würden; wie es neulich unter den Slaven in Deutschland gegangen sey. Diese Erinnerungen thaten ihre Würkung; die beiden Bischöfe reisten in Gothland herum, und erwarben viele neue Christen. Stenkil selbst hoch-

achtete

achtete immer eine gleiche Gelindigkeit in Religionssachen; daher nahm die Anzahl der christlichen Kirchen in Schweden bis auf eilfhundert zu. Dabey behauptete er auch sein Ansehen über ihre Lehrer; er sezte die Bischöfe, und führte sie durch Ertheilung des Hirtenstabs, ingleichen eines goldenen Rings, zu ihrem Amte ein. (Adam. Brem. Hist. Eccl. L. III. c. 17. p. 37. L. IV. c. 44. pag. 55. Idem de situ Daniae, c. 231. pag. 61. c. 235. 236. pag. 62. Dalin l. c. Zweyter Theil, S. 12–15.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Stenkils Tod, der um das Jahr 1067. erfolgte, scheint für das Christenthum in Schweden nachtheilige Folgen gehabt zu haben: entweder, weil die vorgedachten Bischöfe, ohngeachtet seiner Warnung, sich erkühnten, Götzenbilder zu zerstören, wie **Adam von Bremen** (de situ Daniae, c. 237. p. 62.) würklich meldet; oder, weil der Haß der Heyden gegen sie nicht mehr durch die Mäßigung des Königs zurückgehalten wurde. **Håkan**, der nach ihm regierte, und bey gleicher Ergebenheit gegen das Christenthum, doch eben so wenig gewaltsame Maaßregeln für dasselbe billigte, konnte doch eine Verfolgung seiner Bekenner nicht hintertreiben. **Adalward** der jüngere mußte seinen bischöflichen Sitz zu **Sigtuna** verlassen, und ihn nach **Husaby** verlegen, von wannen er nach **Skara** kam. Damit war sein Erzbischof **Adelbert** sehr übel zufrieden, weil er es ohne seine Erlaubniß gethan hatte, und rief ihn nach **Bremen** zurück. **Egino**, Bischof in Schonen, bezeigte mehr Muth, indem er die Gemeinen, denen es an Bischöfen fehlte, besuchte. Das Christenthum erhielt sich also zwar in Schweden; Kirchen und Klöster waren genug vorhanden; aber es fehlte nach und nach an Lehrern: und ein gewisser schwankender Zustand drohte fast mit einer gänzlichen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Ueberlegenheit des Heydenthums. (Adam. Brem. H. Eccl. L. IV. c. 43. p. 54. de situ Daniae, c. 216. p. 57. Dalin l. c. S. 17. fg.) Ohnedem gewöhnten sich die Schweden daran, ihre väterliche und christliche Religion gewissermaaßen zu vereinigen. Sie pflegen, schreibt Adam von Bremen, (de situ Daniae, c. 229. 230. p. 60.) denjenigen Gott zu verehren, der ihnen in einer Schlacht auf ihre Anrufung den Sieg verschafft hat; sind auch schon darinne einig, daß der Gott der Christen weit zuverläßiger im Beistande sey, als alle andere Götter; sie würden auch leicht bekehrt werden können, wenn die schlechten Lehrer nicht mehr für sich, als für Christum, sorgten.

Unterdessen war auch in Norwegen ein bleibender Grund für das Christenthum gelegt worden. Dieses an Schweden gränzende Land, das Adam von Bremen mit seinem alten Nahmen Nordmannia, und seine Einwohner vorzüglich Nordmänner nennt, (de situ Daniae, et reliquar. septentr. regionum, c. 238. sq. p. 63.) die auch nebst den Dänen den Hauptantheil an den Normännischen Seezügen gehabt haben mögen, war bereits um das Jahr 830. als Anschar den christlichen Glauben in Schweden predigte, mit demselben bekannter geworden. Viele Norweger nahmen ihn auch so weit an, daß sie durch äußerliche Merkmale davon Erlaubniß bekamen, mit den Christen in England und Deutschland handeln zu dürfen. Allein selbst diese glaubten doch, daß man dem Gotte Thor bey allen wichtigen Angelegenheiten und auf den Seereisen opfern; Christum hingegen nur geringerer Sachen wegen anrufen müsse. (Thormodi Torfaei Hist. Rer. Norvegicar. T. II. p. 118. Hafniae, 1711. Gebhardi Gesch. von Dänemark und Norwegen, im 32sten Theil der Allgem. Welthist. S. 85.) Daß die

Mel-

Meldung Norwegens in einer Urkunde Ludwigs des Frommen vom Jahr 834. als eines Landes, worinne das Christenthum bereits ausgebreitet sey; ingleichen in einer andern, von dem Papste Gregor dem Vierten aus gleicher Zeit, sehr verdächtig sey, ist bereits an einem andern Orte (oben S. 324.) bemerkt worden. Es währte hundert Jahre länger, ehe nur ein Versuch gemacht werden konnte, diese Religion daselbst einzuführen. Hakon, ein Norwegischer Prinz, den der König von England Athelstan im Jahr 926. halb gezwungen an Sohnes Statt angenommen, und taufen hatte lassen, wurde um das 936. oder 938. Jahr König von Norwegen. Nachdem er seine Hofleute zu Christen gemacht hatte, unternahm er eben dieses bey seiner Nation. Er gab ein Gesez, daß das große heydnische Juelfest etwas später gefeyert, und nur so lange dauern sollte, bis ein gewisses Maaß Bier, welches bey hoher Strafe von jedem Hausvater gebrauet werden mußte, vertrunken wäre; damit dieses Fest in die Weihnachtszeit fallen könnte, und der König mit seinen Hofbedienten an Einem Orte mit dem Volke, aber in einem besondern Gasthause, an Statt des heydnischen Festes, das christliche begehen könnte. Nach und nach folgten viele dem Beyspiele der Hofleute; oder den Bitten des Königs: und es bildeten sich kleine Gemeinen, für welche der König Priester aus England kommen ließ. Nun that er seinen zusammenberufenen Unterthanen zu Möre und Raumsdalen den Antrag, das Christenthum anzunehmen; erhielt aber zur Antwort, daß sie sich nach den Thrandern richten wollten; ob sie gleich den Bau christlicher Kirchen verstatteten. Die Thrander verlangten, daß eine so wichtige Sache auf einem Reichstage vorgetragen werden sollte; dieses geschah auch zu Frosta, wo der König forderte, daß alle seine Unterthanen den Gott der Christen allein anbeten,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

am Sonntage aber von aller Arbeit ruhen und fasten sollten. Doch dawider erhob sich die ganze Versammlung. Die Aufhebung der jährlichen allgemeinen Opferschmäuse war ihr schon allein unerträglich; überdieß klagten die Herren, daß sie durch den Müßiggang am Sonntage viel an den nöthigen Erwerbungen leiden würden; und die Knechte empfanden zum voraus den Abbruch an Leibeskräften, den ihnen das sonntägliche Fasten verursachen müßte. Besonders stand ein begüterter Landmann auf, und erklärte sich im Nahmen des ganzen Volks, daß sie zwar dem Könige alle getreu seyn, und seinen Befehlen gehorchen wollten, so weit es ohne Beleidigung ihrer Götter geschehen könnte; aber die Vertauschung von diesen mit einem ihnen völlig unbekannten Gotte müsse zum Verderben des Landes, das seinen Wohlstand jenen Göttern zu danken habe, und des Königs selbst, ausschlagen; wollte er sie dazu zwingen: so müßten sie einen andern König suchen, der mit ihnen ihre Götter gegen ihn und jeden andern vertheidigte. Hier bemühte sich Sigurd, ein Anverwandter des Königs, dem er den Thron verschafft hatte, wenigstens dem Scheine nach, ihm zu Hülfe zu kommen; vielleicht aber nur sich in dem ungemeinen Ansehen zu erhalten, das er bereits besaß. Er stellte dem Volke vor, der König verlange bloß deswegen, daß es die christliche Religion annehmen möchte, weil er es dadurch so glückseelig, als sich selbst, zu machen hoffte; aber zwingen werde er niemanden dazu. Auf diese Rede Sigurds, begehrte das Volk, daß der König ferner an den feyerlichen Opfern Antheil nehmen sollte. Er schwieg zwar darauf stille; da ihm aber Sigurd rieth, sich am nächsten Julfeste in seinem Sitze einzufinden, und abgesondert mit Christen das Weihnachtsfest zu feyern: folgte er ihm darinne. Allein das Volk drang darauf, daß er auch bey dem gewöhnlichen Opfer

gegen-

gegenwärtig seyn müsse: und auf Sigurds Zureden sezte er sich würklich auff seinen königlichen Stuhl im Opferhause; trank auch die Becher zu Ehren der Götter Odhin, Thor und Braga aus. Als er ein Kreuz darüber machte, beruhigte Sigurd das Volk damit, es sey Thors Hammerzeichen. Am folgenden Tage verlangte das Volk, der König sollte Pferdefleisch essen; — in jenen Zeiten ein sicheres Kennzeichen des Heydenthums; — er fieng also wenigstens den Dampf aus dem Kessel auf, worinne es kochte. Durch dieses Nachgeben kühner geworden, verbanden sich bald darauf acht vornehme Norweger; zündeten drey Kirchen an; ermordeten die Priester derselben; nöthigten sogar den König, beym Opfer eine Pferdeleber zu essen, und das Bier ohne Kreuzeszeichen zu trinken. Hakons Geduld hatte nunmehr ein Ende; er riß sich aus den Händen seiner Unterthanen loß, und rüstete sich, um sie zu bekriegen. Doch die Feindseeligkeiten waren kaum im Jahr 944. ausgebrochen, als sie sich mit ihm aussöhnten. Er starb im Jahr 950. und war schon entschlossen, seine lezten Tage in einem christlichen Lande zuzubringen; verlangte aber doch, in Norwegen begraben zu werden, weil er nur als ein Heyde gelebt hätte. Ein Dichter seiner Nation, die nun erst fühlte, was sie an ihm verloren habe, besang seine Aufnahme in Walhalla, oder in den Himmel des heydnischen Nordens. (Torfaeus l. c. p. 214–222. 231. Gebhardi l. c. S. 86–89.) Wagners Geschichte von Norwegen, in Guthrie's Allgem. Weltgesch. 16. Band. erst. Abtheil. S. 580. fg.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Seitdem bis zum Ende dieses zehnten Jahrhunderts, kamen für das Christenthum in Norwegen noch keine günstige Zeiten. Hakons nächste Nachfolger ließen zwar seine Geseze für diese Religion beobachten,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

und zerstörten Gözentempel; machten sich aber nur dadurch bey den Heyden verhaßt, und nüzten auch den Christen wenig, indem sie weder Kirchen baueten, noch für den öffentlichen Glaubensunterricht sorgten. Bald darauf, im Jahr 962. brachte der Dänische König, Harald Blauzahn, ganz Norwegen unter seine Botmäßigkeit; zum Statthalter aber und Besizer eines großen Theils davon mit Lehnspflicht, ernannte er den Grafen Hakon, Sigurds Sohn, dessen Treulosigkeit er dieses Reich zu danken hatte. Dieser, ein eifriger Heyde, stellte gleich die niedergerissenen Gözentempel wieder her; und die meisten Neubekehrten wurden abtrünnig, weil eben damals auch die bisherige Hungersnoth aufhörte, welche der große Hauffen dem Zorne der verachteten Götter zugeschrieben hatte. Zwar glaubte Harald im Jahr 975. sowohl seinen Statthalter, als ganz Norwegen, in der Geschwindigkeit christlich machen zu können. Hakon war ihm mit der Macht des Reichs zu Hülfe gezogen; diesen zwang er mit seinen Begleitern sich taufen zu lassen, und schickte zugleich eine Menge christlicher Priester nach Norwegen. Allein erbittert über diese Gewaltthätigkeit, und des Beystandes seiner Norweger gewiß, verheerte Hakon die Küsten von Schonen und Seeland; unterdrückte alle Anstalten zum Besten des Christenthums in Norwegen, und machte sich von der Dänischen Oberherrschaft ganz unabhängig. (Torfaeus l. c. pag. 237. sq. 274. Gebhardi l. c. S. 89. fg. Wagner l. c. S. 588. fg.)

In diesem Zustande blieb Norwegen, bis Olav Tryggweson über dasselbe herrschte. Dieser Sohn eines ermordeten kleinen Norwegischen Königs hatte mehrere Jahre hindurch in Rußland, an den Wendischen Seeküsten in Deutschland, auch auf seeräuberi-

schen

schen Zügen im Norden, sich durch Tapferkeit hervorgethan; aber zugleich furchtbar gemacht. Um das Jahr 977. brachte ihm ein christlicher Priester Thangbrand, den er in einem Sächsischen Hafen fand, zuerst einige Neigung zum Christenthum bey. Ein Schild mit einem goldenen Crucifixe, das er eben demselben abkaufte, und das ihn bey großen Gefahren schüzte, soll ihn darinne bestärkt haben. Er ließ sich darauf in Griechenland in jenem Glauben unterrichten; kehrte mit einem christlichen Bischof Paulus nach Rußland zurück, wo derselbe viele Bekehrungen würkte; er selbst aber trieb seine Freybeutereyen zur See fort, bis er mitten unter denselben sich auf den Sorlingischen oder Scillyschen Inseln von einem Abte, der ihm die Norwegische Krone prophezeyte, taufen ließ. Dem ohngeachtet fuhr er fort, in den Jahren 993. und 994. die Englischen Seeküsten auszuplündern. Aber im folgenden Jahre gieng er, wiewohl verrätherisch gelockt, mit Thangbranden nach Norwegen. Auf den Orkney Inseln zwang er unterwegens einen Grafen und seinen Sohn mit dem Schwerdte in der Hand, sich taufen zu lassen; vertheilte auch auf andern Inseln christliche Glaubensboten. In Norwegen selbst wurde er bald zum Könige ausgerufen, und allgemein davor erkannt; Hakon aber verlor das Leben. Nunmehr wandte Olav jedes Mittel an, alle Norweger zum Christenthum zu bringen. Er sezte es bald auf Landtägen der einzelen Provinzen durch; bald gab er in dieser Absicht angesehenen Männern seine Schwestern zur Ehe, auch wohl ein ansehnliches Gebiet dazu; die Einwohner von Nordwigen aber nöthigte er mit Gewalt dazu: und manche von ihnen büßten eher ihre Güter, ihre Gliedmaaßen, ja gar das Leben ein, als sie darin willigten. In Rogaland stifteten die Heyden vergebens eine Verschwörung, um ihre

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Religion zu behaupten. Sie mußten im Jahr 997. ebenfals Christen werden; auf der dazu gehörigen Insel Mostur ließ der König die erste christliche Kirche bauen, die er seinem Lehrer Thangbrand anwies. Es wurden freylich auch nach alter Art Wunder erzählt, um diesen Bekehrungen besser fortzuhelfen. Man zeigte einen Kopf vor, der ganz glänzend auf einer Insel gefunden worden seyn sollte; der König begab sich selbst dahin; und da man dort einen unverwesten Leichnam einer Frauensperson, welche sein Bischof vor eine christliche Irländische Prinzessinn Sunnefa erklärte, nebst andern Körpern antraf: ließ Olav alle nach Norwegen in eine Kapelle bringen, wo man sie als Heiligenreliquien verehrte. Zugleich ernannte er den heiligen Martin von Tours zum Schutzheiligen seines Reichs, mit der Verordnung, daß künftig ihm zu Ehren der Becher des Gottes Thor getrunken werden sollte. Doch stürmische Unternehmungen waren ihm, wie in seinem vorigen Leben, also auch immer noch zum Dienste seiner Religion, die liebsten. Er zerstörte den größten und ehrwürdigsten Götzentempel zu Hlada; wollte in Halgoland eben solche Verwüstungen anrichten; wandte sich aber, als er hörte, daß man daselbst und in Thrand zum Widerstande bereit sey, auf einige Inseln, wo es ihm glücklicher gelang. Noch im Jahr 997. bauete er in der lezgedachten Landschaft die Stadt Nitharos oder Drontheim, unter welchem Nahmen sie noch blühend ist. Allein da er im Jahr 998. einen Landtag mit den Thrandern zu Frosta hielt, welche mit ihren Knechten bewaffnet erschienen waren, stellten sie ihm drohend das Schicksal des Königs Hakon vor, der von einem ähnlichen Versuche habe abstehen müssen. Olav versprach würklich, sich bey dem nächsten feyerlichen Opfer einzufinden, und ihnen dabey die Wahl über die einzuführende

rende Religion zu überlassen. Er kam auch dazu nach Möre; ließ die vornehmsten Thrander zu einem Gastmahle nach Hlada einladen, wo er durch eine Anzahl bewaffneter Christen bedeckt war, und stellte ihnen vor, er bereue die Beleidigungen, welche er bisher den Göttern zugefügt habe; sie könnten aber nicht anders als durch das edelste Blut unter ihnen gebüßt werden. Daher befohl er, die sechs angesehensten unter ihnen zu greiffen. Da er ihnen aber zu verstehen gab, daß sie durch die Taufe ihr Leben retten könnten, bequemten sie sich nebst den übrigen Anwesenden dazu, und stellten Geisel für ihre Treue. Dieser Streich schröckte jedoch die Landesversammlung nicht. Ihr Sprecher Jarnskäg drang in derselben mit aller Heftigkeit auf die Beybehaltung des Götzendienstes; der König sollte insonderheit sein Versprechen erfüllen. Dieser gieng auch in den Tempel Thors, dessen Bildsäule auf einem Wagen stand, den zwey auf Rollen gesezte hölzerne Böcke durch silberne Ketten zogen: und man sah denjenigen als einen Heyden an, der diese Kette berührte. Der König that solches gleichwohl, um Jarnskägen für seinen Glauben zu gewinnen. Als ihn aber dieser deswegen verspottete: stieß der König die Bildsäule mit seinem vergoldeten Spieße zu Boden, und ließ den kühnen Sprecher umbringen. Darauf durfte sich keiner aus der Versammlung wegbegeben, ohne die Taufe angenommen zu haben. Es gab noch eine Anzahl sogenannter Seiden oder Zauberer. Diese berief Olav in einen Götzentempel, indem er sich stellte, von der Wahrheit ihrer Künste überzeugt zu seyn; ließ aber gegen achtzig derselben, weil sie durchaus ihre Religion nicht verändern wollten, verbrennen, und einen, der entwischt war, mit andern seiner Mitgenossen ersäuffen. In Helgoland wurden zween der ansehnlichsten Einwohner gefangen genommen,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

nommen, und zur Taufe gezwungen: der eine ließ sich durch einen versprochenen großen Landstrich dazu bewegen; der andere aber wählte lieber den Tod durch glühende Kohlen, die ihm auf den bloßen Leib gebunden wurden. Olav rückte endlich mit einem Kriegsheere in Helgoland ein, und alles mußte ihm weichen; zumal da ihm sein Bischof durch das Kreuzeszeichen, Lesung des Evangelii und Weihwasser, eine sichere Fahrt über das ungestüme Meer verschafft hatte. Dem lezten Großen, der Christum daselbst lästerte, ließ er eine lebendige Schlange in den Magen schieben. Als er hörte, daß die getauften Thrander eine alte hölzerne Bildsäule ihres Gottes Freyrs immer noch verehrten, eilte er selbst hin, und hieb sie in Stücken; worauf eine Menge Fledermäuse, Schlangen und Kröten aus derselben herauskamen. Das Volk erkannte die Nichtigkeit seines Gottes, und entsagte nun gänzlich dem Heydenthum. So hatte endlich Olav fast allen Norwegern den christlichen Glauben, wenigstens die Religionsgebräuche desselben, aufgedrungen. Er selbst, unternehmend und tapfer, so sehr man es seyn kann, konnte doch das Christenthum durch seine grausamen Zwangsmittel nicht empfehlen. Daß er seine eigene Schwiegermutter heyrathete, war ein anderes Beyspiel, das ein Heydenbekehrer nicht geben sollte. Die Dänen beschuldigen ihn überdieß, daß er auf die Wahrsagungen der Vögel viel gebauet habe, und mit den Auslegern derselben vertraut umgegangen sey; daher sie ihn Krakabeen (oder Krähebein) nannten. Sein wütender Religionseifer war auch eine von den Veranlassungen seines Todes. Sigrid, die ehemals Königinn von Schweden, eben so stolz als schön und reich, wünschte, seine Gemahlinn zu werden, und besuchte ihn deswegen selbst in Norwegen. Er war würklich nicht abgeneigt davon; da sie aber seinen Antrag,

trag, eine Christinn zu werden, verwarf: nannte er sie eine heydnische Hündinn; schmiß ihr seine Handschuhe ins Gesicht, und ließ sie, beym Einsteigen in ihr Schiff, ins Wasser untertauchen. Von Rachbegierde entflammt, kehrte sie nach Schweden zurück; vermählte sich nachher mit dem Dänischen Könige Sveno, und ruhte nicht eher, als bis sie ihren Gemahl, und ihren Sohn erster Ehe, Olav Skötkonung, König von Schweden, zum Kriege wider den Norwegischen König vereinigt hatte, in welchem dieser im Jahr 1000. das Leben verlor. Unterdessen war er bey seiner Nation so beliebt, daß einige vor Gram über seinen Tod starben; viele aber ihn als einen Heiligen und Wunderthäter verehrten. Ja, es erhielt sich gegen funfzig Jahre lang das Gerücht unter ihnen, er habe sich gerettet, und sey Abt eines morgenländischen Klosters geworden. (Adam. Brem. H. Eccl. L. II. c. 27. p. 23. Torfaeus l. c. p. 367–413. 425. sq. 435. sq. Gebhardi l. c. S. 95–105. Wagner l. c. S. 597. fg.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Norwegen wurde jezt zwischen Olavs Ueberwindern getheilt, die sich um den Züstand den Christenthums daselbst wenig bekümmerten. Aber seit dem Jahr 1017. bemächtigte sich nach und nach Olav der Dicke, ein nachgebohrner Sohn Harald Gränskes, eines kleinen Norwegischen Königs, dieses Reichs. Er hatte seine frühern Jahre ebenfals, der Nationalsitte gemäß, mit Verwüstungen der Dänischen, Schwedischen und anderer Seeküsten, zugebracht; auch unter diesen Seezügen, wie oben (S. 364.) gezeigt worden ist, auf der Insel Gothland, gleichsam in Sturm das Christenthum gepflanzt. Nachdem er im Jahr 1019. die Huldigung in Norwegen eingenommen, und das verbrannte Drontheim wieder aufgebauet hatte, welches er zum königlichen Sitze machte: reiste er zwey Jahre dar-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

darauf, von vielen Kriegern begleitet, in seinem Reiche herum; führte das von seinem Hofbischof Grimkil, (einem gebohrnen Engländer) und andern Geistlichen verfertigte Kristinrett, oder Kirchenrecht, ein; bauete Kirchen, besezte sie mit Lehrern, und strafte diejenigen, welche Heyden bleiben wollten, an Gütern, Leib und Leben. Im Jahr 1025. sezte er diese Reise, die sein und seiner Religion Ansehen befestigen sollte, fort. Er bestrafte die Einwohner der Landschaft Thrand mit vieler Härte, weil sie drey Jahre hindurch, in der Hoffnung den Mißwachs, welcher sie drückte, abzuwenden, den Götzen heimlich geopfert hatten. Gudbrand, der unabhängiger Graf von Dalen war, suchte ihm vergeblich den Eingang in diese Provinz zu verwehren, und mußte zugeben, daß in einer öffentlichen Versammlung die Macht seines Thors und des Gottes der Christen mit einander verglichen würde. Der Hofbischof sprach auch in derselben zween Tage lang von den Vorzügen des wahren Gottes; allein die Dalen erklärten ihren Gott der Verehrung würdiger, weil sie sichtbar sey. Um den König desto mehr davon zu überzeugen, brachten sie sein ungeheures Bild am dritten Tage an den Versammlungsort. Olav zeigte ihnen die aufgehende Sonne, als das Werk seines Gottes: und indem sie ihre Augen dahin wandten, zerschmetterte einer seiner handfesten Krieger mit einem Schlage seiner Keule die Bildsäule. Ratzen, Mäuse, Eidechsen und Schlangen krochen jezt aus derselben heraus; sie hatten sich von der Speise und dem Getränke genährt, welche man täglich in die Bildsäule zu schütten pflegte. Ein solcher Beweis von Thors Ohnmacht würkte endlich auch hier so viel, daß sich alles taufen ließ. Zulezt wurde der Widerstand aller heydnischen Norweger mit den Waffen überwunden. Allein eben dieses Verfahren des Königs, auch seine

Stren-

Strenge in Einziehung von Gütern, und willkührlicher Behandlung der vornehmsten Herren, stiftete viel Mißvergnügen im Reiche. Der König von Dänemark und England, Knut der Große, benüzte dasselbe durch Bestechungen, und machte Ansprüche auf Norwegen, welche im Jahr 1031. einen Krieg verursachten. In demselben sah Olav die Empörung seiner Unterthanen sich immer mehr verbreiten; er mußte endlich aus dem Reiche flüchten. Knut ließ sich daselbst zum Könige ausrufen, und stiftete zu Munkholm bey Drontheim, das erste Benediktinerkloster. Schon war Olav entschlossen, nach Jerusalem zu wallfahrten, um dort als ein Mönch zu leben, als er in einem Traume einen göttlichen Befehl zu vernehmen glaubte, einen neuen Versuch zu seiner Wiederherstellung zu wagen. Er kehrte also nach Norwegen zurück, wo er so viel Zulauf fand, daß er fünfhundert Heyden, die sich der Taufe weigerten, abwies. Den dreytausend Mann, welche er beybehielt, ließ er ein Kreuz auf den Helm und Schild mahlen, und gab ihnen die Worte zum Feldgeschrey: „Herbey, ihr Soldaten Christi, des Kreuzes und des Königs!“ Herr Rath Gebhardi merkt hierbey an, (l. c. S. 118.) daß man diesem Könige beynahe die Erfindung der Kreuzfahrten beylegen könne, weil er schon alle die Lehren von der Macht des Kreuzes gegen die Heyden, und der Seeligkeit der mit dem Kreuze bezeichneten, oder von Heyden getödteten, ausgesonnen oder angenommen habe, welche nachmals zur Beförderung der Kreuzzüge gebraucht worden sind. Doch ist es auch gewiß, daß schon seit Constantins des Großen Zeiten die Würksamkeit des Kreuzes im Kriege geglaubt worden ist. Olav versicherte also seinen Soldaten, daß sie als Märtyrer der Religion gewiß seelig werden würden; schenkte auch schon Geld zu Seelmessen für

J. n. C. G. 814 bis 1073.

seine

J. n. C. G. 814 bis 1073.

seine Feinde. Allein die sehr überlegene Anzahl derselben; ihre Erbitterung gegen ihn, die noch von dem Bischof Sigurd zu Drontheim verstärkt wurde; am meisten aber die tödtliche Wunde, welche der König bald empfieng; verursachten im Jahr 1033. die Niederlage seines Heeres. Ein Jahr darauf reuete die Norweger ihr Betragen gegen ihn vollkommen: sie vertrieben deswegen den erstgedachten Bischof, und sezten Grimkiln an seine Stelle; gruben Olavs Leichnam aus; und da sie an demselben ein Wachsthum der Haare und Nägel wahrnahmen: zweifelten sie nicht daran, daß er ein Heiliger sey; obgleich ihres neuen Dänischen Königs Mutter dieses aus natürlichen Ursachen herleitete. Sie brachten ihn also, prächtig bekleidet, auf den Hauptaltar einer Kirche. Sein Sohn Magnus, der kurz darauf zur Regierung kam, schloß ihn in einen silbernen Kasten; und nachher wurde noch ein größerer verfertigt, der 6500 Loth wog, mit 170 Crystallen und andern Edelgesteinen besezt war; ein anderer von 179 Loth Silber wurde zur Verwahrung der geheiligten Kleidung gebraucht. Der heilige Olav, wie er nunmehr hieß, wurde seitdem nicht allein in ganz Norwegen, (dessen König Magnus der Sechste ihn im folgenden Jahrhunderte zum Schuzheiligen des Reichs, und obersten Lehnsherrn des Königs ernannte,) sondern auch funfzig Jahre später in Schweden, Dänemark, Wendland, England, in den Niederlanden, selbst in Rußland, und bis Constantinopel hin, in Kirchen, die ihm geweihet waren, als ein Heiliger und Wunderthäter angerufen. Norwegen und Schweden wurden ihm sogar zinsbar: von jedem Stücke Vieh zahlte man aus beiden Reichen einen Pfennig Kopfsteuer, wovon drey Viertheile zu seinem Grabe geschickt wurden, bis in Schweden ein erzbischöflicher Befehl im Jahr 1313.

und

und in Norwegen die Kirchenverbesserung dieser Verehrung ein Ende machten. Uebrigens waren es Englische und Deutsche Bischöfe und Priester, deren sich Olav zur Feststellung des Christenthums in seinem Reiche bediente. Er stand allerdings in freundschaftlicher Verbindung mit dem Erzbischof von Bremen; schickte ihm Geschenke, und bat sich Glaubensboten von ihm aus; aber die Norwegische Kirche scheint er demselben nicht unterworfen zu haben; obgleich die folgenden Erzbischöfe es aus diesem guten Vernehmen schlossen. Von den gewaltthätigen Bekehrungen aber dieser Norwegischen Könige muß man gestehen, daß sie großentheils auf ihre Rathgeber, die christlichen Lehrer, besonders auf Thangbranden, zurückfallen; und an sich von der sanften Religion, welche sie fortpflanzen sollten, wenige Spuren zurücklassen konnten. (Adam. Brem. H. Eccl. L. II. c. 40. p. 27. c. 43. p. 28. de situ Daniae, c. 241. p. 64. Torfaeus l. c. Tom. III. p. 1. sq. 22. sq. 59. sq. 124. sq. 135. sq. 176. sq. Gebhardi l. c. S. 106–120. Wagner l. c. S. 621. fg.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Auch Harald, mit dem Beynahmen Haardraade, oder der Strenge, ein Stiefbruder des heiligen Olav, der seit dem Jahr 1046. gemeinschaftlich mit seines Bruders Sohne, Magnus, nach dessen Tode aber im Jahr 1047. allein über Norwegen regierte, bis er im Jahr 1066. in einem Kriege in England Schlacht und Leben verlor, wollte für seine Kirche nicht von den Erzbischöfen zu Bremen abhängig seyn. Er war überhaupt, obgleich ein großer Krieger, doch von einer harten und beleidigenden Gemüthsart. Aber Adam von Bremen, sein Zeitgenosse, der seine Geschichte kurz zusammengefaßt hat, (H. Eccl. L. III. c. 13. p. 36. c. 18. 19. p. 37. sq. L. IV. c. 14. p. 36.) schildert ihn wegen seiner geringen Achtung gegen den Clerus, offenbar zu nachtheilig ab. Er be-

J. n. C. G. 814 bis 1073

schuldigt ihn (p. 37.) der Zauberey; und sezt hinzu, daß dieser von Gott Verlassene die Geschenke und Schätze, welche die andächtigen Gläubigen bey dem Grabe seines Bruders, wo täglich Wunder geschähen, gehäufft hätten, unter seine Soldaten vertheilt habe. Der Erzbischof Adelbert verwies ihm daher dieses schriftlich; auch daß er zu seiner Verachtung sich unterstünde, die Norwegischen Bischöfe in Frankreich und England weihen zu lassen; da er doch allein, vermöge des päpstlichen Auftrages, dieses Recht habe. Harald gebot seinen Abgeordneten im Zorne, das Reich zu verlassen; er wisse nicht, sagte er, wer darinne, ausser ihm selbst, Erzbischof sey; oder etwas zu befehlen habe. Zwar schrieb ihm auch der Papst Alexander der Zweyte, (ibid c. 19. p. 37. sq.) er sehe wohl, daß Harald noch ein Anfänger im Glauben sey, und in der Kirchenzucht hinke; er müsse ihn also im Nahmen Petri und Pauli ermahnen, daß er ja die Rechte des päpstlichen Vicars, Adelberts, Erzbischofs von Hamburg, nicht übertreten möchte. Man kann aber aus allem schliessen, daß Harald auch darauf nicht geachtet habe. Die Normänner selbst waren damals, wie Adam von Bremen an einem andern Orte schreibt, (de situ Daniae, c. 238. p 63.) die mäßigste, genügsamste, und an alle Beschwerlichkeiten gewöhnteste Nation; allein gegen Priester und Kirchen gieng ihre Ehrfurcht so weit, daß derjenige kaum vor einen Christen gehalten wurde, der nicht täglich zur gehörten Messe ein Geschenk brachte. Bey ihnen und den Dänen wurden Taufe, Firmelung, Weihe von Altären und Priestern, theuer bezahlt. „Denn, weil sie noch keine Zehnten kannten, oder geben wollten, fährt der Geschichtschreiber fort, ließ der Geldgeiz der Priester sich desto mehr für das Uebrige geben, was umsonst ertheilt werden sollte. Krankenbesuche und

Be-

Begräbnisse, alles ist daselbst feil. Ihre so guten Sitten werden, so viel ich erfahren habe, bloß durch die Geldbegierde der Priester verdorben."

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Aus Norwegen gieng die christliche Religion noch in diesem Zeitalter nach Island und Grönland über. Die erstere Insel, welche ohngefähr hundert und zwanzig Meilen von Drontheim in Norwegen liegt, und nach Adam von Bremen, (de situ Daniae, c. 243. p. 64.) das Thule der Alten ist; wiewohl dieses von Hrn. Prof. Forster, (Geschichte der Entdeckungen und Schifffahrten, im Norden, S. 32. 33. S. 46. Anm.* Frankf. an der Oder, 1784. 8.) auch nicht ohne Wahrscheinlichkeit, in den Schettländischen Inseln gesucht wird, zu welchen man nicht sehr weit über die nördliche Spitze von Schottland hinaus kömmt, wurde erst im Jahr 861. von dem Normannischen Seeräuber Nadod entdeckt, und mehrere Jahre darnach bevölkert. Von dem vielen Treibeis, welches man dahin kommen sah, nannte man sie Jisland, oder das Eisland. Nach und nach ließen sich viele Norweger, die besonders vor der Tyranney ihres Königs, Harald Schönhaar, flüchteten, daselbst nieder; in sechzig Jahren war die ganze Insel angebauet; aber der Versuch Haralds, sich dieselbe zu unterwerfen, mißlang. Vielmehr gaben sich die Einwohner im Jahr 928. eine republicanische Verfassung: alle Hausväter sollten sich jährlich zur allgemeinen Berathschlagung auf einem Hügel versammeln, und unter dem Nahmen Lagman, oder Aufseher der Geseze, eine obrigkeitliche Person, zur Führung der öffentlichen Angelegenheiten auf Lebenszeit, wählen. Bey dieser Verfassung erhielt sich auch die Insel bis in die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts. Schon in den ersten Zeiten, da sich diese Norwegische Pflanzstadt gründete, hatten einige ihrer Mitglieder, die als Kaufleute oder Freybeuter in christli-

chen Ländern gewesen waren, eine geringe Kenntniß dieser Religion hingebracht; Christum unter ihre Götter, christliche Heilige unter ihre Schutzgeister gesezt. Ja einige glauben sogar, nach dem Zeugnisse der alten Isländischen Jahrbücher, daß die Insel vor der Ankunft der Normannen, durch christliche Irländer bewohnt gewesen sey, von denen die Priester oder Papas damals das Land verlassen hätten; die Nachkommen der Laien aber Heyden geworden wären. Aber im Jahr 981. führte der Isländer **Thorwald Kodtanson** einen Sächsischen Bischof **Friedrich** und andere christliche Lehrer dahin. Sie bekehrten auch im nordlichen Viertheil der Insel alle seine Anverwandten, und viele andere; doch konnten die wenigsten derselben bewogen werden, sich taufen zu lassen. Ohngeachtet der Widersezung der heydnischen Priester, bauete **Thorwald** im Jahr 984. die erste christliche Kirche auf seinem Gute Ase; ja, da man ihn mit Schimpfgedichten und Nachstellungen verfolgte, brachte er sogar die Urheber derselben um. **Friedrich** betrübte sich darüber so sehr, daß er in sein Vaterland zurückgieng. Im Jahr 996. schickte **Olav Tryggweson**, der damals über Norwegen regierte, begierig, überall seinen Glauben auszubreiten, wohin seine Unterthanen Handlung trieben, einen mit ihm in sein Reich gekommenen Isländer, **Stefner**, zur Bekehrung seiner Landsleute hin. Als aber dieser auf dem allgemeinen Landtage seinen Antrag dazu that: wurde vielmehr ein Gesez gemacht, daß jeder Verächter der Götter von seinen Anverwandten verklagt, und sodann aus der Insel verbannt werden sollte. **Stefner**, der sich daran nicht kehrte; sondern herumzog, und die Götzenbilder vernichtete, wurde zuerst nach diesem Geseze bestraft. Der König hatte ihm **Thangbranden** zum Gehülfen gegeben; oder eigentlich diesen, wegen seines ausschweifenden

Be-

Betragens auf der Insel Mostur, wo er Propst war, nach Island gesandt. Hier machte er es aber noch schlimmer. Er legte zwar durch die prächtige Feyer des Michaelsfestes eine Gemeine an; allein gewohnt, sich zu balgen, schlug er verschiedene von denen todt, welche entweder ihn und seinen Glauben durch Gedichte lächerlich machten; oder ihn aus dem Wege zu räumen suchten. Da endlich die Isländer beschlossen, daß auch er getödtet werden sollte: gieng er zu seinem Könige zurück, und stellte demselben seine Leiden, auch die allgemeine Abneigung der Isländer gegen das Christenthum so gehäßig vor, daß Olav befohl, alle in Norwegischen Häfen befindlichen Isländer zu verstümmeln. Doch zween Neubekehrte besänftigten ihn durch die Vorstellung, daß Thangbrands Ungestüm an allem diesem Schuld wäre; erinnerten ihn an sein Versprechen, seinen ärgsten Feinden, wenn sie Christen würden, zu vergeben, und erboten sich, das Christenthum in ihrer Insel einzuführen. Als sie im Jahr 1000. daselbst angelangt waren, rissen sie einen Tempel nieder; baueten auf dem Platze desselben eine Kirche, und kamen mit einem beträchtlichen Heere in die Landesversammlung, wo sie zwey Kreuze aufrichteten. Ein plötzlich entstandener Erdbrand machte, daß die Versammlung bestürzt aus einander lief; zugleich war der Anschein zu einem bürgerlichen Kriege da. Endlich bestachen die Christen den Lagman Thorgeier mit sechszig Unzen Silbers, daß er, aus dem Grunde der den Isländern so nöthigen Einigkeit, neue Gesetze vorschlug, durch welche zwar das Christenthum eingeführt; aber doch das Heydenthum nicht ganz unterdrückt werden sollte: und man genehmigte dieselben. Diesen Gesetzen zu Folge, sollte sich jeder Isländer sogleich im christlichen Glauben unterrichten und taufen lassen; alle Götzentempel sollten zerstört werden, und die Opfer

J. n. C. G. 814 bis 1073.

[illegible] 814 bis 1073.

aufhören; hingegen sollte es auch den Isländern verstattet seyn, ihre Kinder bald nach der Geburt wegzusezen, und Pferdefleisch zu essen; und wer den Gözen insgeheim opferte, sollte dafür nicht bestraft werden, wenn er nur keinen Zeugen dabey gehabt hätte. Das nannte man die christliche Religion annehmen; Zeit und Gewohnheit mußten das Uebrige thun: und sie thaten es auch. Besonders mag das ungemeine Ansehen der christlichen Geistlichkeit jene Reste des Heydenthums bald aufgehoben haben. Adam von Bremen sagt wenigstens gegen das Ende dieses Jahrhunderts, (de situ Daniae, l. c. c. 243. p. 65.) daß die Einwohner dieser großen, aber an Früchten und Holz sehr armen Insel, denen Berge an Statt der Städte, und Quellen für Erquickungen dienten, nicht allein alle Christen wären; sondern auch in liebevoller Gemeinschaft der Güter und Gastfreyheit, zugleich mit ihrem Vieh in Höhlen wohnten, und ein heiliges Leben führten; daß sie ihren Bischof wie einen König ehrten, und alles, was er aus Gott, aus der Schrift, oder aus den Gewohnheiten anderer Völker vorschreibe, als ein Gesez beobachteten. Würklich waren schon ihre heydnischen Priester zugleich Richter gewesen. Die ersten christlichen Richter behielten ihr Gothord oder Priesterland; wurden christliche Priester; verwandelten die Tempel in Kirchen, welche sie reichlich begabten; liessen die geistlichen Geschäfte durch gedungene Gelehrte verwalten, und machten das Priesterthum in ihrem Geschlechte erblich. Andere reiche Männer baueten gleichfals Kirchen; sezten Jünglinge, die sie hatten studieren, und vom Bischof einseegnen lassen, an dieselben, und forderten sie gleich Leibeigenen zurück, wenn sie die Kirche verlassen hatten. Noch gab es eine dritte Gattung von Priestern, die von einer Kirche zur andern reisten, und da, wo sie überwinterten, sich vom

Bi-

Bischof feyerlich ankündigen lassen mußten; übrigens aber von der Kirche, der sie dienten, nur einen sehr geringen Sold erhielten, bis ihnen im Jahr 1096. ein Viertheil vom Zehnten, und im Jahr 1123. Geld für das Begraben der Todten zugestanden ward. Adelbert, Erzbischof von Bremen, gab den Isländern den ersten Bischof, Isleif, im Jahr 1057. der zu Skalholt seinen Siz bekam; das zweyte Bißthum wurde im Jahr 1105. zu Holum angelegt. Anfänglich hatte der König Olav der Heilige das Isländische Kirchenwesen durch einen Engländer Bernhard einrichten lassen. Daß in den ersten Zeiten so manche Isländer der Taufe auszuweichen suchten, geschah aus Schaam, weil sie sich bey derselben im Angesicht der Gemeine entblößen, und eine Zeit lang ein weisses Kleid anziehen mußten, welches nur Kinder bey ihnen zu tragen pflegten. Aber, was merkwürdiger als alles übrige bey dieser Bekehrung ist, diese so spät entstandene, so rohe, auf einem so armseligen Boden gepflanzte, und von der übrigen Welt so weit entfernte Gemeine, hatte schon seit der Mitte des eilften Jahrhunderts Gelehrte, Schriftsteller, und die ersten Annalisten im Europäischen Norden. Schon Isleif soll eine Geschichte geschrieben haben; wenigstens fieng er bereits an, ausländische Bücher ins Isländische übersezen zu lassen. Unterdessen hat man es selbst aus der abgesonderten Lage und den Bedürfnissen der Isländer erklärt, wie diese unerwartete Erscheinung bewürkt worden sey. Ihre Schiffahrer und Kaufleute, welche Norwegen vermeiden mußten, holten Waaren aus abgelegenern Ländern; ihre Bischöfe und andere Geistliche studierten in Deutschland, England, Frankreich und Italien; wie denn Isleif sich deswegen zu Erfurt aufgehalten hatte; bald giengen auch Krieger und Pilgrime in diese und andere Länder: und Isleif wall-

 fahr-

J. n. C. G. 814 bis 1075.

fahrtete gleichfals nach Rom. So brachten sie die Kenntnisse und den Geschmack verschiedener Länder nach Hause, und vermischten sie mit dem Eigenthümlichen des Nordens. Sie schrieben Jahrbücher, welche die ältesten guten Quellen der Nordischen Geschichte sind; aber auch Sagen, oder historische Romanen, welche in unsern verfeinerten Zeiten dramatische Geschichten heissen. (Torfaeus l. c. p. 397. sq. 417. sq. 428. sq. Finni Iohannaei, eigentlich Finnur Joensen, Episcopi dioeceseos Skalholtinae in Islandia, Historia Ecclesiastica Islandiae, Havniae, 1772-1775. 3 Tomi, 4. ein Werk, dessen Inhalt ich aus den Götting. Gel. Anzeigen vom Jahr 1777. S. 273. fg. kennen gelernt habe; Gebhardi Gesch. von Norwegen, S. 101. fg. Wagners Norweg. Geschichte, S. 604. fg. 612. fg. Schlözers Allgemeine Nordische Geschichte, S. 216. fg. Ebendesselb. Isländische Litteratur und Geschichte, Erster Theil, S. 5. fg.)

Grönland wurde hinwiederum von Island aus entdeckt, bevölkert und zum Christenthum gebracht. Der Isländer Eirik oder Erich Raude, das heißt, der Rothkopf, der sein Vaterland wegen eines Mordes hatte verlassen müssen, gieng der kurz vorher von Gunbiörn gefundenen Spur nach, und traf im Jahr 982. eine angenehme Insel an; bald auch ein festes Land, welches er von seinen fetten Weiden, Waldungen und Fischereyen, Greenland, oder das grüne Land, nannte. Durch diese Beschreibung munterte er bey seiner Zurückkunft nach Island, im Jahr 986. schon eine Menge Einwohner auf, sich daselbst niederzulassen. Auch sein Sohn Leif führte eine Anzahl Norweger in diese Gegenden hin; entdeckte zwey andre Länder, welche er Helleland und Markaland nannte, und endlich eine Küste, reich an Fischen und Früchten, unter einem sehr milden Himmelsstriche. Ein

Deut-

Deutscher unter seinen Gefährten, Tyrker, gerieth sogar auf viele wildwachsende Weinstöcke; wovon Leif das Land Winland oder das Weinland, nannte. Zuletzt kehrten sie nach Grönland zurück. Aus diesen und andern Umständen, welche Snorro Sturleson, der berühmte Isländische Geschichtschreiber des dreyzehnten Jahrhunderts, aus seinen vaterländischen Sagen gesammelt hat, (Heims-Kringla, Konung Olåf Tryggwasons Saga, C. 103. fg. S. 325. fg. Stockholm, 1697. Fol.) und welche viel wahrscheinlicher und zusammenhängender sind, als die meisten Begebenheiten der darinne enthaltenen Heldengeschichte, leuchtet es deutlich genug hervor, daß alle diese neuentdeckten Länder zu Nord-America gehörten; von dem also die Normannen die ersten Entdecker gewesen sind. Selbst Adam von Bremen gegen das Ende des eilften Jahrhunderts bestätigt dieses, (de situ Daniae, c. 246. p. 65.) indem er aus der Erzählung eines Dänischen Königs der Insel Winland gedenkt, auf welcher sehr guter Wein und Getreide von selbst wüchsen, und über welche hinaus gar kein bewohntes Land mehr im Ocean sey. Grönland sezte er in gleicher Entfernung mit Island von den Norwegischen Küsten; aber tiefer im Ocean, den Schwedischen Gebürgen gegenüber. (ibid. c. 244.) Leif also kam im Jahr 999. zu dem Norwegischen Könige Olav Tryggweson zurück, und ließ sich von demselben bewegen, nebst der Besazung seines Schiffs, das Christenthum anzunehmen. Auf seiner Rückreise nach Grönland brachte er im Jahr 1000. einen Geistlichen mit. Er wußte nun seinen Vater und nach und nach viele Grönländer zu überreden, daß sie auch zu seinem Glauben traten. Ohngefähr hundert Jahre darauf war die christliche Religion schon durchgehends unter ihnen verbreitet; auf der östlichen Seite allein waren hundert und neunzig Meyer-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

höfe nebst vielen kleinen Häusern angebauet, und zwölf Kirchen, nebst zwey Klöstern vorhanden. Erst nunmehr, um das Jahr 1120. baten sich die Grönländer von dem Norwegischen Könige Sigurd, — denn schon im Jahr 1023. sollen sie diesen Königen zinsbar geworden seyn; wiewohl Torfäus solches erst zu gleicher Zeit mit den Isländern geschehen läßt, — einen Bischof aus: und der Priester Arnold wurde der erste. Er hatte eine Reihe von Nachfolgern bis zum Anfange des funfzehnten Jahrhunderts. Aber damals hörte alle Verbindung von Grönland mit Norwegen und Dänemark auf. Der sogenannte schwarze Tod, oder die Pest, welche unzähliche Grönländer wegraffte; das sich häuffig daselbst aufthürmende Eis, wodurch selbst aus dem nahen Island der Zugang dahin unmöglich gemacht wurde, und andere Ursachen mehr, waren Schuld daran. Grönland schien seitdem für Europa verloren zu seyn; nur bisweilen kamen im sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderte einige Engländer und Dänen wieder auf dieses Land. Endlich ist in den ersten Zeiten des jezigen Jahrhunderts zwar ein neuer glücklicher Anfang zur Wiederentdeckung, Bevölkerung und Benüzung von Grönland durch Norweger und Dänen veranstaltet worden. Aber, wenn es würklich das alte Grönland ist, das man gefunden, und worauf man noch blühende Colonieen angelegt hat: so kann es nur der westliche Theil desselben seyn, der um vieles rauher, unfruchtbarer, und daher auch weniger angebauet befunden wurde, als jenes alte Grönland. Man hat es auch sehr wahrscheinlich gemacht, daß die jezigen Grönländer aus Nordamerica gekommen sind, indem sie mit den Eskimaux in Terra Labrador und an der Hudsons Bay, an Gestalt, Sprache, Kleidung und Sitten die größte Aehnlichkeit haben; Nachkommen der Skrällinger, welche seit dem funfzehnten

zehnten Jahrhunderte die sehr geschwächte christliche Normännische Colonie vollends zu Grunde richteten. (Torfaeus l. c. p. 426. 434. sq. Eiusd. Grönlandia antiqua, Hafn. 1708. 8. et Historia Winlandiae antiquae, ib. 1705. 8. David Cranzens Historie von Grönland, Erster Band, S. 320–339. Zweyte Auflage, Barby, 1770. 8. Forsters Gesch. der Entdeck. u. Schifff. im Norden, S. 108 fg. Wagners Gesch. von Norwegen, S. 614. fg.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

In den neuentdeckten Nordamericanischen Ländern Helleland, Markaland und Winland, blieben die Norwegischen Colonieen bis zum Jahr 1056. heydnisch. Aber eine Menge von Inseln, welche damals Norwegen unterworfen waren, nahm schon gegen den Anfang des eilften Jahrhunderts das Christenthum an. Die Färöer, diese in der Nordsee, vier und achtzig Meilen von Island gegen Mittag, und etwas weiter von Norwegen gegen Abend gelegenen Inseln, fünf und zwanzig an der Zahl; wovon aber nur siebzehn bewohnt sind, erkannten zwar die Norwegische Oberherrschaft; doch ohne einige Schatzung. Siegmund Brestesen, der in Olav Tryggwesons Nahmen dieselbe regierte, zwang um das Jahr 996. Thranden, einen der mächtigsten Herren daselbst, mit der Streitaxt, sich taufen zu lassen, und sodann mit ihm auf allen diesen Inseln herumzufahren, deren Einwohner sich ebenfals dieser Cärimonie unterwerfen mußten. (Thormodi Torfaei Commentatio historica de rebus gestis Faereyensium, seu Faröensium, Hafniae, 1695. 8. Wagner l. c. S. 610. fg.) Noch etliche Jahre früher drang Olav auf gleiche Art den Orkneys die christlichen Religionsgebräuche auf. Diesen Nahmen, bey den Römern Orcades, führen acht und zwanzig Inseln im Norden von Schottland, die lange zu Norwegen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

wegen gehörten, bis sie im funfzehnten Jahrh an Schottland abgetreten worden sind. Der stieg auf denselben ans Land, und forderte vo Regenten, Sigurd Lodwersohn, ihn nic vor seinen Oberherrn zu erkennen; sondern a Christenthum überzutreten. Das erstere be Sigurd; als er sich aber des andern weigerte, Olav dessen Sohne mit gezogenem Schwer Tod. Er mußte sich also taufen lassen; breite seine neue Religion, durch Hülfe der Lehrer, ihm Olav hinterließ, bey seinen Unterthan (Torfaeus l. c. p. 344. sq. Eiusd. Orcades, rum Orcadensium Libri tres, Hafniae, 16 Wagner l. c. S. 601.)

Bald darauf, nachdem alle diese Beke Nordischer Nationen gegen die Mitte des Jahrhunderts ihren Anfang genommen hatten, das Christenthum auch in einen der größten u rühmtesten Völkerstämme, in den Slavischen Wendischen, gebracht: und am Ende diese alters hatten schon die ansehnlichsten und mäc Nationen, welche aus demselben entsprungen jene Religion angenommen. Die Geschichte de ven, welche so viele merkwürdige, zum Theil a historischen Gebiete ganz verschwundene Natione ehemals blühende Reiche, aber auch die Geschic größten aller Reiche in sich faßt, das sich jemal det hat; dem noch ein so großer Theil von Euro Asien unterworfen ist, und das noch immer in Wachsthum fortschreitet, ist in den neuesten von einigen deutschen Gelehrten, besonders in hung ihrer ältern Begebenheiten, mit mehr lichkeit und tiefer gehenden Nachforschungen, a her, bearbeitet worden. Man hat die Menge

des weit verbreiteten Slavischen Stammes; die Verwandtschaft, die Sitze, die Staaten und Mundarten so vieler Völker dieses Ursprungs weit deutlicher aus einander gesezt. Und ob es gleich auch hier, wegen des Mangels an Quellen, oder wegen der Verwirrung, welche in mittlern Zeiten in denselben herrscht, an Lücken und Ungewißheit nicht fehlt; mithin mancherley Vermuthungen und verschiedene Meinungen noch jezt Platz genug finden; so ist doch das Ganze dieser Geschichte, auch zum Vortheile der Kenntnisse vom Lauf des Christenthums unter diesen Nationen, dadurch sehr wohl aufgeklärt worden. Den ersten Entwurf zu einer vollständigen Geschichte der Slaven, die zum erstenmal zwischen den Jahren 332. und 376. beym Jornandes (de rebus Geticis, c. 23. pag. 642. ed. Grot.) unter dem Nahmen der Wenden (Veneti) vorkommen, hat der Stifter einer bessern historischen Methode überhaupt in unsern Tagen, Hr. Hofrath Gatterer, (Einleitung in die synchronistische Universalhistorie, Zweyter Band, S. 954. fg.) dargelegt. Einen andern Abriß dieser Art, der mit jenem gar sehr verdient verglichen zu werden, findet man in Hrn. Hofr. Schlözers Allgemeinen Nordischen Geschichte. (S. 221–241.) Aber ein treffliches Hauptwerk über diese gesammte Geschichte, auch nach einem eigenen Plane, hat Hr. Rath Gebhardi zu schreiben angefangen: Geschichte aller Wendisch-Slavischen Staaten, Erster Band, oder Ein und Funfzigster der Allgemeinen Welthistorie, Halle, 1790. 4. Zweyter Band, oder Zwey und Funfzigster der A. W. Hist. 1793. 4.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Zum Behuf der gegenwärtigen Geschichte ist es hinlänglich, auf dasjenige zurück zu sehen, was von den bekanntesten Slavischen Nationen, ihren Reichen oder Wohnplätzen um den Anfang dieses Zeitraums, theils schon am Ende des vorhergehenden,

(Th.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

(Th. XIX. S. 32. 33.) theils oben (S. 102. fg.) bemerkt worden ist. Daß auch bereits in den spätern Zeiten des achten Jahrhunderts mehrere tausend Wenden, offenbar von Karln dem Großen genöthigt, sich haben taufen lassen, ist gleichfals in der frühern Geschichte (Th. XIX. S. 259. 286.) angezeigt worden. Hier kann der große Fortgang dieser Bekehrungen im neunten und in den beiden folgenden Jahrhunderten nicht füglicher beschrieben werden, als wenn neben der Zeitfolge, in der sie zu Stande gekommen sind, auch auf die Gegenden, welche sie bewohnten, und durch welche sie in eine gewisse Verbindung gebracht wurden, Rücksicht genommen wird. Andreas Wengerscius, der in einem an sich brauchbaren Werke (Libri quatuor Slavoniae Reformatae, continentes Historiam Ecclesiasticam Ecclesiarum Slavonicarum, Amstelod. 1579. 4. vorher unter dem angenommenen Nahmen, Adriani Regenvolscii Systema historico-chronologicum Ecclesiarum Slavonicarum per provincias varias, Trai. ad Rhenum, 1652. 4. gedruckt,) zwar die Ausbreitung des Christenthums unter den Slavischen Nationen, von den Zeiten der Apostel an, zu erzählen verspricht; aber es in der That nur von den Hussitischen Zeiten an mit einiger Ausführlichkeit leistet, findet freylich (p. 4. sq.) Spuren genug, daß schon der Apostel Paulus und sein Schüler Titus, der Apostel Andreas, und seitdem immer mehrere in den ersten Jahrhunderten, den Saamen ihres Glaubens unter den Slaven mit fruchtbarem Erfolge ausgestreuet hätten. Doch geräth er endlich (p. 6. sq.) auf den eigentlichen historischen Weg, und zeigt kurz, wie einige der berühmtesten von jenen Nationen, und darunter zuerst die Bulgaren, zum Christenthum geleitet worden sind; nur schöpft er größtentheils mehr aus neuern Werken, als aus den Quellen.

Genau

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Genau zu reden, sind zwar die Bulgaren nicht ursprünglich ein Slavisches Volk; sondern vom Ungrischen oder Türkischen Völkerstamme: denn ausser andern Merkmalen, hält sie der älteste Russische Chronist Nestor vor Ein Volk mit den Wolochen oder Walachen, (welche noch jezt von den Deutschen in Siebenbürgen Bulgarn genannt werden,) und leitet sie von den Kozaren oder Chazaren her, welche bey den Byzantinern auch Türken heissen; ihr erstes bekanntes Vaterland ist auf der Asiatischen Seite des Mäotis, von der Annäherung des Dons und der Wolga an, bis an den Fluß Kuban herab, zu suchen. Alles dieses hat Hr. Gatterer (S. 914. 923. fg.) deutlich genug entwickelt. Aber indem sie gegen das Jahr 680. im alten Mösien ihren Staat errichteten, und die dortigen Slaven verdrängten: fingen sie an, sich mit denselben zu vermischen; nahmen nach und nach ihre Sprache an: und die heutigen Bewohner der Bulgarey sind daher würkliche Slaven. Die Bulgaren waren dem Griechischen Kayserthum, als Gränznachbarn desselben, sehr furchtbar geworden; sie hatten noch im Jahr 811. den Kaiser Nicephorus mit seinem Kriegsheere erschlagen, und waren durch ein seitdem verlornes Treffen eben nicht sehr geschwächt worden. Desto mehr lag dem Hof zu Constantinopel und seinen Unterthanen daran, sie in Christen zu verwandeln. Würklich gelang es den christlichen Gefangenen unter ihnen, etwan um das Jahr 820. besonders dem Bischof Manuel, nicht wenige Bulgaren zu bekehren: und ihre Neigung zum Christenthum pflanzte sich immer mehr fort. Krytagon, ihr König, wie Cedrenus erzählt, (Histor. Compend. pag. 558. ed. Paris.) der darüber aufgebracht war, suchte den Bischof und seine vornehmsten Gefährten durch Zureden zum Abfall von ihrer Religion zu bewegen. Da er sie aber standhaft

J. n. C. G. 814 bis 1073.

haft fand, ließ er sie unter vielen Martern hinrichten; schickte jedoch die übrigen Gefangenen alle in das Griechische Reich zurück.

Ehe noch diese Bekehrung der Bulgaren vollendet wurde, zeigte sich unerwartet ein Weg, das Evangelium unter der mit ihnen verwandten Nation der **Chazaren**, welche damals den **Taurischen Chersonesus**, (oder die jezige **Halbinsel Krim**) besezt hatten, einzuführen. Wenn man zwo Lebensbeschreibungen der beiden berühmten Apostel Slavischer Nationen, insonderheit der Böhmen und Mähren, der heiligen **Cyrillus** und **Methodius**, glauben darf: (in Actis Sanctor. Antverpiens. Mens. Mart. T. II. p. 19. 22.) so schickte jene Nation Gesandte an den Kaiser **Michael**, der vom Jahr 842. an regierte; oder vielmehr lange Zeit unter der Vormundschaft seiner Mutter **Theodora** stand, mit der Bitte, ihr einen gelehrten Mann zu überlassen, der sie im wahren, katholischen Glauben unterrichten könnte; indem bald die Juden, bald die Saracenen, sie zu ihrer Religion zu bekehren suchten, und sie nicht recht wüßten, wohin sie sich wenden sollten; wohl aber viel Vertrauen auf die alte Freundschaft des kaiserlichen Hofs hätten. Der Kaiser sandte ihnen darauf, nachdem er mit dem Patriarchen darüber berathschlagt hatte, den Priester **Constantinus**, den man wegen seines Scharfsinns den **Philosophen** zu nennen pflegte, zu. **Johann Georg Stredowsky**, der die Geschichte jener beiden Heydenbekehrer sehr ausführlich; aber mit mehr Fleiß als Critik, und in einer schlechten Schreibart, erörtert hat. (Sacra Moraviae Historia, sive vita SS. Cyrilli et Methodii, Solisbaci, 1710. 4.) sezt nicht allein diese Begebenheit ins Jahr 843; sondern läßt auch den **Cyrillus** (den diesen Nahmen führte **Constantinus** in seinen

spätern

J. n. C. G. 814 bis 1073.

spätern Jahren, und unter demselben ist er berühmt worden,) seinen Bruder Methodius zu den Chazaren mitnehmen. Ihm ist darinne Johann Peter Kohl in einem sonst nüzlichen Buche (Introduct. in historiam et rem litterariam Slavorum, pag. 135. Alton. 1729. 8.) gefolgt. Daß aber beide Umstände unrichtig sind, und besonders jene Reise erst nach dem Jahr 848. anzusezen sey, hat zum Theil der Jesuit Henschen; (in Commentar. praevio in vitam SS. Cyrilli et Methodii, §. IV. n. 30. p. 17. in Actis SS. l. c.) noch mehr aber Joseph Simonius Assemani in einem Werke, worinne unter andern auch die kirchliche Geschichte der Slaven sehr vollständig und genau, mit viel Gelehrsamkeit und Forschungsgeist, nur hin und wieder zu weitschweifig, untersucht worden ist, (Kalendaria Ecclesiae universae, Tomus III. Kalendaria Ecclesiae Slavicae, sive Graeco-Moschae, L. III. P. I. de SS. Cyrillo et Methodio, Slavorum Apostolis, deque Chazaris, Bulgaris et Moravis ad Christi fidem conversis, p. 3. sq. Romae, 1755. 4.) gezeigt. Eben dieser Gelehrte leugnet es auch mit Recht, (p. 14 sq.) was zuerst Henschen, und nach ihm sowohl Stredowsky als einigermaaßen auch Kohl gemuthmaaßt hatten, daß Cyrillus erst im Chersonesus die Slavische bey den Chazaren übliche Sprache erlernt, und die Evangelien, auch sonst einiges aus der Bibel, oder von kirchlichen Schriften und Gebeten, zum Gebrauche seines Unterrichts übersezt; alsdann aber zu jener Nation gegangen wäre. Ihre Sprache war die Türkische; oder eine Mundart derselben. Da auch in ihrer Nähe, im Chersonesus selbst, und ausserdem unter den Iberiern, Laziern, und andern Asiatischen Nationen, das Christenthum längst herrschend geworden war: so wird es wohl begreiflich, warum die Chazaren sich selbst zur Annehmung desselben erboten haben.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

seits der Elbe vermischt hätten. Aber er selbst begeht hier einen Fehltritt: er vermengt Winden und Wenden mit einander; jene saßen allerdings im südlichen Oesterreich, oder im heutigen Steyermark, Kärnthen und Krain: noch jezt hat die Windische Mark von ihnen den Nahmen. Eben der gedachten Nachricht zu Folge, wurde ein anderer Mährischer Herzog Privina vom Moymar vertrieben; er wandte sich darauf, um das Jahr 867. an Radboden, der Befehlshaber an der Donaugränze gegen die Slaven war: und dieser brachte ihn zu seinem Könige, Ludwig dem Deutschen, der ihn zu Treisma, einem Salzburgischen Dorfe, taufen ließ. Er bekam nachmals ein Lehn in Niederpannonien am Saustrohm.

Doch so viel auch von der Verbreitung des christlichen Glaubens in Mähren bis gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts; von Kirchen und Bißthümern daselbst; auch von den Rechten der Salzburgischen Erzbischöfe über dieselben erzählt wird; welches Stredowsky, größtentheils aus neuern Schriftstellern, gesammelt hat; (l. c. L. I. c. 12. p. 71–79.) so kömmt man gleichwohl darinne überein, daß erst seit Radislavs, Königs oder Herzogs der Mähren, Zeit, durch die heiligen Cyrillus und Methodius, das Werk der Bekehrung der Mähren gänzlich vollendet worden sey. Radislav oder Ratislav, der von den Fränkischen Annalisten auch Rastices oder Restitius genannt wird, vielleicht am genauesten Rostislav, wie ihn Nestor nennt, war ein Brudersfohn Moymars, und wurde im Jahr 846. mit Bewilligung des deutschen Königs Ludwig, dessen Nachfolger. Allein er empörte sich gegen diesen; der ihn seit dem Jahr 855. lange Zeit vergeblich bekriegte, weil auch die Sorben, Winden, Böhmen, und andere Slaven sich mit ihm ver-

daß einige Umstände hier noch zweifelhaft bleiben; aber daß die Hauptbekehrung der Bulgaren in die gedachte spätere Zeit gehöre, scheint ziemlich ausgemacht zu seyn. Ueber diese von den Griechen dem Christenthum neu erworbene Nation wurden die Patriarchen von Alt und Neu Rom gar bald mit einander uneins, indem beide sie unter ihre geistliche Gerichtsbarkeit zu ziehen suchten. Davon aber, und von der ersten Folge der Bischöfe unter den Bulgaren, wird weit bequemer in der Geschichte des großen Streits zwischen der Griechischen und Abendländischen Kirche Nachricht gegeben werden.

Von den Bulgaren giengen Cyrillus und Methodius, mit eben so glücklichem Erfolge für das Christenthum, zu den Mähren und Böhmen über. Unter den erstern waren schon oft ältere Versuche in dieser Absicht gemacht worden. Ohne mit Stredowsky (Sacra Moraviae Historia, L. I. c. 9. p. 58.) und seinen Vorgänger Aventinus, aus den bekannten Gothischen Geistlichen, Fretila und Sunia, auf eine seltsam erzwungene Art, den ersten Bischof von Olmütz, Friedrich, und einen Bischof von Nitrawa zu machen; ohne selbst auf das Schreiben des Römischen Bischofs Symmachus vom Jahr 501. an den Erzbischof von Lorch viel zu rechnen, (Append. ad Melch. Goldasti Commentar. de Regni Bohemiae Iurib. ac Privilegg. p. 1. 2. coll. L. V. c. 2. p. 711. T. I. Francof. ad Moen. 1719. fol.) worinne er denselben zu seinem Vicarius in Pannonien und Mähren ernannt haben soll; braucht man bloß in Karls des Großen Zeitalter stehen zu bleiben. Dieser Fürst trug bey Gelegenheit seines mit den Avaren seit dem Jahr 791. geführten Kriegs, nicht nur zur Ausbreitung des Christenthums bey dieser Nation; sondern auch bey den Slaven, welche von

J. n. C. G. [illegible] 875.

dem Fluße Morawa, an dem sie sich niedergelassen hatten, Morawlene, oder Morawer, nach und nach Mähren hießen, allem Ansehen nach nicht wenig bey; Arno, Erzbischof von Salzburg, erhielt den Auftrag, solches noch weiter zu befördern. (Christl. Kirchengesch. Th. XIX. S. 288. fg.) Karl, der auch die Mähren überwand, nöthigte ihren König Samoslav, sich taufen zu lassen; seitdem sollen mehrere Lehrer, unter andern im Jahr 801. der Benediktiner Godwin unter die Mähren gegangen seyn. (Stredowsky, l. c. p. 61. sq.) Im Jahr 826. müßte in Mähren schon eine ansehnliche christliche Kirche gewesen seyn, wenn man sich auf ein Schreiben des damaligen Papstes Eugenius des Zweyten (apud Goldast. in Append. l. c. p. 2. sq. et in Labbei Concill. T. VII. p. 1542.) sicher verlassen könnte. Es ist an die Bischöfe Rathfred von Faviana, (welches Wien seyn soll,) Methodius, (Ecclesiae Speculi Iuliensis oder Speculunensis, welches Aventinus, und andere nach ihm, vor Olmütz halten;) Alewin von Nitrawa; und Anno zu Vetuara, (worunter man bald Wettau in Mähren, bald Wellihrad, oder Welehrad, den alten Sitz der Mährischen Herzoge, versteht,) ingleichen an die Herzoge Tuttund und Moymar, auch an die übrigen Großen und Heere von Hunnien, welches auch Avaria heißt, und Mähren gerichtet. Allein zwanzig Jahre nach Vernichtung der Avarischen Herrschaft in jenen Gegenden, ist es sehr unerwartet, noch von einem Hunnien, oder Avarien nach der alten Verfassung reden zu hören; ob man gleich den Papst entschuldigen könnte, daß er in seiner Entfernung die alten Nahmen, die ohnedem nicht sogleich aufhörten, noch gebraucht hat. Genug; er meldet ihnen, daß Urolf, Erzbischof zu Lorch, der sie durch seine Predigt zu Söhnen Gottes gezeugt, und zu Rom diese

neue

neue Kirche dem päpstlichen Seegen empfohlen habe, von ihm zu ihrem obersten Vorsteher, und, auf ihr Bitten, zu seinem Verweser, nicht nur in den gedachten Ländern, sondern auch in Pannonien und Mösien bestellt worden sey; er will also, daß ihm die Bischöfe Ehrerbietung und Folgsamkeit leisten; die Laien aber seinen Lehren, wie Gotte selbst, demüthig gehorchen sollen; auch möchten sie dafür sorgen, daß noch mehr Bischöfe unter ihnen angesezt werden könnten, weil noch so viele Heyden daselbst zu bekehren wären. Allerdings gewinnt dieses Schreiben dadurch einige Glaubwürdigkeit, daß auch die Fränkischen Annalisten (zum Beyspiel, Annall. Bertin. ad a 811. pag. 171. T. II, Duchesn.) eines Avarischen Fürsten Canzaucus, und des Tudun, auch anderer Herzoge der Slaven an der Donau, gedenken. Zum Theil wird es auch durch eine alte umständliche Nachricht (de rebus Caroli M. cum Hunnis et Slavis seu Boiariis fragmentum, ex Historia de conversione Boiorum et Carentanorum ad fidem Christianam, quae circa a. 858. scripta est, T. II. Duchesn p. 220. sq.) bestätigt, indem darinne die neue Verfassung des ehedem von den Avaren besessenen Landes beschrieben, und Moymar Herzog der Mähren genannt wird. Nur freylich erhellt aus eben dieser Nachricht, daß die kirchliche Oberaufsicht in jenen Gegenden seit der Fränkischen Eroberung stets dem Erzbischof von Salzburg, (damals noch Juvavium,) nicht dem von Lorch, zugehört habe. Assemani, der diese Nachricht sorgfältig erläutert hat, (l. c. p. 61. sq.) tadelt (p. 67. sq.) den Verfasser derselben, den er ins Jahr 871. sezt, und zugleich den P. Hansiz, (German. Sacr. T. II. p. 88.) daß sie die Kärnther Slaven, (Carantani) welche schon im siebenten Jahrhunderte das Christenthum großentheils annahmen, mit den Windischen Slaven jen-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

 seits

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Sprachkenntniß zur Beförderung des neugepflanzten Christenthums auf eine damals in den Abendländern ungewöhnliche Art angewandt hat. Der älteste Annalist der Böhmen, der Mönch Christian, gewöhnlich Christannus genannt, der um das Jahr 993. das Leben des heil. Wenzeslav, Herzogs von Böhmen, seines Oheims, und der heil. Ludmilla, seiner Urgroßmutter, beschrieb, meldet, (Vita S. Ludmillae, pag. 42. in Bohusl. Balbini Epitome historica rerum Bohemicarum, Pragae, 1677. fol.) daß ein gewisser Grieche Quirillus, nachdem er die Mähren zum Christenthum bekehrt, und für sie eine neue Buchstabenschrift erfunden hatte, die ganze Bibel, auch sonst vieles aus dem Griechischen und Lateinischen für sie ins Slavische übersezt, ausserdem die Messen und übrigen festgesezten Gesänge in den Kirchen in eben dieser Sprache habe singen lassen; welches noch bis auf seine Zeit von vielen Slavischen Gemeinen, besonders von den Bulgaren, beobachtet werde. Nicht wenig neuere Schriftsteller, besonders Slavischer Herkunft, haben es nicht glauben können, daß diese Nation vor dem Cyrillus noch keine eigene Schriftzüge gehabt haben sollte. Auch giebt es eine alte Sage, die bereits in ältern Zeiten großen Beyfall gefunden hat, daß der berühmte Kirchenlehrer Hieronymus für die Dalmatier und andere Slaven eine Buchstabenschrift erfunden, und nach derselben die Bibel in ihre Sprache übersezt habe: eine Sage, die vermuthlich daher entstanden ist, weil man vorausgesezt hat, daß Dalmatien sein Vaterland, und damals schon von Slaven bewohnt gewesen sey; wovon doch jenes ungewiß, und dieses sehr unwahrscheinlich ist. Man behauptete also, daß Cyrillus nur bequemere Schriftzüge, als die Hieronymianischen waren, für die Slaven erfunden habe; und da man würklich ein von dem Cyrillischen

Alpha-

verbanden, und sogar Ludwigs Sohn Karlmann sein Bundsgenosse wurde; bis dieser ihn verließ, ihn durch Verrätherey zum Gefangenen bekam, und im Jahr 870. an seinen Vater auslieferte, auf dessen Befehl er geblendet, und in ein Kloster gebracht wurde. So erzählen die Fränkischen Jahrbücher seine Geschichte; (Annal. Fuldens. a. 855. 857. p. 553. a. 863. p. 557. a. 866. p. 560. a. 869. p. 562. a. 870. pag. 563. T. II. Duchesn.) eine von den öfters genannten Lebensbeschreibungen des Cyrillus und Methodius, (l. c. p. 23.) dreht zwar alles mehr zu seiner Ehre, und läßt ihn eines natürlichen Todes sterben; auch ein anderer Ungenannter mischt, wie dieser, den Teufel ins Spiel, um Radislavs Eifer für das Christenthum und Unschuld preisen zu können; beide aber sind, wie schon Assemani gezeigt hat, (l. c. p. 108.) hierinne sehr verdächtig.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Hingegen scheinen jene Lebensbeschreibungen in Radislavs Bekehrungsgeschichte etwas mehr Glauben zu verdienen. Sie melden in dem Auszuge, den Stredowsky (l. c. p. 208. sq.) aus ihren Nachrichten abgefaßt, aber auch mit seinen eigenen Vorstellungen und neuern Zusätzen verbrämt hat, daß Radislav, um sich gegen Ludwigen zu verstärken, seinen Brudersohn Swatopluk an den Bulgarischen König Michael geschickt habe, mit welchem er nicht allein ein Bündniß geschlossen, sondern auch bey demselben die beiden berühmten Apostel der Bulgaren, und ihre Religion selbst, hochschätzen gelernt habe. Nach seiner Zurückkunft suchte er seinem Oheim gleiche Gesinnungen einzuflößen; dessen Gemahlinn Milaslawa, Tochter eines Königs von Dalmatien, und eine Christinn, auch das Ihrige eifrig dazu beytrug. Endlich wurde Radislav gewonnen; er ließ den Kaiser Michael bitten, daß er die ins Griechische Reich zu-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Sprachkenntniß zur Beförderung des neugepflanzten Christenthums auf eine damals in den Abendländern ungewöhnliche Art angewandt hat. Der älteste Annalist der Böhmen, der Mönch Christian, gewöhnlich Christannus genannt, der um das Jahr 993. das Leben des heil. Wenzeslav, Herzogs von Böhmen, seines Oheims, und der heil. Ludmilla, seiner Urgroßmutter, beschrieb, meldet, (Vita S. Ludmillae, pag. 42. in Bohusl. Balbini Epitome historica rerum Bohemicarum, Pragae, 1677. fol.) daß ein gewisser Grieche Quirillus, nachdem er die Mähren zum Christenthum bekehrt, und für sie eine neue Buchstabenschrift erfunden hatte, die ganze Bibel, auch sonst vieles aus dem Griechischen und Lateinischen für sie ins Slavische übersezt, ausserdem die Messen und übrigen festgesezten Gesänge in den Kirchen in eben dieser Sprache habe singen lassen; welches noch bis auf seine Zeit von vielen Slavischen Gemeinen, besonders von den Bulgaren, beobachtet werde. Nicht wenig neuere Schriftsteller, besonders Slavischer Herkunft, haben es nicht glauben können, daß diese Nation vor dem Cyrillus noch keine eigene Schriftzüge gehabt haben sollte. Auch giebt es eine alte Sage, die bereits in ältern Zeiten großen Beyfall gefunden hat, daß der berühmte Kirchenlehrer Hieronymus für die Dalmatier und andere Slaven eine Buchstabenschrift erfunden, und nach derselben die Bibel in ihre Sprache übersezt habe: eine Sage, die vermuthlich daher entstanden ist, weil man vorausgesezt hat, daß Dalmatien sein Vaterland, und damals schon von Slaven bewohnt gewesen sey; wovon doch jenes ungewiß, und dieses sehr unwahrscheinlich ist. Man behauptete also, daß Cyrillus nur bequemere Schriftzüge, als die Hieronymianischen waren, für die Slaven erfunden habe; und da man würklich ein von dem Cyrillischen

Alpha-

Alphabete verschiedenes, und zum Theil künstlichschwereres für manche Slavische Mundarten hat: so schien es desto mehr ausgemacht zu seyn, daß es sich vom Hieronymus herschreibe. Stredowsky sezt es mit andern als bekannt voraus; (l. c. p. 215.) doch hat der Böhmische Jesuit Balbinus selbst, (Notae hist. in Christiannum, (l. c. p. 78.) so schwer es ihm auch ankam, diese Meinung merklich genug verworfen. Beide Alphabete, das Cyrillische, und das sogenannte Hieronymianische, welches auch das Glagolitische von seinem vierten Buchstaben Glagola genannt wird, (wiewohl beide die Nahmen ihrer Buchstaben, nur nicht die Anzahl derselben, mit einander gemein haben,) findet man in Valvasors erstgedachtem Werke (S. 273.) in Kupfer gestochen, neben einander gestellt; woraus sie auch Stredowsky in das seinige (p. 216.) übergetragen hat. Die Cyrillischen Schriftzüge sind bis auf die neuern Zeiten in der Bulgarey, in Servien, Bosnien, in der Moldau und Walachey üblich; das Russische Alphabet ist großentheils aus denselben zusammengesezt. Der Glagolitischen aber bediente man sich in Croatien, Dalmatien, Crain und Istrien; mit denselben wurde noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu Rom das Missale gedruckt, aus welchem die Priester in vielen Gegenden Crains die Messe lasen. Doch hatte schon im sechszehnten Jahrhunderte Primus Truber, ein gebohrner Crainer, auch eine Zeit lang Evangelischer Prediger in seinem Vaterlande, einen glücklichen Versuch an dem übersezten Neuen Testamente gemacht, die Crainischslavische Mundart mit Lateinischen Buchstaben zu schreiben: und diese sind auch in Dalmatien und Croatien an die Stelle jener alten getreten, über deren Ursprung hier keine Untersuchung angestellt werden kann.

Diese

Diese Bekehrung der Mähren wird zwar gewöhnlich noch vor das Jahr 860. gesezt. Da sie aber eine offenbare Beziehung auf die ähnliche Veränderung bey den Bulgaren hat: so hat sie Pagi (Crit. ad a. 863. n. 15.) verglichen mit dem Aufenthalte der beiden Mährischen Apostel in diesem Lande, dem Jahr 863. zugeeignet. Freylich bleiben auch dabey Schwierigkeiten übrig, welche Assemani (l. c. p. 120. sq.) zwar gefühlt; aber nicht befriedigend hat heben können, weil die Bekehrung der Bulgaren erst um das Jahr 865. erfolgt ist; und gleichwohl die beiden Lehrer fünftehalb Jahre in Mähren zugebracht haben sollen, bis sie im Jahr 867. nach Rom giengen. Nach diesen Bestimmungen also kann man für den Anfang ihrer Bemühungen in diesem Lande kein gewisses Jahr angeben. Denn daß Stredowsky mit vieler Gewißheit ausgemacht zu haben glaubt, sie müßten vor dem Jahr 857. dahin gekommen seyn, weil sie sonst mit dem schismatischen Photius eine kirchliche Gemeinschaft unterhalten hätten; (l. c. p. 218. 219.) verdient nicht erst geprüft zu werden.

Ein andere gemeine und immer zuversichtlich fortgepflanzte Meinung, daß Cyrillus und Methodius Bischöfe der Mähren geworden wären, ist wenigstens zur Hälfte zweifelhaft. Assemani hat (l. c. p. 110. sq.) die Stellen älterer und neuerer Schriftsteller, auch liturgischer Bücher und Martyrologien, angeführt, nach welchen Cyrillus der erste Erzbischof der Mähren zu Welehrad, und Methodius Bischof zu Olmütz gewesen seyn soll. Er bemerkt aber dabey, (p. 114.) daß zwar in der ersten Lebensbeschreibung dieser beiden Heiligen ihre bischöfliche Weihung zu Rom gemeldet; in der zweyten hingegen versichert werde, Cyrillus habe diese ihm zugedachte Ehre ausgeschlagen, und sey vielmehr in den Mönchsstand getreten; daß ihn auch der Papst

Jo-

Johann VIII., der vom Jahr 872. an regierte, bloß Constantin den Philosophen, und nur seinen Bruder Methodius Bischof nenne. Wie glaubwürdig andere Nachrichten seyn mögen, welche diese beiden Brüder in Böhmen, im heutigen Ungarn, Pohlen, unter den Russen in Rothreussen, und in andern benachbarten Ländern, theils selbst, theils durch abgeordnete Glaubensboten, das Christenthum sehr glücklich ausbreiten lassen, bedarf keiner weitläufigen Untersuchung, da sie meistentheils in spätern Schriftstellern vorkommen. Einiges davon wird noch in der Bekehrungsgeschichte jener Länder und Nationen angeführt werden müssen; überhaupt aber scheint man dem Cyrillus und Methodius, wie den Aposteln, die Ehre erwiesen zu haben, daß man sie möglichst weit herum in der Welt christliche Gemeinen stiften ließ.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Zu den streitigen und dunkeln Umständen ihrer Geschichte gehört auch die Reise, welche sie im Jahr 867. oder im folgenden, nach Rom angetreten haben. In der erstern ihrer Lebensbeschreibungen (in Actis SS. l. c. p. 19. sq. n. 8. sq.) wird erzählt, daß der Papst Nicolaus der Erste, erfreuet über den glücklichen Fortgang ihrer Bemühungen, sie zu sich berufen habe; daß sie auch, nebst einigen ihrer Schüler, welche sie der bischöflichen Würde werth hielten, dahin gekommen, und von dem unterdessen gewählten Papste, Hadrian dem Zweyten, zu Bischöfen bestellt worden wären; Cyrillus sey vierzig Tage darauf zu Rom gestorben. Allein die zweyte dieser Lebensbeschreibungen (l. c. p. 22. sq. n. 5. sq.) gedenkt des Befremdens, das Nicolaus über den von ihnen in Slavischer Sprache eingerichteten Gottesdienst geäußert habe; und die Verantwortung, welche Cyrillus deswegen vor seinem Nachfolger Hadrian und dessen Clerus geführt haben

n. C. G. 814. bis 1073.

haben soll. Er antwortete, heißt es darinne, demüthig: „Merkt doch, ihr Brüder und Herren, auf die „Worte des Apostels: Verbietet es nicht, daß man „in verschiedenen Sprachen rede! Dieser Apostolischen „Lehre, die ihr bestreitet, bin ich bey meinen Einrichtungen gefolgt. Sie versezten darauf: Wenn gleich „der Apostel verstattet hat, in mehrern Sprachen zu „reden; so war es doch deswegen nicht sein Wille, daß „in der von dir eingeführten die heiligen Lieder abgesungen werden sollten. Der Streit darüber wurde „immer lebhafter, bis Cyrillus die Stelle Davids „vorbrachte: Ein jeder Geist lobe den Herrn! Wenn „jeder Geist, sagte er, durch sein Lob den Herrn erhebt: „warum verbietet ihr mir denn, die heilige Feyerlichkeit der Messe und die canonischen Stunden Slavisch „zu singen? Hätten wir dieser, wie andern Nationen, „durch das Griechische oder Lateinische helfen können: „so würde ich die von euch getadelten Anstalten nicht „getroffen haben. Da ich sie aber ganz unwissend in „den Wegen Gottes fand: so hat mir die Gnade des „heiligen Geistes dieses einzige Hülfsmittel eingegeben, „durch welches ich auch eine unzählbare Menge Gott „erworben habe." Der Papst und sein Clerus berathschlagten sich hierauf mit einander, und beschlossen, daß es bey den Einrichtungen des Cyrillus bleiben sollte. Assemani nennt noch (p. 178.) ein altes Olmützer Breviarium, worinne eben diese Erzählung mit etwas veränderten Ausdrücken enthalten sey. Er zweifelt aber nicht, daß ein jüngerer Stoppler in beiden Schriften die ähnliche Begebenheit, welche sich mit dem Methodius erst unter dem Papste Johann dem Achten zutrug, auf die Rechnung des Cyrillus und Hadrianus gesezt habe. Er hätte freylich auch nicht vergessen sollen, daß selbst Christannus, (vita S. Ludmillae, l. c. p. 42.) der hier von Bedeutung ist, alles

chen Fürsten, den Fürsten der Apostel und dessen Stellvertreter zu seinem und seiner ganzen Nation Schutzherrn gewählt habe, dem er als sein ergebenster Sohn stets unterthänig seyn wolle. Dafür verspricht ihm der Papst, ihn als seinen einzigen Sohn zu lieben, und mit allen seinen gläubigen Unterthanen mit der Speise des Lebens zu nähren; auch im Gebete Gott dergestalt zu empfehlen, daß er durch die Fürbitte der Apostel hier und dort glückseelig seyn könne. Seinen Erzbischof Methodius, sezt er hinzu, habe er in Gegenwart anderer Bischöfe befragt, ob er das Glaubensbekenntniß so glaube und singe, wie es von der Römischen Kirche nach der Vorschrift der sechs allgemeinen Synoden angenommen sey? Da sich nun Methodius vollkommen dazu bekannt habe, und auch sonst in allen kirchlichen Lehren und Rechten (utilitatibus) rechtgläubig und gemeinnüzlich befunden worden sey: so schickte er ihm denselben als bestätigten Erzbischof der Mährischen Kirche zurück; ingleichen den ihm von dem Könige zugesandten Priester Wichin, den er zum Bischof von Nitra geweiht habe. Der König möchte ihm noch einen Presbyter oder Diakonus schicken, den er für eine andere Gemeine, wo es nöthig sey, zum Bischof weihen könnte, damit immer mehr Lehrer und andere Cleriker unter dem Gehorsam des Erzbischofs angestellt würden. Die Slavischen, von dem ehemaligen Philosophen Constantinus erfundenen Buchstaben lobt der Papst, und befiehlt, den Ruhm und die Werke Christi in denselben zu preisen. Denn die Worte: **Lobt den Herrn alle Völker!** bewiesen, daß man ihn nicht bloß in drey Sprachen (der Hebräischen, Griechischen und Lateinischen,) sondern in allen loben dürfe; eben dieses hätten auch die Apostel gethan, und dazu aufgemuntert. Dem Glauben schade es nichts, wenn in der Slavischen Sprache Messe gelesen: oder

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

fand er bereits Eingang. Was noch mehr ist, nicht nur Slavische Nationen, die von Griechen bekehrt worden waren, hiengen vor den Augen der Lateinischen Erzbischöfe und Bischöfe, durch ihre Sprache und das darinne beobachtete Kirchencärimoniel an der Griechischen Kirche; sondern es rissen sich sogar bisweilen Slavische Gemeinen, die bereits mit der Römischen Kirche vereinigt waren, von derselben wieder loß. Der Erzbischof von Salzburg also und der Bischof von Passau nahmen daran besonders Antheil, weil ihre kirchliche Gerichtsbarkeit dadurch immer mehr eingeschränkt wurde. Besonders verklagte der erstere nebst seinem Clerus den Methodius zu Rom, daß er irrig lehre, und an Statt der Lateinischen Sprache die Slavische beym Gottesdienste eingeführt habe. Der Papst Johannes der Achte ließ ihm anfänglich geradezu den gottesdienstlichen Gebrauch dieser Sprache verbieten, die er barbarisch nannte; er sollte sich im Kirchencärimoniel nur der Lateinischen oder Griechischen bedienen. Bald aber schrieb er ihm im Jahr 879., sich vor ihm selbst zur Verantwortung zu stellen; indessen erlaubte er ihm, wenigstens Slavisch zu predigen, weil doch der Apostel schreibe, alle Zungen sollten bekennen, daß Jesus Christus der Herr sey. (Iohann. VIII. Epist. 195. pag. 127. in Labbei Concill. T. IX.) Methodius kam also im Jahr 880. nach Rom, und rechtfertigte sich so wohl, daß er in der Hauptsache völlig gewann. Der Papst meldete dieses dem Könige, der zugleich einen seiner vornehmsten Herren Zamyslo abgeschickt hatte, um ihm seine Verehrung zu bezeigen, in einem noch vorhandenen Schreiben. (Ep. 247. p. 175. sq. l. c.) Er rühmt darinne diesen Fürsten, (den er Comitem gloriosum nennt, weil er noch nicht vor gut befand, ihn als König zu erkennen,) daß er sich, mit Verachtung anderer weltlichen

Salzburg, und Engelmar, Bischof zu Passau, welche ihre Unzufriedenheit mit ihm nicht verheelen konnten: jener, weil er als ein Deutscher den kirchlichen Gebrauch der Slavischen Sprache mißbilligte; diese, weil ihnen das Erzbißthum des Methodius sehr im Wege stand. Assemani, der dieses schon bemerkt hat, (l. c. p. 159. sq.) bringt zugleich ein sonderbares Beyspiel bey, wie verhaßt einige Zeit darauf, ohngeachtet jener päpstlichen Verstattung, die Einführung der Slavischen Sprache beym Gottesdienste unter den eifrigen Anhängern der Römischen Kirche gewesen sey. Um die Mitte des eilften Jahrhunderts wurde auf einer allgemeinen Synode der Bischöfe von Dalmatien und Croatien beschlossen, daß niemand sich künftig unterstehen sollte, bey gottesdienstlichen Handlungen die Slavische Sprache anzuwenden; auch sollte keiner, der sie allein redete, in den Clerus aufgenommen werden. Denn ein gewisser Ketzer Methodius, sagten diese Bischöfe, habe die Gothischen Buchstaben erfunden, und vieles im Slavischen wider den katholischen Glauben geschrieben; daher habe ihn auch Gott eines plözlichen Todes sterben lassen. Die Wahrheit ist, daß Methodius noch viele Jahre hindurch gelebt, und allem Ansehen nach sogar den Umsturz des Großmährischen Reichs überlebt hat. Sein König Swatopluk oder Zwentibold, der mit dem deutschen Könige Arnulf, (den einige auch Kaiser nennen, weil er wenigstens die Kaiserkrone zu Rom empfangen hat,) in so gutem Vernehmen stand, daß dieser seinen unehelichen Sohn von ihm aus der Taufe heben ließ, und nach ihm Zwentibold nannte, bekam von Arnulfen im Jahr 890. auch das Herzogthum Böhmen; ob in der Absicht, daß er desto mehr im Stande seyn möchte, die Gränzen des Deutschen Reichs gegen die Ungarn, welche kurz vorher in Pannonien eingebrochen waren,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1075.

zu beschützen? oder aus einer andern Ursache? muß man dahin gestellt seyn lassen. Aber Swatopluks neuvermehrte Macht feuerte desto mehr seinen Trieb nach Unabhängigkeit an. Er empörte sich gegen den Deutschen König; wurde aber bald genöthigt, um Frieden zu bitten, und starb im Jahr 894. (Reginon. Chronic. ad a. 890. pag. 90. sq. a. 894. p. 95. ap. Pistor. T. I.) Swatobog, sein Sohn, regierte nach ihm, bis er im Jahr 908. den Thron freywillig verließ, um ein Einsiedler zu werden. Und in eben demselben Jahre wurde das Mährische Reich von Deutschen, Ungarn und Pohlen zertrümmert. Während dieser lezten Jahre Swatopluk, und unter der Regierung seines Sohns, soll Methodius großen Antheil an den Staatsgeschäften genommen; manches Unglück von dem Reiche abgewandt; aber auch sich selbst nicht geringe Gefahr zugezogen haben. Man sezt seinen Tod ins Jahr 910; er soll ihn zu Rom in einem neunzigjährigen Alter weggenommen haben. Es scheint jedoch beynahe, daß man auf die vielen umständlichen Nachrichten, welche Stredowsky von seinem spätern Leben aus einem Hagek, Peßina de Czechorod, und andern, zwar für ein gewisses Zeitalter brauchbaren, aber doch hier zu neuen Geschichtschreibern, zusammen getragen hat, (L. III. c. 11. L. IV. c. 8. p. 355–426.) nicht viel bauen dürfe. Dieser Schriftsteller hat ausserdem auch Wunder der beiden Apostel von Mähren aufgezeichnet, (L. IV. c. 9. p. 426. sq.) und sehr ernsthaft behauptet, (p. 434.) der Untergang des Mährischen Reichs sey der von Gott geahndeten Verachtung, mit welcher man darinne dem heiligen Methodius begegnete, zuzuschreiben.

Von einem ganz andern Werthe sind zwo Urkunden aus den lezten Jahren des Methodius, welche bewei-

beweisen, wie wenig die Baierischen Bischöfe ihr vorgebliches Recht über die Mährische Kirche aufzugeben Willens gewesen sind. Die eine ist das wegen seines kriechenden Tons gegen den Papst nur zu bekannte Schreiben des Erzbischofs von Mainz, Hatto, an Johann den Neunten, vom Jahr 900. (in Labbei Concill. T. IX. pag. 496. sq. et in Append. ad Goldast. Commentar. de Regni Bohemiae iuribus ac privilegiis, T. I. p. 5. sq.) Dieser Erzbischof trägt ihm die Klagen vor, welche die Baierischen Bischöfe an ihn gebracht hatten, daß die Mähren (Maravenses) ganz aufrührerisch gegen die Fränkische Oberherrschaft gesinnt, sich rühmten, sie wären völlig von ihrer Gemeinschaft getrennt, und genössen durch päpstliche Erlaubniß des Vorzugs, unter einem eigenen Metropoliten zu stehen; da sie doch sonst niemals einen gehabt hätten. Er bittet also den Papst, die Mähren, welche bis zum Blutvergießen hartnäckig auf ihren Grundsätzen bestünden, gehörig zu belehren, welcher kirchlichen Herrschaft sie unterworfen seyen. Im folgenden Jahr 901. schrieb der Erzbischof von Salzburg, Theotmar, selbst, nebst seinen Suffraganeen, den Bischöfen von Freysingen, Eichstädt, Seben, Regensburg und Passau, auch im Nahmen seines Clerus und ganzen Kirchensprengels in Noricum und Baiern, an den Papst, (apud Labb. l. c. p. 498. sq. ap. Goldast. l. c. p. 7. sq.) sie wären zwar von seinen Vorfahren, und von den rechtgläubigen Lehrern angewiesen, sich in allen zweifelhaften Fällen ihres Amtes an den Römischen Stuhl zu wenden. Sie glaubten auch nicht, was sie täglich wider ihren Willen hörten, daß von diesem heiligen Apostolischen Stuhl, welcher die Mutter der priesterlichen Würde, und der Ursprung der christlichen Religion sey, etwas Widerrechtliches geflossen sey. Gleichwohl wären ein Erzbischof

J. n. C. G. 814 bis 1073.

und zween Bischöfe, von dem Papste gesandt, nach Mähren gekommen, welches Land von den Fränkischen Königen bezwungen, und von Baierischen Bischöfen zuerst im Christenthum unterrichtet worden sey; daher auch die Bischöfe von Passau stets daselbst ihr kirchliches Ansehen durch Synoden und Verordnungen ausgeübt; so wie auch die Fränkischen Grafen weltliche Gerichte ohne Hindernisse dort gehalten hätten, bis der Teufel die Mähren mit Abneigung gegen das Christenthum und mit Empörungsgeist erfüllt habe, so daß der Bischof nicht mehr freye Hand unter ihnen habe. Jene päpstliche Abgeordnete also hätten, wie die Mähren sich rühmten, solches durch eine große Geldsumme bewürkt zu haben, eine Trennung in der Kirche gestiftet, und in einem Bißthum ein Erzbißthum nebst drey davon abhängigen Bißthümern errichtet. Sie halten dem Papste die alten Kirchengeseze vor, welche dadurch übertreten wären, und erinnern ihn, daß zwar sein Vorgänger den Bischof Wichind geweiht habe; aber nicht im Bißthum Passau; sondern für eine neugestiftete Gemeine, welche der Herzog Zwentibold sich eben erst unterworfen, und christlich gemacht hätte. Diese Bischöfe verlangen daher von dem Papste, nicht die schlimme Parthey, die von Heyden abstammenden Slaven, welche den Christen und christlichen Reichen so viel Schaden zugefügt hätten, zu unterstüzen. Es sey eine Verleumdung derselben, daß die Baiern sich mit mit den heydnischen Ungarn verbunden, und ihnen Geld gegeben hätten, damit sie in Italien einfallen möchten; sie hätten ihnen nur leinene Kleider geschenkt, um sich gegen die Wildheit dieser Nation etwas zu sichern. Wohl aber hätten die Mähren eine Menge Ungarn unter sich aufgenommen; nach der Weise derselben die Köpfe ihrer unächten Christen ganz abgeschoren, und zugleich mit denselben so abscheuliche Verwü-

stungen

stungen in Pannonien angerichtet, wo sie unzählliche Christen umgebracht oder unglücklich gemacht hätten, daß es daselbst keine einzige Gemeine mehr gebe. Vergebens hätten sie mit diesen Slaven, als die Ungarn in Italien einbrachen, einen Vergleich treffen wollen, damit sie die Güter des heil. Petrus und Italien überhaupt beschützen könnten. Sie bitten daher den Papst um gerechtere Verfügungen. So viel man weiß, ist es, so lange Methodius lebte, bey den bisherigen kirchlichen Einrichtungen in Mähren geblieben. Die Vorwürfe, welche sich beide Nationen in Ansehung der Ungarn machten, waren wohl zugleich wahr, und auch übertrieben: denn daß Arnulf den Ungarn, in seinem Kriege mit den Mähren, den Weg nach Deutschland geöffnet hat, ist bekannt. Aber die Beschwerden der Baierischen Bischöfe über die Verletzung ihres Kirchensprengels, scheinen Lehrer der Religion kaum zu treffen, welche in einem beynahe ganz heydnischen Lande das Christenthum erst gründen, und Gemeinen anlegen mußten, für welche noch kein Kirchensprengel Statt gefunden hatte.

Methodius hatte sich aber auch um das angränzende Böhmen ähnliche Verdienste erworben. Der älteste Geschichtschreiber dieses Landes (Christannus in vita S. Ludmillae, p. 43. apud Balbin. l. c.) erzählt die erste Veranlassung dazu umständlich; kürzer wird sie in einer von den oftgenannten Lebensbeschreibungen (Vita poster. S. Cyrilli et Methodii in Actis SS. Mens. Martii, T. II. pag. 23. n. 14.) angeführt. Borziwoi, sagt jener, (oder Borziwog,) einer von den heydnischen Herzogen Böhmens, die seit Przemysl, und der Erbauung Prags, dieses Land regierten, von ungemein schöner Bildung und im besten Flor der Jugend, kam einst zu seinem Oberherrn, dem Herzoge

 oder

J. n. C. G. 814 bis 1073.

vorgefallen seyn könne, weil Swatopluk oder Zwentebold erst in diesem Jahre das Herzogthum Böhmen von Arnulfen erhalten habe. Freylich verräth die Begegnung, welche dem Herzoge vom Böhmen an dem Hofe des Mährischen Königs wiederfuhr, eine tiefe Abhängigkeit desselben; allein wenn dieser König schon damals das Herzogthum Böhmen besessen hat: so stimmt damit die folgende Erzählung des Christanus nicht wohl überein.

Borziwoi nahm bey seiner Rückreise einen Mährischen Priester Kaich nach Böhmen mit, der zu Hradez (jezt Königinngrätz) seinen Aufenthalt bekam: und daselbst wurde auch die erste Kirche erbauet. Als jedoch der Herzog das Christenthum unter seinen Böhmen einzuführen suchte: erregten sie fast einmüthig einen Aufstand wider ihn, der selbst seinem Leben drohte. Er flüchtete sich also zu Swatopulken, wo er vom Methodius eine noch genauere Religionsunterweisung erhielt. Die Böhmen wählten sich zwar darauf Stroymirn, einen ihrer Großen, der sich seit langer Zeit als ein Flüchtling unter den Deutschen aufhielt, zum Herzoge; da er aber unterdessen ihre Sprache verlernt hatte: so verlor sich die Zuneigung gegen ihn gar bald, und Borziwois geheime Freunde wußten es zum Theil mit Gewalt zu bewürken, daß er zurückberufen wurde. Nunmehr erfüllte er das Gelübde, welches er während seiner Absezung gethan hatte, wenn er wieder zur Regierung käme, der Jungfrau Maria zu Ehren eine Kirche zu Prag zu bauen. Seine Gemahlinn Ludmilla nahm jezt das Christenthum ebenfals an, und die Böhmen überhaupt verließen nach und nach das Heydenthum. Borziwoi scheint gegen das Jahr 900. oder etwas später gestorben zu seyn. Wenn man mit Stredowsky (l. c.

p. 404.

p. 404. sq.) neuern Böhmischen Schriftstellern glauben darf: so hat er im Jahr 905., um sich mit seiner Gemahlinn und dem Priester Kaich in einem Schlosse gänzlich frommen Uebungen ergeben zu können, die Regierung an seinen ältesten Sohn, Spitignew, übergetragen; und dieser, der anfänglich, wie seine Eltern, ein freygebiger Stifter von Kirchen und Gönner des Clerus war, ist gar bald in einen zweydeutigen Ruf gerathen, indem er Heyden zu den ansehnlichsten Aemtern beförderte, und auf die Vorstellungen seiner Eltern dawider, antwortete, die Heyden wären so gut seine Unterthanen, als die Christen, und verdienten also gleiche Unterstüzung; ist aber noch im Jahr 906. wiewohl nicht ohne Reue, gestorben. Doch Christannus (l. c. p. 45. sq.) weiß nichts von diesem allem, und lobt ihn vielmehr wegen seiner unveränderlichen Gottseeligkeit. Nach eben denselben Schriftstellern empfohl Borziwoi seinem zweyten darauf regierenden Sohne Wratislav den Methodius zu seinem vornehmsten Rathgeber; der auch ganz Böhmen durchreiste, um nichts vom Heydenthum übrig zu lassen; viele andere Priester aus Mähren hinzog; aber die Gemahlinn des Herzogs Drahomira nicht bekehren konnte. (l. c. pag. 408. sq.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Methodius wird von den Böhmen Methud, und in ihrer Sprache Strachota genannt, weil sie seinen Nahmen, als wenn er von metus herkäme, in das Böhmische Strach, welches Furcht bedeutet, übersezten. Erinnert man sich, daß er und sein Bruder Cyrillus Geistliche der Griechischen Kirche waren, welche sich mehr als eine Nation von dem Kaiser Michael erbeten hatte; daß sie in Mähren und Böhmen Nationen fanden, welche in sehr geringer Verbindung mit dem Deutschen Reiche, und in gar keiner mit der

Römi-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Römischen Kirche standen; daß endlich **Methodius** von dem Papste **Johann dem Achten**, wegen der über ihn klagenden deutschen Bischöfe, zur Verantwortung, nicht bloß in Ansehnng der von ihm beym Gottesdienste eingeführten Slavischen Sprache; sondern auch wegen seiner Rechtgläubigkeit, gezogen worden ist: so kann nichts natürlicher als der Gedanke seyn, daß beide Brüder die von ihnen gestiftete Mährische und Böhmische Kirche nach Grundsätzen und Gebräuchen der Griechischen eingerichtet haben. Dennoch haben viele Römischkatholische Gelehrte, an Statt sich daran zu begnügen, daß es den Päpsten in nicht langer Zeit gelungen ist, auch jene neuen Gemeinen unter ihre Herrschaft zu ziehen, vorgegeben, daß, da die Apostel der Mähren und Böhmen in den päpstlichen Kirchensprengel gekommen wären, (der sich doch in diesen heydnischslavischen Ländern gar nicht denken läßt,) sie auch alsbald sich nach der Verfassung desselben hätten richten müssen. Der Piarist, P. **Dobner**, der Hageks Jahrbücher mit weit mehr Gelehrsamkeit, als sie werth sind, in einer Lateinischen Uebersezung derselben erläutert und berichtigt hat, suchte in einer besondern Abhandlung (Untersuchung, ob das Christenthum in Böhmen von dem heil. **Methudius** und dessen Mitarbeitern nach den Grundsäzen der Römischlateinischen oder der Griechischen, eingeführt sey, und ob demselben von dem Papste **Johann dem Achten** das Slavische Meßlesen geradehin jemals verboten sey? in den Abhandlungen der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften auf das Jahr 1785. S. 140. fg. Prag, 1785. 4.) zu beweisen, daß dieser berühmte Heydenbekehrer gleich von seinem Eintritte in Böhmen an, bis auf die Einführung der Slavischen Sprache beym Gottesdienste, ganz päpstlich gewesen sey. Treffender hat er in einer andern Schrift (über die Einführung

des

des Christenthums in Böhmen, in den Anhandhabl. der eben gedachten Gesellschaft auf das Jahr 1786. S. 394. fg. Prag, 1786. 4.) einen andern Böhmischen Gelehrten, Hr. **Dobrowsky**, widerlegt, welcher behauptet hatte, **Methodius** sey niemals nach Böhmen gekommen, und der von ihm eingeführte Slavische Gottesdienst sey daselbst nie öffentlich ausgeübt worden. Noch dreyhundert Jahre nach demselben, wie Hr. **Dobner** bemerkt, hat das Slavische Kirchencärimoniel, ohngeachtet aller Bemühungen der lateinischen Bischöfe, in Böhmen und Mähren fortgedauert; und, wenn aus diesem Zeitraume keine mit Slavischen Buchstaben geschriebene Kirchenbücher vorhanden sind: so kömmt solches davon her, weil man seit dem eilften Jahrhunderte diese den lateinischen Geistlichen unverständlichen Bücher verboten und vertilgt hat. Vor kurzem aber hat Herr **Christian Samuel Schmidt**, Prediger zu Königshayn in der Lausitz in seiner historischen Untersuchung der Frage: Ward das Christenthum in Böhmen vom **Methud** nach den Grundsätzen der Griechischen oder lateinischen Kirche eingeführt? (Leipzig, 1789. 8.) die Beantwortung derselben nach dem einfachen Gange der Geschichte geleitet; viele bündige Erläuterungen darüber eingestreuet, und es insonderheit bis auf spätere Jahrhunderte hinaus erklärt, wie nach und nach erst die Päpste den Böhmen und Mähren das lateinische Kirchencärimoniel aufgedrungen haben. Noch verdient es, hinzugesezt zu werden, daß Hr. P. **Dobner** auch einen andern merkwürdigen Versuch gemacht hat, eine in dieser Bekehrungsgeschichte herrschende Meinung zu stürzen. Er legte in jenen Abhandlungen der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften auf das Jahr 1785. (S. 102. fg.) verschiedene Zweifel und Einwürfe zur Prüfung vor, ob auch das jezt sogenannte **Cyrillische Alphabet**

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Römischen Kirche standen; daß endlich Methodius von dem Papste Johann dem Achten, wegen der über ihn klagenden deutschen Bischöfe, zur Verantwortung, nicht bloß in Ansehung der von ihm beym Gottesdienste eingeführten Slavischen Sprache; sondern auch wegen seiner Rechtgläubigkeit, gezogen worden ist: so kann nichts natürlicher als der Gedanke seyn, daß beide Brüder die von ihnen gestiftete Mährische und Böhmische Kirche nach Grundsätzen und Gebräuchen der Griechischen eingerichtet haben. Dennoch haben viele Römischkatholische Gelehrte, an Statt sich daran zu begnügen, daß es den Päpsten in nicht langer Zeit gelungen ist, auch jene neuen Gemeinen unter ihre Herrschaft zu ziehen, vorgegeben, daß, da die Apostel der Mähren und Böhmen in den päpstlichen Kirchensprengel gekommen wären, (der sich doch in diesen heydnischslavischen Ländern gar nicht denken läßt,) sie auch alsbald sich nach der Verfassung desselben hätten richten müssen. Der Piarist, P. Dobner, der Hageks Jahrbücher mit weit mehr Gelehrsamkeit, als sie werth sind, in einer Lateinischen Uebersezung derselben erläutert und berichtigt hat, suchte in einer besondern Abhandlung (Untersuchung, ob das Christenthum in Böhmen von dem heil. Methudius und dessen Mitarbeitern nach den Grundsäzen der Römischlateinischen oder der Griechischen, eingeführt sey, und ob demselben von dem Papste Johann dem Achten das Slavische Meßlesen geradehin jemals verboten sey? in den Abhandlungen der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften auf das Jahr 1785. S. 140. fg. Prag, 1785. 4.) zu beweisen, daß dieser berühmte Heydenbekehrer gleich von seinem Eintritte in Böhmen an, bis auf die Einführung der Slavischen Sprache beym Gottesdienste, ganz päpstlich gewesen sey. Treffender hat er in einer andern Schrift (über die Einführung

des

sche Kirche den Erzbischof von Passau zu ihrem Metropolitan bekommen hat, und daß die Mähren an der Bekehrung der Ungarn, Pohlen und Russen fleißig gearbeitet haben. Daß er aber (p. 467. 469.) den Cyrillus und Methodius im Jahr 914. von dem Papste Johannes dem Zehnten canonisiren, oder feyerlich unter die anzurufenden Heiligen versezen läßt; ist bloß eine willkührliche Folgerung, die er aus der Verehrung derselben in Böhmen seit dieser Zeit gezogen hat.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Dort wurde die Feststellung und allgemeine Einführung des Christenthums, das heißt, wenigstens des christlichen Cärimoniels, eine Zeit lang sehr gehindert. Als der Herzog Wratislav im Jahr 925. oder nach andern schon vier Jahre früher, starb, übergaben die Böhmischen Großen seine beiden noch sehr jungen Söhne, Wenzeslav und Boleslav, desto mehr ihrer Großmutter Ludmilla zur Erziehung, weil ihre Mutter Drahomira eine eifrige Heydinn war. Ludmilla hatte sich als Wittwe schon den Ruf einer heiligen Nonne erworben, so streng und häuffig waren ihre Andachtsübungen; auch bezeigte sie sich ungemein mildthätig gegen Arme, und eben so freygebig gegen Kirchen und Geistliche. Ihr ältester Enkel war anfänglich zu Budecz unterrichtet worden; jezt wurde er als Herzog nach Prag gebracht. Diese Anstalten erregten in ihrer Schwiegertochter den Argwohn, daß Ludmilla damit umgehe, sie ganz von der Regierung zu entfernen, und dieselbe an sich zu ziehen. Vergebens erklärte sich diese auf die bescheidenste Art gegen sie; bot ihr ihre Söhne an, und begab sich aus der Hauptstadt in das entfernte Schloß Tetin. Drahomira schickte im Jahr 927. zween ihrer Großen dahin, welche sie erdrosseln ließen, indem sie noch zulezt bat, daß man

J. n. C. G. 814 bis 1073.

phabet würklich die Erfindung des heil. Cyrillus sey? und ob ihm nicht mit grösserem Rechte das Glagolitische oder Hieronymianische als Erfinder beygelegt werden müsse? Sein gelehrter Forschungsgeist blickt auch hier durch; aber Beyfall hat er dafür eben nicht erhalten.

Nunmehr, seitdem das Großmährische Reich im Jahr 908. zertrümmert worden war, änderten sich auch die Verhältnisse zwischen Mähren und Böhmen; ja selbst die Schicksale des Christenthums mögen in dem erstern dieser Länder sich zum Theil verschlimmert haben. Was die noch heydnischen Pohlen und Ungarn davon an sich rissen, das heißt, ein Theil des jezigen Oberschlesiens, des benachbarten Oesterreich und Ungarn, mußte ohne Zweifel in Ansehung jener Religion merklich zurückkommen. Der am nächsten gegen Böhmen zu gelegene Theil des Reichs, bis an die Morawa oder March, wurde mit diesem Lande vereinigt. Hier begaben sich die Mähren unter den Schuz des Böhmischen Herzogs Wratislav; bald darauf wurden sie im Nahmen der deutschen Könige von Markgrafen regiert; aber nach und nach behaupteten die Herzoge von Böhmen die Oberherrschaft über sie. Besonders wurde gegen das Jahr 1029. Mähren von denselben erobert; erhielt im Jahr 1056. ohngefähr den Umfang, den es noch hat, und ist seitdem immer mit Böhmen vereinigt geblieben. Stredowsky, dessen Patriotismus die königliche Würde von Mähren erst mit dem Jahr 1085. aufhören läßt, da es ausdrücklich den Nahmen einer Markgrafschaft bekommen hat, (Sacra Moraviae Historia, p. 541. 542.) sammelt zwar auch die kirchlichen Begebenheiten von Mähren aus dem zehnten Jahrhunderte. (l. c. p. 459. sq.) Allein die erheblichern laufen nur darauf hinaus, daß die Mähri-

sche

Eben derselbe hat auch eine umständliche Nachricht von der Regierung des Herzogs Wenzeslav, dieses seines Oheims, hinterlassen. (de S. Wenceslao, ibid. p. 53–65.) Sie beweiset, daß dieser Fürst von seiner Großmutter und seinen Lehrern eigentlich mehr zum Mönche gebildet worden ist. Er überschritt, sagt jener Schriftsteller, das Maaß der menschlichen Frömmigkeit. Denn da bisher alle Verbrecher von den Richtern am Leben gestraft worden waren: suchte er vielmehr, eingedenk der Worte: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet! verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet!“ sie zu verbergen, und ließ sowohl die Gefängnisse, als die Galgen, welche längst vorhanden waren, niederreissen. Doch peitschte er, bey aller seiner Milde, die Trunkenbolde und die Irrgläubigen selbst aus, nachdem er sie vorher an seinen Tisch gezogen hatte. Begegnete es ihm aber zuweilen selbst, daß er unter seinen wilden Hofleuten etwas zu viel trank: so eilte er bey Tagesanbruch in die Kirche; zog dem ersten Geistlichen, den er daselbst fand, sein bestes Kleid an; warf sich vor ihm nieder, und bat ihn, zu Gott zu beten, daß er ihm die Sünde der vorigen Nacht vergeben möchte. Gegen alle Arten von Dürftigen und Nothleidenden bezeigte er sich überaus wohlthätig; Geistliche ehrte er, wie Gott selbst. Daher kam auch von diesen aus Baiern, Schwaben, und andern deutschen Ländern, eine große Menge zu ihm; sie brachten Heiligenüberbleibsale nebst Büchern mit, und wurden von ihm mit Gelde und allerley Geräthe reichlich beschenkt. Wallfahrten liebte er so sehr, daß er auch mitten im Winter mit bloßen Füßen über die mit Eis bedeckten Straßen von einer Stadt zur andern gieng, um die Kirchen derselben zu besuchen; daher man hin und wieder seine blutigen Fußtapfen erblickte. Gewöhnlich trug er sehr rauhe härene Säcke

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

aus dem Lande vertrieben. Doch Boleslav, der sich die jährliche Steuer zu bezahlen weigerte, welche der Deutsche König Otto seinem Bruder auferlegt hatte, wurde bald von demselben angegriffen. Vierzehn Jahre lang vertheidigte er sich mit großem Muthe, und nicht selten auch mit siegreichem Glücke. Endlich da ihn Otto im Jahr 950. in Alt-Boleslav belagerte: war er genöthigt, sich demselben zu unterwerfen. Unter den Bedingungen des ihm zugestandenen Friedens, gab es auch diese, daß er die Kirchen wieder herstellen; die vertriebenen Christen, besonders die Priester, zurückberufen, und ihnen ihre Güter wieder einräumen sollte. Er erfüllte nicht allein alles dieses, und gab dem Christenthum sein verlornes Ansehen wieder; sondern besserte sich auch selbst so merklich, daß er ein sehr löblicher Fürst wurde. (Witichindi Annales, L. II. p. 643. 652. ed. Meibom. Ditmari Chron. L. II. pag. 331. ed. Leibnit. Balbini Epit. Rer. Bohemic. L. II. c. 1. sq. pag. 98. sq. Voigt l. c. S. 94. fg.) Von seiner heydnischen Mutter hingegen erzählten die Christen, daß sie, weil sie, im Vorbeyfahren vor einer Kirche zu Prag, Christum laut gelästert habe, mit Wagen und Pferden von der Erde verschlungen worden sey: und Balbinus hat dieses ohne Bedenken wiederholt, auch den Ort der Begebenheit angezeigt, den noch eine steinerne Säule kenntlich mache. (l. c. p. 110.)

Eigentlich aber war es Boleslavs des Grausamen Sohn und Nachfolger seit dem Jahr 967. Boleslav der Fromme, oder der Milde, der den Götzendienst in Böhmen gänzlich ausrottete, und die christliche Kirche daselbst zugleich im Aeusserlichen blühend, und der Römischen unterwürfig machte. Seine heydnischen Unterthanen empörten sich; er überwand sie mehrmals in Treffen, und erbauete an dem Orte

des

des lezten Siegs, die Stadt Neu= oder Jung=Bunzlau, im Böhmischen Mlada Boleslawa genannt. Was bereits sein Vater gewünscht hatte, das brachte er zu Stande: die Errichtung eines Bißthums zu Prag, wodurch die christliche Verfassung in Böhmen mehr Festigkeit gewinnen mußte, und die dortige Kirche von dem Bischof zu Regensburg unabhängig wurde. Der Papst, Johann der Dreyzehnte, ertheilte dazu die gebetene Erlaubniß, und gab sie in einem Schreiben an den Herzog seiner Schwester Mlada mit, die der Andacht wegen sich eine Zeit lang zu Rom aufhielt, deren Nahmen er in Maria verwandelt, und sie zur Aebtissinn nach der Benediktinerregel geweiht hatte. In diesem Schreiben, das Cosmas von Prag aufbehalten hat, verordnet er, daß das Bißthum an der Kirche der Märtyrer Veit und Wenzeslav angelegt; an einer andern Kirche aber ein Kloster für die gedachte Aebtissinn gestiftet werden soll; doch sollte in jenem nicht das Cärimoniel der Bulgarischen oder Russischen Nation, oder der Slavischen Sprache; sondern der Apostolischen Kirche beobachtet werden. Alles dieses wurde im Jahr 973. ausgeführt, nachdem der Bischof von Regensburg darein gewilligt hatte. Zum ersten Bischof von Prag ward Ditmar, ein Mönch aus dem Kloster der heiligen Petrus und Mauritius zu Magdeburg, welcher der Slavischen Sprache völlig mächtig war, gewählt. Der Kaiser Otto der Erste bestätigte solches, und ließ ihn durch den Erzbischof von Mainz weihen; auch haben die Bischöfe zu Prag, wie die Deutschen, in der Folge immer sowohl die Genehmhaltung als die Belehnung der Kaiser mit dem Hirtenstabe und Ringe suchen müssen. Als Ditmar Besitz von seinem Bißthum nahm, sagt Cosmas, sang der Clerus das Te Deum laudamus; der Herzog mit den

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Grossen Christe Keynado, (erbarme dich unser!) und das Volk schrie Kyrie eleyson! Der Bezirk dieses neuen Bisthums begriff nicht allein Böhmen, sondern auch Mähren, (das jedoch schon im Jahr 975. davon getrennt wurde,) und einen Theil des angränzenden Pohlen bis Cracau, in sich. Sein erster Bischof aber taufte viele Heyden, und weihte zu ihrem Gebrauche neue Kirchen ein. (Cosmas Prag. l. c. L. I. pag. 1993. sq. Balbin. L. II. c. 9. p. 123. sq. Voigt l. c. S. 126. fg. Geschichte aller Wendisch-Slavischen Staaten, von L. A. Gebhardi, Zweyter Band, S. 372. fg.)

Ihm folgte gegen das Jahr 980. in diesem Bisthum Woytiech, der Sohn eines der mächtigsten und fast unabhängigen Woywoden in Böhmen: ein junger, aber gelehrter Mann, der von auswärtigen Reisen viele Bücher mitbrachte. Der Erzbischof von Magdeburg, Adalbert, (oder Albrecht) legte ihm bey der Firmelung seinen Nahmen bey; unter diesem ist er auch berühmt geworden. Auf seinen Rath bauete Boleslav zwanzig Kirchen; stiftete das berühmte Benediktinerkloster zu Brzewniow, nahe bey Prag, welches gewöhnlich das Kloster der heil. Margaretha heißt, und bezeigte auch sonst viele ähnliche Freygebigkeit. Allein Adalbert, der die Mönchsstrenge in sein bischöfliches Amt brachte, und, mit Verachtung der alten Landesgeseze, das päpstliche Recht einzuführen, mithin auch die weltlichen Richter sich und seinen Geistlichen zu unterwerfen suchte, konnte sich in der Zuneigung der Nation nicht lange behaupten. Den Clerus beleidigte er, indem er ihn zur Ehelosigkeit, und zum Fleisse in seinen Amtspflichten nöthigen wollte; die übrigen aber, weil er ihnen Vielweiberey und Ehen mit Blutsfreunden verbot; sie von den groben Aus-

schwei-

schweisungen, die sie auch als Christen noch nicht davor erkannten, ingleichen von der Verbindung des heydnischen Aberglaubens mit christlichen Gebräuchen, abziehen wollte. So raubten die Böhmen Männer und Weiber aus den benachbarten Ländern, und verkauften sie mit ihren eigenen Leibeigenen den Juden, welche sie wieder an die wildesten Nationen, theils zu Sclaven, theils zu Schlachtopfern, verhandelten. Als sich Adalbert dieser schändlichen Gewohnheit vergebens widersezte; beschloß er, sein Bißthum niederzulegen, und bot es dem ältesten Bruder des Herzogs, Christan, an; der es aber ausschlug. Der Bischof von Meißen übernahm endlich die Verwaltung des Bißthums, und Adalbert wallfahrtete im Jahr 988. nach Rom und Jerusalem; überall führte er die bittersten Klagen über die Böhmen, und kehrte erst im Jahr 993. nach Böhmen zurück. Offenbar trug zu diesem übeln Erfolge das meiste bey, daß die Böhmen bloß schnellen vorgeschriebenen Glauben und Ausübung von vielerley Andachtsübungen; aber weit weniger, was zu ihrer Besserung gehörte, von ihren Lehrern gelernt hatten. Aber dieser Bischof schadete sich auch selbst durch seinen Starrsinn in der Vertheidigung vermeinter kirchlicher Rechte. Er nahm jezt eine Ehebrecherinn, die durch die Landesgeseze zum Tode verurtheilt war, in Schuz, weil sie sich in ein Nonnenkloster geflüchtet hatte; die Böhmen zogen sie mit Gewalt aus demselben heraus, und ließen sie enthaupten. Aufgebracht über diese Verlezung der geistlichen Freystätte, gieng Adalbert im Jahr 995. abermals nach Rom, ohne einen Verweser seines Amtes zu hinterlassen. Der Herzog verlangte daher, daß der Erzbischof von Mainz ihn entweder zur Rückkehr anhalten; oder einen andern Bischof bestellen sollte. Keines von beiden geschah, bis der Kaiser Otto der Dritte Adalberten im J. 996.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1050.

bewog, sich wieder in Prag einzufinden. Nunmehr aber hatten die Böhmen gezeigt, daß sie ihn ihrer Seits auch nicht dulden wollten, indem sie seinen Brüdern ihr Gebiet weggenommen und sie selbst nebst den ihrigen umgebracht hatten. Für ihn blieb also nichts übrig, als Böhmen wieder zu verlassen; er gieng nach Pohlen, und fand im Jahr 997. seinen Tod unter den heydnischen Preussen; wodurch er eine Stelle unter den Märtyrern und Heiligen erhielt. Sein Amt besezte der Herzog mit dem Mönch von Corvey, Thiddag, der vorher sein Leibarzt war, und sich besser in die Böhmen zu schicken wußte. (Cosmas l. c. p. 1995. — 2001. Balbin. l. c. p. 132. sq. 141. sq. Voigt l. c. Gebhardi l. c. S. 373. 374.)

Noch lange unterdessen blieben unter den Böhmischen Christen viele heydnische Gebräuche und die rohesten Sitten übrig. Einer von den folgenden Bischöfen zu Prag, Severus, machte zur Milderung der leztern einen glücklichen Versuch; gesezt, daß er auch dabey, zur Vergrößerung seines Ansehens, Kunstgriffe angewandt haben sollte, in denen seine kurzsichtigen Böhmen ein Wunder erblickten. Brzetislav der Erste, Herzog von Böhmen, fiel im Jahr 1038. in Pohlen ein, verwüstete und plünderte es mit aller ersinnlichen Grausamkeit aus. Als sein Kriegsheer Gnesen eingenommen hatte: forderte es, an Statt aller andern Beute, den daselbst begrabenen Körper seines ehemaligen Prager Bischofs, und nunmehr berühmten Wunderthäters, des heil. Adalberts. Severus, der auch zugegen war, und sah, daß die Böhmen schon in die Kirche, wo der Heilige lag, eingedrungen waren, und Anstalt machten, einen Altar niederzureissen, um seiner Gebeine habhaft zu werden, warnete sie, daß sie sich ja nicht durch eine solche Ver-

messen-

messenheit eine Verrückung des Verstandes, oder Blindheit und Krankheiten zuziehen; sondern erst drey Tage lang fasten, ihre Sünden bereuen, und den ernsten Vorsatz fassen möchten, sie niemals wieder zu begehen; alsdann könnten sie von der Barmherzigkeit Gottes und ihres Schutzheiligen hoffen, daß ihnen ihre Bitte werde gewährt werden. Da sie aber gleichwohl auf ihren gewaltsamen Maaßregeln bestanden: verloren sie drey Stunden hindurch die Sprache und den Gebrauch ihrer Sinnen. Nun erkannten sie ihr Vergehen, und folgten dem Rathe des Bischofs. Diesem erschien der Heilige in der dritten Nacht, und befohl ihm, dem Herzoge und seinen Großen zu melden, Gott werde ihren Wunsch erfüllen, wenn sie von ihren Sünden abließen. Sie warfen sich, als sie dieses erfuhren, vor dem Grabe des Heiligen nieder; verrichteten ihr Gebet, und der Herzog fragte darauf seine Soldaten in der Kirche, ob sie sich bessern wollten? Mit Thränen versprachen sie solches; besonders was sie und ihre Vorfahren gegen Adalberten gesündigt hätten. Jezt machte er ihnen seine Verordnungen bekannt; zuerst, daß sie ihre Ehen nicht, wie bisher, auf thierische Art halten; sondern nach den Kirchengesezen ganz unzertrennlich, und von Vielweiberey unbefleckt, beobachten sollten; wenn aber zwischen Ehegatten ein heftiger Streit entstünde, und einer derselben durchaus nicht wieder in die alte Verbindung treten wollte: so sollte er nicht, nach Böhmischer Gewohnheit, ein Leibeigener werden; sondern nach Ungarn mit der Bedingung zum Knechte verkauft werden, daß er sich niemals loskaufen, noch in sein Vaterland zurückkehren dürfe. Der Bischof sezte hinzu, daß solche Leute mit dem Bannfluche belegt, und diese Strafe auch Wittwen oder Jungfrauen treffen sollte, welche gehurt, und ihr Kind abgetrieben hätten. Ferner verordnete der Herzog, daß,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

daß, wenn eine Frau über Mißhandlungen ihres Mannes klagte, das Gottesgericht entscheiden sollte, wer von beiden schuldig sey; eben so sollte auch, wenn jemand eines Mordes angeklagt würde, und solches leugnete, durch eine ähnliche Probe der Unschuld, entweder durch glühendes Eisen, welches er berühren müsse, oder durch beschwornes Wasser, welches ihm auf den Kopf getröpfelt würde, ausgemacht werden, ob die Anklage Grund habe? Mörder von Eltern, Brüdern oder Priestern sollten mit Ketten gebunden aus dem Lande gejagt werden, damit sie wie Hunde in der Welt herumirren. Wirthshäuser sollten wegen der Laster, die darinne begangen würden, nicht geduldet werden; ein Schenkwirth, der solches überträte, sollte öffentlich ausgepeitscht, und sein Getränke verschüttet werden. Auch verbot er die Jahrmärkte an Sonn- und Festtagen: und wer an denselben knechtische Dienste verrichten; oder seine Todten auf Feldern und in Wäldern begraben würde, der sollte sowohl dem Erzpriester als dem Herzoge Strafen bezahlen. Jede dieser Verordnungen genehmigte der Bischof ausdrücklich, unter Androhung seines Bannes; sezte auch hinzu, daß der Herzog deswegen mit dem Schwerdte umgürtet sey, um seine Hände recht oft im Blute des Sünders zu waschen. Nachdem alles dieses beschworen worden war, machte sich der Bischof an die Eröffnung des Grabes. Adalberts Leichnam, den man noch ganz frisch fand, warf einen so herrlichen Geruch von sich, daß alle Anwesende drey Tage lang, als wenn sie die niedlichsten Gerichte genossen hätten, davon gesättigt blieben; auch wurden an eben dem Tage viele Kranke geheilt. Der Herzog und der Bischof trugen den Körper selbst nach Prag hinein; man nahm noch andere Körper der Heiligen mit; so wie auch den ganzen Kirchenschatz von Gnesen. Zwar wurden der Herzog und

und der Bischof wegen dieses begangenen Raubs und der übrigen Gewaltthätigkeiten in Pohlen, bey dem Papste verklagt; erhielten aber Verzeihung, als sie ihre Reue darüber bezeigten; nur wurde dem Herzoge auferlegt, ein Kloster zur Büßung zu stiften. (Cosmas l. c. L. II. p. 2017-2024. Balbin. l. c. p. 164. sq.) Die Pohlen behaupteten nachmals, daß die Böhmen einen unrechten Körper an Statt ihres Adalberts fortgeführt hätten; Balbinus hat daher alle seine Kräfte aufgeboten, um das Gegentheil zu beweisen. (l. c. p. 170-181.) In Böhmen gieng es also ebenfals, wie bey andern christlich gewordenen Nationen der Abendländer. Der Bischof theilte sich mit seinem Landesfürsten in die Regierung; über beide herrschte der Papst; Kirchen, Klöster, Heiligen, Wundergeschichten, und aller übrige Aberglauben, folgten in der gewöhnlichen Ordnung auf einander. Spitignev der Zweyte, Herzog von Böhmen, seit dem Tode seines Vaters Brzetislav im Jahr 1055., anfänglich ein grausamer Fürst, der alle Deutsche, selbst seine Mutter, aus dem Lande vertrieb; nachher aber ein billiger, leutseeliger und frommer Regent wurde, entweder weil ihm der heilige Veit im Schlafe erschienen war, und ihm sein Verhalten scharf verwiesen hatte; oder, weil dieses von dem oben gedachten Bischof Severus geschehen war, jagte im Jahr 1057. die Benediktiner aus dem Kloster Sazawa, weil sie den Gottesdienst, gegen das päpstliche Verbot, in Slavischer, nicht in Lateinischer, Sprache halten wollten, und verpflichtete sich zu einem jährlichen Zinse von hundert Pfund Silbers, den er der päpstlichen Kammer für die Erlaubniß zahlte, die ihm Nicolaus der Zweyte ertheilte, daß er beym Gottesdienste unter den Chorherren mit einer bischöflichen Mütze (mitra) bekleidet sitzen durfte: vermuthlich auch ein Beweis seiner neuen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Fröm-

Frömmigkeit. (Cosmas l. c. p. 2031. sq. Voigt l. c. S. 284. Gebhardi l. c. S. 388.)

J. n. C. G. 814 bis 1093.

Ihm folgte im Jahr 1061. sein Bruder Wratislav in der Regierung nach, dem der Kaiser Heinrich der Vierte im Jahr 1086. die königliche Würde ertheilte. Er räumte im Jahr 1064. den vertriebenen Benediktinern von Sazawa ihr Kloster wieder ein, und wies sie an, den Gottesdienst bloß in Slavischer Sprache zu halten. Da er das Bißthum von Mähren wieder herzustellen suchte: schenkte er dem Prager Bischof Severus so viele Zinsen und Dörfer, daß dieser darein willigte: und ein gewisser Johann bekam jenes Bißthum. Als aber Severus im Jahr 1067. starb: ließen die Brüder des Herzogs ihren jüngsten Bruder Jaromir aus Pohlen kommen, um ihn auf den bischöflichen Stuhl zu erheben. Diesen hatte Wratislav wider seinen Willen, aber der Bestimmung ihres Vaters gemäß, zum Diakonus weihen lassen; er war aber gleich wieder zum weltlichen Stande zurückgekehrt, und hatte sich nach Pohlen geflüchtet. Jezt nöthigten den Herzog, der schon seinen Caplan, den Propst Lanczo von Leutmeriz, einen Sachsen, mithin als einen Deutschen den Böhmen verhaßten Mann, zum Bischof von Prag ernannt, und ihn sogar, (welches nur das Recht der Kaiser war,) mit dem Stabe belehnt hatte, seine Brüder, ihrem Bruder Jaromir diese Würde zu ertheilen, den der Erzbischof von Mainz, welcher ihn weihte, Gebhard genannt wissen wollte. Aber dieser neue Bischof ließ zwar durch den Propst Marcus die Prager Canonicos, welche, nach dem Cosmas, wie thierische Centauren lebten, zu anständigern Sitten umbilden; er selbst aber behielt viel wilden Ungestüm bey. Erbittert darüber, daß er das Mährische Bißthum nicht wieder mit dem seinigen vereinigen

nigen konnte, ließ er den Bischof von jenem, Johann zu Olmütz, in seiner eigenen Wohnung durch Schläge mißhandeln. Wratislav verklagte ihn deswegen bey dem Papste Gregor dem Siebenten, dessen Bevollmächtigter in Böhmen, der Cardinal Rudolph, zwar im Jahr 1073. Jaromirn vor eine Synode forderte; aber von ihm die Antwort erhielt, er werde nicht erscheinen, wenn nicht sein Metropolitan von Mainz, nebst vielen andern Bischöfen, auch gegenwärtig wäre. Vergebens sezte ihn der Cardinal ab; alle Prager Canonici legten sogleich ihre Stellen nieder. Beide Bischöfe mußten sich also zu Rom stellen; und Jaromir kam durch die Empfehlung seiner Anverwandtinn, der Margräfinn Mathildis, ohne alle Strafe loß. Ja es gelang ihm auf dem Reichstage zu Mainz im Jahr 1086. daß der Kaiser auf sein und seines Bruders, des Herzogs, Bitten, das Mährische Bißthum durch eine besondere Urkunde von neuem mit dem Prager verband, nachdem die anwesenden geistlichen und weltlichen Reichsstände solches vor billig und der alten Einrichtung angemessen erklärt hatten. Wratislav, dem dieser sein Bruder nicht aufhörte, trotzig zu begegnen, bekam auch von dem Papste Alexander das Vorrecht, die bischöfliche Mütze oder Insul zu tragen: und eben dieser bestätigte im Jahr 1070. die von ihm gestiftete Collegiatkirche zu St. Petri und Pauli auf dem Wischehrad, oder in der alten Stadt Prag, bey deren Grundlegung Wratislav selbst zwölf Körbe voll Erde herbeytrug. Nach der päpstlichen Urkunde, die Cosmas eingerückt hat, sollte diese Kirche das Haupt des ganzen Landes; ihr Propst aber und ihre sieben Domherren, (welche der Papst Cardinales nennt,) dem päpstlichen Stuhl unmittelbar unterworfen seyn, und das Recht haben, beym Gottesdienste die Bischofsmütze und andere Pontificalien zu gebrau-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

gebrauchen; doch mit der Bedingung, daß jährlich von dieser Kirche zwölf Mark Silbers nach Rom entrichtet würden. (Cosmas l. c. p. 2035–2057. Voigt l. c. S. 291–302. Gebhardi l. c. S. 388. fg.)

Um die Zeit, da das Christenthum unter den Böhmen eine ausgebreitete äußerliche Uebung erhielt, seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts, kam es auch unter ihre mit ihnen verwandten Nachbarn, die Sorben. Dieser mächtige Slavische Stamm hatte alle Länder besezt, welche von der Saale, Elbe, und den Pohlnisch-Schlesischen, auch Böhmischen jezigen Gränzen eingeschlossen werden. Er bestand aus mehrern kleinen Völkerschaften, von denen die Dalemincier den grössern Theil des heutigen Meisnischen; die Lusizer die jezige Niederlausiz bis an die Elbe; die Milzener, nebst den Bewohnern des Gaues Selpoli, die Oberlausiz; andere die Gegenden, welche jezt das Anhältische und das Sächsische Erzgebürge heissen, inne hatten. Je mehr sich ihnen die Franken näherten, hauptsächlich durch die Eroberung Thüringens im sechsten Jahrhunderte, desto häuffiger entstanden Kriege zwischen beiden Nationen; oder die verwüstenden Einfälle der Sorben in das Fränkische Gebiet. Karl der Große nöthigte zwar einen Theil derselben gegen das Ende des achten Jahrhunderts, ihm zinsbar zu werden; sie ergriffen aber von neuem die Waffen, bis sie im Jahr 806. sich ihm sämmtlich unterwerfen mußten. Um sie desto mehr im Zaum zu halten, legte er zwo Gränzfestungen unter ihnen an: die eine nordwärts von Magdeburg (oder damals Magadaborch) hin; die andere südlich an der Saale, wo die schon längst bekannten Salzquellen der daraus entstehenden Stadt Halle den Nahmen gegeben haben. Gleichwohl war die Fränkische Herrschaft über sie noch

nicht

nicht gesichert. Im ganzen übrigen Raum des neunten Jahrhunderts griffen sie mehrmals Thüringen und Sachsen an; wurden zwar immer zurückgeschlagen, und in ihrem eigenen Lande so sehr gedemüthigt, daß sie den Deutschen Königen aufs neue gehorchen mußten; bekamen aber auch desto mehr Muth zum wiederholten Aufstande, da auch die Wenden gegen die Ostsee zu, ingleichen die **Böhmen** und **Mähren** in den benachbarten Ländern, der Deutschen Hoheit bewaffnet widerstrebten. Dazu kamen in den ersten Zeiten des zehnten Jahrhunderts gefährlichere Feinde, als das Deutsche Reich jemals gehabt hatte, die **Ungarn**; und mit diesen vereinigten sich die **Daleminzischen Sorben**, um sie Thüringen und Sachsen desto ungehinderter ausplündern zu lassen. Endlich nahm der Deutsche König **Heinrich der Erste** von allen Seiten so kluge Maaßregeln, daß er seit dem Jahr 926. das ganze Sorbenland zwischen der Elbe und Saale eroberte, nachdem er vorher auch die **Heveller**, oder die Slaven an der Havel im heutigen Brandenburgischen, bezwungen hatte. Er legte darauf die Stadt **Meißen** an der Elbe an; bestellte in derselben einen **Markgrafen**, oder Gränzbefehlshaber, besonders gegen die angränzenden **Milzener**: ließ **Burgwarten**, oder feste Thürme mit Besazungen errichten, nach welchen das Land eingetheilt wurde; deutsche Familien wurden in dasselbe verpflanzt, und es erhielt überhaupt an Regierung und Verfassung die Gestalt des übrigen Deutschlands. Die allgemeine Einführung des Christenthums darinne sollte dieser Eroberung noch mehr Festigkeit verschaffen; aber **Heinrich** starb im Jahr 936. zu früh, als daß er seinen ganzen Entwurf hätte vollenden können. (Witichindi Annales L. I. pag. 639. sq. ed. Meibom. Ditmari Chronic. L. I. p. 326. 327. ed. Leibnit. **Schöttgens** Historie der Sorben-Wenden,

in der diplomat. und curieusen Nachlese der Historie von Obersachsen, Th. II. S. 177. fg. Ebendess. Geographie der Sorben-Wenden, Th. III. S. 361. fg. Ritters älteste Meisnische Geschichte, S. 14. fg. Gebhardi Gesch. aller Wendisch-Slavischen Staaten, Zweyter Band, Sechstes Buch, Geschichte der Sorben, S. 281. fg.)

Längst war das Christenthum den Sorben schon etwas bekannt geworden. Herr Gebhardi muthmaaßt nicht unwahrscheinlich, (l. c. S. 286.) daß die Wenden, welche der heil. Bonifacius, Kraft einer Vergünstigung des Fränkischen Herzogs Karlmann, in das von ihm um das Jahr 740. gestiftete Bißthum Würzburg als Ackersleute und Kirchenzinnsleute (Bargildi) aufnahm; welches auch in der Geschichte dieses Bißthums berührt worden ist, (Th. XIX. S. 199.) Sorben gewesen sind, die sowohl dort, als in einigen südlichern und westlichern deutschen Gegenden wendische Dorfschaften, und zugleich die ersten christlich-sorbischen Gemeinen gebildet haben. Daß durch Karls des Großen Siege und unter den Sorben angelegte Festungen, wenigstens christliche Gemeinen von Deutschen in ihrem Lande aufgekommen sind, braucht kaum bemerkt zu werden. Doch ist, allem Ansehen nach, beynahe diese ganze Nation, bis sie Heinrichen unterwürfig wurde, heydnisch geblieben. Was in den ersten Jahren darauf zu ihrer Bekehrung veranstaltet worden sey, weiß man nicht genau; vermuthlich aber haben die königlichen Befehlshaber, indem sie die neubezwungenen Sorben nur mit der äußersten Schärfe im Gehorsam zu erhalten suchten, ihnen dadurch eben keine Liebe für ihre Religion beygebracht. Von Lehrern, die zu diesen Heyden geschickt worden wären, sagt die Geschichte nichts; unterdessen ist es glaublich, daß das Ansehen der neuen christlichen Regierung, verächtliche Behand-

lung

lung des Heydenthums, auch wohl Zwangsmittel, Sorben genug zu Christen gemacht haben mögen. Schwerlich würde sonst **Otto der Erste** das gewöhnliche Beförderungsmittel dieser Jahrhunderte, zur Ausbreitung des Christenthums, die Errichtung von Bißthümern in diesen Ländern, bis auf seine lezten Jahre verspart haben; wenn gleich seine unaufhörlichen Kriege ihm wenig Zeit dazu ließen. **Peter Albinus** erzählte zwar ehemals aus ältern Chroniken und Sagen, (Meißnische Land- und Berg-Chronica, S. 158, 276. fg. Dresden, 1589. Fol.) daß bereits **Heinrich der Erste** nicht nur den Kirchensprengel des Bißthums **Meißen** entworfen, und zu demselben die Städte **Pirna, Dresden, Radeberg, Scharfenberg** und **Tharant** geschlagen habe; sondern auch Willens gewesen sey, es zu einem Erzstifte zu erheben, dem die Meisner, Böhmen, Lausizer, Brandenburger, Pommern, und andere umliegende Länder, in kirchlichen Angelegenheiten unterworfen seyn sollten. Aber alles dieses ist eben so ungewiß als unwahrscheinlich.

Otto, sein Sohn, also legte für das ehemalige Sorbenland, jezt die Markgrafschaft Meißen, drey Bißthümer an: zu **Meißen** an der **Elbe**, zu **Merseburg** an der **Saale**, und zu **Zeiz** an der **Elster**. Auch hier ist unterdessen einiges streitig oder dunkel, weil die Stiftungsurkunden theils fehlen, theils Bedenklichkeiten ausgesezt sind. Eine alte Nachricht, aber ohne den geringsten Beweis, sezt die Errichtung des Bißthums **Meißen** schon ins Jahr 938. Der Stiftungsbrief **Otto des Ersten**, den man in mehrern Büchern lesen kann, wie beym **Lünig**, (Spicileg. Ecclesiast. T. II. Append. p. 96.) beym **Schöttgen**, (Historie der Kursächsischen Stifts-Stadt Wurzen, Anhang, S. 3. fg.) und bey dem Jesuiten **Calles**, (Se-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

[illegible] Misnensium Episcoporum p. 11. sq. Ratisb. et Viennae, 1752. 4.) ist vom Jahr 948. Dieser König sagt darinne, er habe zur Rettung der Seelen aller verstorbenen Gläubigen, und zu seinem eigenen, seiner Gemahlinn und seiner Kinder Heil, eine Kirche zu Meißen erbauen lassen, in welcher auf Bitten und Rath aller seiner Fürsten, zu Ehren des Evangelisten Johannes, ein bischöflicher Sitz seyn sollte; zu welchem er einen seiner Vertrauten, Burchard, ernannt habe, der von Hildeberten, Erzbischof von Mainz, geweiht worden sey. Er habe, fährt er fort, nach der Gewohnheit der alten Kaiser und Könige, aus kaiserlicher Macht diesem Bißthum folgende Gränzen bestimmt: vom Ursprunge der östlichen Mulda, (Milda) bis zu ihrem Einflusse in die Elbe; (Albea) ferner weiter hinauf, über die Provinz Nisizi hinaus, bis zu eben derselben Gränze, und auf der andern Seite über Lusizi und Selpoli, bis zur Oder; sodann geradeswegs bis zum Haupte der Elbe, und von da westwärts, wo Behem und Nisenen (Böhmen und der Meißnische Gau Nisan) an einander gränzen, über die Elbe bis zum Haupte der östlichen Mulda. Alle Einwohner dieser Gegenden sollten von ihren Früchten, ihrem Vieh, von Geld und Kleidern, von dem, was die Deutschen Guareapunga (oder Warcopunga) und Calunga der Familien nennen, und von allem, was die Menschen genießen, den Gotte schuldigen Zehnten, zur Meißner Kirche, erstlich Gotte, sodann dem Evangelisten Johannes, ohne Bedenken und vollständig entrichten. Wer sich unterstehen würde, diese Verordnung zu übertreten, der sollte mit dem Ananias und der Sapphira, ingleichen mit dem Verräther Judas, ewig in der Hölle leiden. Diese Urkunde ist zu Mainz, im dritten Jahre der Regierung des Kaisers, unterzeichnet.

Allein

Allein so zuversichtlich sie auch von sehr gelehrten Männern vor den eigentlichen Stiftungsbrief gehalten worden ist; ob sie gleich weder der Urschrift, noch des Orts, woher sie genommen worden ist, gedenken; so viel steht doch ihrer Aechtheit entgegen, wie bereits Calles (l. c. p. 11.) zum Theil bemerkt hat. Das dritte Jahr der Regierung des Otto kann nicht das Jahr 948. seyn. Man hat daher 938. lesen wollen; aber zugegeben sogar, daß man die Schrift der Urkunde in einer so wesentlichen Bestimmung ändern dürfe: so bleiben der Titel eines Kaisers im Eingange, und die Worte: magni Ottonis Imperatoris am Ende, eine unübersteigliche Schwierigkeit, da Otto vor dem Jahr 960. gar nicht Kaiser gewesen ist; auch sich wohl schwerlich den Beynahmen des Großen selbst ertheilt haben wird. Die Glaubwürdigkeit der Urkunde gewinnt dadurch wenig, daß in derselben die Dioces des Bißthums Meißen ohngefähr eben so bezeichnet wird, wie man sie in der Matrikel dieses Bißthums vom Jahr 1346. antrifft, und wie sie nach derselben Calles auf einer seinem gedachten Buche vorgesezten Landcharte dargestellt hat. Denn eben daraus könnte man schliessen, daß diese Urkunde eine Arbeit späterer Jahrhunderte sey; zumal da die Wahrscheinlichkeit nur gering ist, daß bereits zur Zeit Otto des Ersten der Meißnische Kirchensprengel sich so weit, über den allergrößten Theil der heutigen Lausiz, (so wie im Meißnischen über die Gegenden zwischen der Mulda und Elbe, bis in das jezige Erzgebürge,) erstreckt haben sollte.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Auf der andern Seite scheint die Aechtheit dieser Urkunde, durch eine andre von dem Papste Johann dem Dreyzehnten ausgestellte, ein starkes Gewicht zu erlangen. Georg Fabricius hat sie zuerst, (Annall. Vrbis Misnae L. I. ad a. 958. p. 78. sq. in Rer. Mis-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Miscellanear. LL. VII. Lipsiae, sine anno, 4.) aber nicht vollständig, mitgetheilt. Dieses leztere hat hingegen König (Spicileg. Eccles. Continuat. I. p. 833.) wiewohl ziemlich fehlerhaft, gethan: und aus seiner Sammlung hat sie Calles (l. c. p. 17. sq.) verbessert abdrucken lassen. Nach derselben verlangten der Kaiser Otto, und sein Sohn Otto der Zweyte, auf einer zu Rom im sechsten Jahre der Regierung des erstern, und im ersten der kaiserlichen Mitregierung des jüngern, also im Jahr 967. gehaltnen Synode, daß der Papst die von ihnen gestiftete bischöfliche oder Cathedralkirche, (denn in dieser Bedeutung wird hier das Wort Monasterium, wie auch das davon abstammende Münster, gebraucht,) dem Apostolischen Stuhl unmittelbar unterwerfen möchte. Der Papst also wiederholt zuerst alles, was in der kaiserlichen vorher angezeigten Urkunde, in Absicht auf den Umfang und die Einkünfte des Bißthums, festgesezt worden war, fast mit eben denselben Worten; und verbietet sodann allen Metropolitanen und andern Bischöfen, sich nicht die geringste kirchliche Gerichtsbarkeit darinne anzumaaßen; auch allen Fürsten, und jedem andern, keine von den Besizungen des Bißthums an sich zu reissen. Es ist hier nicht unnüz zu bemerken, daß auch in dieser päpstlichen Urkunde, wie in der kaiserlichen, jene beiden altdeutschen Wörter, Ouarcapunga und Calunga familiarum, vorkommen. Schöttgen (Hist. von Wurzen, Anhang, S. 5. Anm. a.) liest dieselben zwar: Verkauffung und Zahlung der Geschlechter; gesteht aber, daß er ihre Bedeutung nicht wisse. Ein ungenannter Gelehrter, der in meinem Exemplar vom erstgenannten Werke des Fabricius, viele schäzbare Erläuterungen, Zusäze und Verbesserungen aus Urkunden und andern handschriftlichen Nachrichten beygeschrieben hat, merkt hierbey richtig an, (p. 79.) daß

man

man Varkopung und Talung, oder im Obersächsischen, Vorkauffung und Taylung lesen müsse; woraus die beiden Arten von Steuern entstanden wären, welche Handelohn und Lehengeld genannt würden.

J. n. C. G. 814 bis 1075.

Gleichwohl werden durch diese leztere Urkunde die Schwierigkeiten eher vermehrt, als daß sie zur Rettung der kaiserlichen dienen sollte. Denn die Exemtion, oder Befreyung von jeder Metropolitangewalt, welche darinne dem Meißnischen Bißthum zugestanden wird, streitet mit allem, was wir aus gleichzeitigen oder gleich darauf folgenden Schriftstellern, oder aus sichern Thatsachen, von der Abhängigkeit des gedachten Bißthums, wissen. Ditmar, Bischof von Merseburg, der noch am Ende dieses Jahrhunderts lebte, erzählt, (Chronic. L. II. p. 335. ed. Leibnit.) daß der erste Erzbischof von Magdeburg den Bischof von Meißen nebst andern Bischöfen geweiht, sie zur Unterwürfigkeit gegen sich verpflichtet, und ihnen ihren Kirchensprengel angewiesen habe. In der Folge wird dieser Bischof auch häuffig als Suffraganeus des Magdeburgischen Erzbischofs genannt; wie vom Helmold, (Chron. Slavor. L. I. c. 11. pag. 30. ed. Bangert.) und andere mehr, die theils Meibom, (Erectio Eccl. Magdeburg. in Rer. Germanicar. T. I. p. 735. 736. 737.) theils Calles, (l. c. p. 22–29.) bereits angeführt haben; worunter auch eine Urkunde vom Jahr 1135. ist. Dieser Jesuit bekennt, daß er solche Widersprüche mit der päpstlichen Exemtion nicht wohl in Uebereinstimmung bringen könne. Zwar vergißt er die Stelle einer Magdeburgischen Chronik nicht, welche hierüber ein besonderes Licht giebt. (apud Meibom. l. c. T. II. pag. 351.) Sie meldet, daß der Marggraf von Meißen, Wilhelm der Einäugigte, im Jahr 1402. bey dem Papste Bonifacius

dem Neunten die Befreyung der Meisnischen Kirche von der Magdeburgischen Oberaussicht dadurch bewirkt habe, daß dem Papste fälschlich vorgestellt worden sey, als wenn jene Kirche bey ihrer Stiftung unmittelbar von dem päpstlichen Stuhl abgehangen hätte; weil später aber dem Metropoliten von Magdeburg, auch dem Erzbischof von Prag, als päpstlichen Legaten, unterworfen worden sey. Das Gegentheil, setzt der Chronist hinzu, erhelle auch daraus, weil die Markgrafen von Meißen wegen der Abhängigkeit des Bißthums, mit dem Erzbischof Günther von Magdeburg Krieg geführt hätten. Daher sey auch die Exemtionsbulle, als eine erschlichene, per Cameram, nicht per Cancellariam, am päpstlichen Hof ausgefertigt worden, weil der Papst, so oft er den Bischof von Meißen bestätigt, dem Magdeburger Erzbischof sein Recht vorbehält. Calles, der (l. c. p. 29. 271.) noch mehr Schriftsteller anführt, welche diese spätere Exemtion bekräftigen, hält dennoch den angegebenen Unterschied der Ausfertigung vor unrichtig, und glaubt, daß der Papst andere Ursachen zur Ertheilung dieses Vorrechts gehabt haben müsse. Da er aber keine Spuren davon angeben kann: so ist die Erzählung des Ungenannten wenigstens nicht unwahrscheinlich; wenn man gleich gestehen muß, daß er als ein Unterthan des Erzbischofs von Magdeburg, der Partheilichkeit beschuldigt werden kann. Auf die Untersuchung der Aechtheit von Johann des Dreyzehnten Urkunde hat sich Calles gar nicht eingelassen; daß sie aber ihre sehr mißliche Seite habe, braucht nicht erst gezeigt zu werden.

Allerdings trifft man vor dem Jahr 968. da Burkhard von dem Erzbischof zu Magdeburg zum Bischof von Meißen geweiht werden ist, wie Ditmar meldet,

meldet, (l. c. p. 335.) keinen Vorgänger desselben an; ob sich gleich daraus noch nicht unwidersprechlich darthun läßt, daß er der allererste dieser Bischöfe gewesen sey. Von seiner übrigen Geschichte weiß man gar nichts: denn daß er viele Slaven jenseits der Elbe zum Christenthum gebracht; eine Gesellschaft von Canonicis bey seiner Kirche nach einer sehr strengen Einrichtung gestiftet, und seinem Clerus schwarze Kleider mit einem leinenen Ueberhange zu tragen anbefohlen habe; sind Nachrichten, welche Calles nur aus Schriftstellern des sechszehnten Jahrhunderts ziehen konnte. (l. c. p. 36. 37.) Unter dem folgenden Bischof Volcold wurde zwar derjenige Theil des Sprengels vom Bißthum Merseburg, der näher gegen die Elbe zu lag, zu dem Meißnischen geschlagen; nachmals aber jenem zurückgegeben. (Ditmar. L. III. pag. 345.) Im Jahr 989. schenkte der Kaiser Otto der Dritte dem Bißthum Meißen den Gau Setleboresdorf im Burgward Boruz an der Elbe, mit allen seinen bisherigen Rechten daselbst, und mit allen Nutzungen, welche er von der Stadt Belegora (jezt Belgern) an, bis an den Hafen der Meißner Kirche an beiden Seiten der Elbe gehabt hatte, zugleich mit dem Zehnten an Früchten, Vieh, Gold, Honig, und dergleichen mehr. (Calles l. c. p. 42. ex Msc.) Eine nicht minder ansehnliche Schenkung erhielt das Bißthum im Jahr 995. von eben demselben Kaiser, dessen darüber ausgestellte Urkunde Schöttgen (Hist. der Kursächs. Stiftsstadt Wurzen, S. 43. fg.) und Calles (l. c. p. 46. sq.) mitgetheilt haben; der erstere aber, dessen Buch Calles nicht kannte, am besten erläutert hat. Durch dieselbe urtheilte Otto, auf Anhalten des damaligen Bischofs Eiko, alles, was der Graf Esico von ihm zur Lehn besessen hatte, nemlich Wurcin, (Wurzen) Bichin, (jezt Pichau, ein adeliches

J. n. C. G. 814 bis 1072.

Bünauisches Gut an der Mulda,) Pohuc, (die nachmalige Präbende Poch im Stifte Wurtzen,) Gerischo, (vielleicht Grötzsch bey Eilenburg,) Lubanitz, (das jezige Löbnitz, ein Dorf bey Delitsch an der Mulda,) Merci, (das heutige Nerchau, ein Städtchen am gedachten Fluße, nicht weit von Grimme,) und andere Oerter, deren Lage sich weniger wahrscheinlich angeben läßt,) mit allen daran haftenden Rechten des Kaisers, dem zu Ehren des Märtyrers Donatus in der Stadt Meißen (Misna) errichteten Bißthum, nebst allen Nuzbarkeiten und Einkünften dieser Ländereyen, auch den Leibeigenen beiderley Geschlechts in denselben, zum Eigenthum. Schöttgen sagt zwar, dieser Landesstrich sey die Grafschaft des Esico gewesen, die er an den zweyten Bischof von Meißen verkauft habe; allein da es damals noch keine erblichen Grafschaften gab, und es in der Urkunde selbst nur ein Lehn (beneficium) genannt wird: so muß es auch dabey sein Bewenden haben. Treffender ist Schöttgens Bemerkung (l. c. S. 51. 53.) daß, wenn gleich dieses Gebiet nunmehr an die Meißnischen Bischöfe gekommen ist, doch die Bischöfe von Mersebırg die geistliche Gerichtsbarkeit, welche sie sonst über Wurtzen und die benachbarte Gegend hatten, noch ferner beybehalten haben. Mehr als eine Stelle Ditmars (Chron. L. VII. p. 406. 413.) bestätigt dieses. Es kann hier sogleich um des Zusammenhangs willen hinzugesezt werden, daß der eilfte Bischof von Meißen, Herwig, seit dem Jahr 1106. zu Wurtzen, eine Collegiatkirche errichtet hat, welche sie von der Meißner Kirche dadurch unterschied, daß sie kein bischöflicher Siz, oder keine Cathedralkirche war; sondern nur eine Gesellschaft von Canonicis hatte; wenn sie gleich auch eine Domkirche (dominica aedes) hieß; aber von der Meißner abhängig blieb. Sein Stiftungsbrief von

von dieser kleinen Kirche, (Monasteriolum) die er der Jungfrau Maria im Jahr 1114. weihte, und mit beträchtlichen Einkünften begabte, ist beym Schöttgen (l. c. S. 85. sq.) mit einer alten deutschen Uebersezung, beym Lünig, (Spicileg. Eccles. Continuat. I. pag. 835.) und beym Calles, (l. c. pag. 111. sq.) zu finden.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Keiner unter Herwigs Vorgängern in diesem Zeitalter ist berühmter, als der heilige Benno, der das Bißthum Meißen vom Jahr 1066. bis zum Jahr 1106. verwaltet hat. Doch seine Geschichte ist zu sehr mit der Regierung des Kaisers Heinrichs des Vierten verwickelt, und gehört ohnedem in das zweyte Buch dieser Geschichte. Hier wird seiner nur darum gedacht, weil er, obgleich der zehnte dieser Bischöfe doch der erste ist, von dem man einige eifrige Bemühungen, wie sie gerade von einem Bischof erwartet wurden, zur Bekehrung der Heyden, mit welchen sein Kirchensprengel angefüllt war, ziemlich glaubwürdig erzählt. Ein großer Theil der Sorben war schon längst genöthigt worden, sich taufen zu lassen; aber die meisten derselben waren eben deswegen zum Götzendienste zurückgekehrt. Benno, der zeitig angefangen hatte, an ihrer neuen Aufklärung zu arbeiten; aber aus seinem Bißthum eine Zeit lang hatte weichen müssen, kam mit einem besondern Auftrage des Papstes Gregors des Siebenten wieder in dasselbe, sie nicht allein in der Religion zu unterrichten; sondern auch von gewissen Sünden, die sich die Päpste damals vorbehalten hatten, loßzusprechen. Nunmehr versammlete sich eine große Menge dieser Heyden um ihn; vor ihm niedergeworfen, baten viele um Vergebung ihres Abfalles; die übrigen waren eben so lernbegierig: und, wie es bey solchen Heiligen gewöhnlich ist, spricht man von vielen Tausenden, die er durch seine Belehrung auf den Weg des

Heils

Hells geführt haben soll. (Hieron Emseri vita S. Bennonis, c. 3. p. 1857. sq. c. 4. p. 1866. in Mancken. Script. Rer. German. T. II.) Ob übrigens Dresden, eine wahrscheinlich von den Wenden erbauete Stadt, (oder vielmehr nur ein Flecken; — und es ist eigentlich bloß von der jetzigen Neustadt, oder von Alt-Dresden die Rede: denn Neu Dresden, oder die jetzige Residenz, ist erst im Jahr 1020. angelegt worden, und war in diesem Zeitalter eben so wenig noch als Alt Dresden, eine Stadt;) gleich anfänglich zu dem Gebiete der Bischöfe von Meißen gehört habe, wie es in der Folge eine geraume Zeit sich darinne befand? kann desto weniger ausgemacht werden, da der Ursprung dieser Stadt sehr im Dunkeln liegt.

Merseburg an der Saale war das zweyte Bißthum, welches Otto der Große für die neuen Gemeinen im Meißnischen im Jahr 968. stiftete. Was Ditmar, einer der ersten Bischöfe daselbst, von dem Römischen Ursprunge dieser vermeintlich dem Mars gewiedmeten Stadt meldet, (Chron. L. I p. 324. ed. Leibnit.) und ihm so viele nachgesagt haben, wird jezt höchstens nur noch als eines von den vielen Beyspielen der Sucht unserer Vorfahren bis ins vorige Jahrhundert, Städte und Familien von den Römern herzuleiten, angeführt. Glaublich ist es allerdings, daß Merseburg, zur Zeit der ersten Karolinger, als eine Vormauer Sachsens gegen die Sorben, angelegt worden ist; es bekam einen Grafen oder königlichen Oberrichter und Befehlshaber: und die davon genannte Grafschaft hat bis ins eilfte Jahrhundert fortgedauert. Heinrich der Erste umgab diese Stadt zuerst mit einer steinernen Mauer, wie Ditmar (l. c. p. 328.) erzählt; er legte, nachdem Wittekind, (Annal. L. II. pag. 643.) in ihre Vorstädte eine Anzahl

Räu-

Räuber, die er mit der Bedingung begnadigte, daß sie gegen die eindringenden Slaven und Ungarn fechten sollten: und über die leztern erfocht er im Jahr 934. bey Merseburg einen Hauptsieg. Diese Stadt war also ihrer Lage, ihres festen und blühenden Zustandes wegen, auch wichtig und bequem genug, den Siz eines Bißthums für die neubekehrten oder noch mehr zu bekehrenden Sorben in der Nachbarschaft abzugeben. Eine besondere Veranlassung, es zu errichten, kam hinzu. Als Otto der Erste im Jahr 955. am zehnten August, dem Festtage des Märtyrers Laurentius, im Begriff war, den Ungarn nicht weit von Augsburg eine Schlacht zu liefern: warf er sich im Gefühl seiner Vergehungen zur Erde nieder, und that Gott ein Gelübde, daß er, wenn ihm, auf die Fürbitte des gedachten Märtyrers, der Sieg zu Theil werden würde, den für ihn zu Merseburg neuerbaueten Palast demselben wiedmen, und eine bischöfliche Kirche darinne errichten wolle. Ulrich, Bischof von Augsburg, der auch zugegen war, schnitt einen Zipfel seines priesterlichen Kleides (Dalmatica) ab; band denselben an eine Lanze, und rief, indem er diese hoch empor hob, den Soldaten zu, sie möchten muthig auf die Feinde loßbrechen, weil ihr Feind, der Teufel, durch den heil. Laurentius über den Hauffen würde geworfen werden, und auch seine Anhänger in diesen Fall mit sich fortreissen werde. Otto gewann einen vollkommenen Sieg, und war daher bald darauf bedacht, sein Gelübde zu erfüllen. (Ditmar. l. c. pag. 332. 333. Chronicon Episcopp. Merseburgens. ab a. 968. ad a. 1500. in Ludwigii Reliquiis Msctor. omnis aevi, Tom. IV. p. 331. sq. Francof. et Lips. 1722. 8.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Vor dem Jahr 968. konnte er jedoch dieses neue Bißthum nicht zu Stande bringen. Da ernannte er end-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

tete, um sich der Gunst und Freygebigkeit desselben immer mehr zu bemächtigen: langten zwar im Jahr 981. bey dem Kaiser, der damals in Italien war, Abgeordnete der Canonicorum von Magdeburg, mit dem von ihnen neugewählten Erzbischof, an, und hielten selbst durch Geislern um die Bestätigung desselben an. Dieser aber bat vielmehr den Kaiser, ihm, zur Belohnung seiner langwierigen, treuen Dienste, das gedachte Erzbisthum zu ertheilen: und er erhielt es auch. Damit das Umstoßen der rechtmäßigen Wahl keine Untersuchung zu Rom veranlassen möchte: theilte er unter die dortigen Großen, (weil einmal, sagt Ditmar, und auch die alte Chronik, welche hier zur Quelle dient, daselbst alles für Geld feil war,) reichliche Geschenke aus. Er bekannte auch gegen den Papst Benedikt den Siebenten selbst auf eine heuchlerische Art, daß er bisher das Bisthum Merseburg, ohne Einwilligung des Bischofs von Halberstadt, und also mit Unrecht, besessen habe. Auf dieses Vergeben, entschied eine Synode zu Rom, daß Geisler sein bisheriges Bisthum nicht länger verwalten könne. Nachdem dieser von dem Erzbisthum Besitz genommen hatte: fieng er an, das Merseburgische Bisthum gänzlich zu zerstückeln. Den zwischen der Saale, Elster und Mulda liegenden Theil desselben, mit den Gauen Plisni, Wedu und Tuchurino, bekam der Bischof von Zeiz. Dem Meißner Bischof wurde einiges zwischen den Flüssen Caminitz und der Elbe, im östlichen Gau Chutizi, zugetheilt. Neun der besten Städte, unter welchen Scudici (jetzt Schkeudiz bey Leipzig,) Worzin, (oder Wurzen,) Ilburg, (jetzt Eilenburg,) Dibni, (das heutige Düben,) Cothin, (das jezige Köthen,) und andere mehr waren, behielt Geisler für sich; und zu Merseburg stiftete er eine Abtey, welche er dem

Bischof

Bischof von Halberstadt unterwarf. Zugleich verbrannte er entweder die Schenkungsbriefe des Bißthums Merseburg; oder ließ sie unter dem Nahmen seiner Kirche ausfertigen. Zwar fehlte wenig daran, daß er nicht unter der folgenden Regierung Otto des Dritten dafür bestraft wurde. Die Mutter dieses Kaisers, Theophania, die den heil. Laurentius im Traum, und seines rechten Arms beraubt, gesehen haben sollte, zum Merkmal, wie er es ihr erklärte, daß man ihm seine Kirche zu Merseburg entrissen habe, bewog ihren Sohn, daß er Geislern bey dem Papste Silvester dem Zweyten deswegen verklagte. Doch der Erzbischof, der nach Rom gefordert wurde, konnte, vom Schlag gelähmt, nicht kommen; und da der Papst diese Sache in Deutschland selbst auf Kirchenversammlungen untersuchen lassen wollte: wußte er sich durch bestochene Freunde, und andere Mittel, zu retten. (Ditmar. l. c. L. III. p. 339. 343–345. L. IV. pag. 357. Chron. Episc. Merseburg. l. c. p. 336–345.)

J. n. C. G. 814 bis 1072.

Sobald aber Geisler im Jahr 1004. gestorben war, setzte der Kaiser Heinrich der Zweyte einen neuen Erzbischof an seine Stelle, und ließ diesen, nebst den drey Bischöfen, welche durch die Zerstückelung des Bißthums Merseburg gewonnen hatten, zu sich kommen, um sie zu ermahnen, daß sie demselben sein Eigenthum zurückgeben möchten. Nur der Halberstädtische weigerte sich dessen; daher ihm der Kaiser für seinen Antheil eine Schadloshaltung ertheilte, und im Jahr 1007. Wigberten das wieder hergestellte Bißthum übergab. (Ditmar. L. V. pag. 375. L. VI. p. 376. Chron. Episc. Merseb. p. 345. sq.) Er predigte den Slaven fleissig das Christenthum; ließ aber auch freylich bey ihrer Bekehrung Hand anlegen, indem er ihren geheiligten Hayn Zutburi, den sie als

J. n. C. G. 814 bis 1073.

einen Gott verehrten, niederzuhauen befohl, und an diesem Orte dem Märtyrer Romanus eine Kirche erbauete. Die Kirche zu Merseburg bekam zu seiner Zeit, zum Theil durch seine Sorgfalt, ansehnliche Schenkungen an Ländereyen und Kostbarkeiten; unter andern gab ihr der Kaiser Betfriderotb, wo ein Goldbergwerk war: alles zum Heil der Seelen der Wohlthäter. (Ditmar. L. VI. pag. 385. Chron. Ep. Merſ. p. 347. 348.) Als Wigbert im Jahr 1012. gestorben war: bestellte Heinrich der Zweyte eben den Ditmar zu seinem Nachfolger, dessen oben (S. 179. fg.) beschriebene wichtige Chronik bisher so oft benützt worden ist. Allein was am angeführten Orte von seinen frühern Aemtern, nach dem Vorgange berühmter Verfasser seiner Lebensgeschichte gemeldet worden ist, muß wohl nach genauerer Untersuchung wegfallen. Denn er sagt es nicht allein selbst, (L. VI. p. 385.) daß er damals zu Magdeburg gewesen sey, als er zum Bißthum berufen wurde; sondern es meldet auch die mehrmals genannte Chronik, die von einem Merseburgischen Geistlichen aufgesezt worden ist, der sich nicht selten auf Urkunden des bischöflichen Archivs beruft, (pag. 350.) daß ihn der Erzbischof von Magdeburg, Tammo, dem Kaiser zu dieser Würde, als einen Canonicus seines Klosters, empfohlen habe. Man rühmt ihn als einen demüthigen Bischof, weil er immer fortgefahren habe, sein Amt als Canonicus zu verwalten; man sezt aber auch hinzu, daß er die angemaaßte Jagdgerechtigkeit eines Markgrafen in einem Walde seiner Kirche durch Bewaffnete abgetrieben habe. Unermüdet, und nicht weniger glücklich, war insonderheit sein Eifer, dem Bißthum das Verlorne und neuen Zuwachs von Gütern zu verschaffen. Unter andern schenkte demselben ein gewisser Graf sein Landgut, von dessen Einkünften der Clerus

Klei-

Kleider und Fische zu einer herrlichen Mahlzeit (convivium peroptime saginatum) in den drey jährlichen Fastenzeiten, bekam. Ditmar starb im Jahr 1022. (Chron. Episc. Merseb. p. 352–259.)

Von den übrigen Bischöfen Merseburgs in diesem Zeitalter Nachricht zu geben, würde zu wenig lehrreich seyn, wie der Anblick ihrer Lebensbeschreibungen in der oftgedachten Chronik (p. 361–374.) zeigen kann: denn daß sie für ihr Stift immer mehr geschenkte Güter erworben haben, versteht sich von selbst. Aber eine Urkunde, welche Leipzig betrifft, darf hier nicht übergangen werden. Diese Stadt, ursprünglich von den Slaven, ihren Erbauern, Lipzk, Libzi, Lipzke, und noch auf ähnliche Art, von den in ihrer Gegend häuffig wachsenden Linden genannt, kommt zuerst beym Ditmar (Chronic. L. VII. p. 406.) unter dem Nahmen Libzi im Jahr 1015. vor, da Eido, Bischof von Meißen, ein Heiliger, der keine Hemden trug; mit bloßen Füßen gieng, ausser wenn er die Messe las, und sich aus Andacht beynahe todt hungerte, daselbst starb. Im Jahr 1022. aber schenkte der Kaiser Heinrich der Zweyte durch eine noch im Merseburger Stifts-Archiv vorhandene Urkunde, welche Dav. Pfeifer (Lipsia, sive Origg. Lipsiens. L. I. p. 108. sq. Lips. 1700. 8.) und andere mitgetheilt haben, zum Seelenheil von sich, seinen Eltern und seiner Gemahlinn Kunigunde, der Kirche zu Merseburg, die zwischen der Elster, Pleiße und Barthe gelegene Stadt Lipzk, mit allen zu derselben gehörigen Ländereyen, Aeckern, Gebäuden, Waldungen, Jagden, Mühlen, und dergleichen mehr; er übertrug seinen Besitz von diesem allem auf den Bischof Ditmar. An sich macht dieser Inhalt, und von einem gegen den Clerus so freygebigen Kaiser, als der heilige Heinrich

J. n. C. G. 814 bis 1073.

war, keine Bedenklichkeit. Allein diese Urkunde ist, wie Johann Jacob Mascov; oder vielmehr Jacob Born, (de Iure Stapulae ac Nundinarum civitatis Lipsiae, §. 16. p. 24. 25. Lipſ. 1738. 4.) bemerkt hat, im October des gedachten Jahrs zu Merseburg unterzeichnet; und gleichwohl befand sich der Kaiser schon im Julius in Italien, und kehrte erst im folgenden Jahre nach Deutschland zurück. Auch nennt sich Heinrich, der doch seit vielen Jahren schon Kaiser war, im Eingange dieser Urkunde nur König. Sie hat also starke Zweifel wider sich, und sollte wenigstens nach der Urschrift noch einmal untersucht werden. Man kann hinzusezen, daß zwar in Ditmars Leben (Chronic. Episc. Merseburg. l. c. p. 358.) unter den Schenkungen des Kaisers an dieses Bißthum, auch Ctozini in Liptziche genannt wird; es fällt jedoch in die Augen, daß dieses keine hinlängliche Bestätigung jener Urkunde ist; wenn man gleich bey dem übrigen ziemlich unkritischen Abdrucke der Urkunden in Ludwigs sehr schäzbarem Werke, nicht zweifeln darf, daß hier Leipzig gemeint sey.

Zu diesen zwey Meißnischen Bißthümern sezte Otto der Erste auch im Jahr 968. noch das dritte, zu Zeiz, oder Cizi, einer Stadt Slavischen Ursprungs an der Elster. Denn Ditmar versichert, (L. I. pag. 335.) daß der Erzbischof von Magdeburg den ersten Bischof daselbst zugleich mit dem Meißner und Merseburgischen geweiht habe. Nach einer alten Erzählung hatte bereits der Vater dieses Kaisers, Heinrich, daselbst eine größere Kirche angelegt, der die Priester untergeordnet seyn sollten, welche zu Merseburg, Memleben, Kirchberg und Dornburg das Christenthum lehrten und ausbreiteten. Es leidet jedoch keinen Zweifel, daß Otto der eigentliche Stifter des

Biß-

Bißthums gewesen ist. Man hat von diesem Bißthum weniger alte Nachrichten und Urkunden, als von den beiden bisher beschriebenen: vermuthlich, weil es dieselben durch die Verwüstungen der Böhmen, denen es am meisten ausgesezt war, eingebüßt hat. Unterdessen ist doch Paul Langens, Benediktinermönchs in dem ehemaligen Kloster Bosau bey Zeiz, (welches von dem ersten Bischof zu Merseburg, Boso, den Nahmen führen soll,) in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, Geschichte dieses Bißthums immer eine brauchbare Arbeit, indem er mit mehr Kenntniß guter Quellen, Forschungsgeist und Freymüthigkeit als die meisten seiner ältern Ordensgenossen, geschrieben hat. Pistorius hat eine seiner Schriften dieses Inhalts (Chronicon Citizense, in Pistor. Scriptt. Rer. German. T. I. pag. 1120. sq. ed. Struv.) ans Licht gestellt; sie empfiehlt sich selbst durch Einrückung von Urkunden; oder Auszügen derselben. Das zweyte Werk dieser Art — und er hatte deren vier geschrieben — (Chronica Numburgensis Ecclesiae omnium Episcoporum, qui a tempore Ottonis M. Imperat. usque ad Caroli V. tempora, continua successione rexerunt, in Menckenii Scriptt. Rer. Germanicar. T. II. p. 1. sq.) ist zwar kürzer, als jenes; enthält aber doch manches, was man darinne vergebens sucht. Damit kann man Johanns von Isenach (oder Eisenach,) Decanus der Kathedralkirche zu Naumburg um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, (wenigstens hält man ihn wahrscheinlich für den Verfasser,) kürzere, aber glaubwürdige Nachrichten, (Acta et facta praesulum Nuenburgensium, in C. F. Paullini Syntagm. Rer. et Antiquitt. Germanic. cum eiusd. notis, p. 129. sq. Francof. ad Moen. 1698. 4.) und von Neuern, eine Abhandlung des Sagittarius, (Historia Episcopp. Naumburg. Ienae,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Ienae, 1683. 4.) ingleichen C. S. P. Histor. geograph. und topograph. Beschreibung des hohen Stifts Naumburg-Zeiz, größtentheils aus ungedruckten Nachrichten, Dresden, 1790. (eigentlich 1789.) 8. nützlich verbinden.

Hugo war der erste Bischof von Zeiz: und bereits ihn nöthigte der Einfall der Böhmen, welche diese Stadt und Kirche verheerten, im Jahr 974. mit den Einwohnern wegzuflüchten; wiewohl er nach fünf Jahren wieder einen ziemlich ruhigen Sitz bekam. Der zweyte dieser Bischöfe, Friedrich, ohngefähr seit dem Jahr 980. er hielt zwar durch die oben beschriebene Zertrümmerung des Bißthums Merseburg, einen ansehnlichen Zuwachs für das seinige; allein der vierte, Hilleward, der im Jahr 1002. Bischof wurde, gab dieses freywillig an den rechtmäßigen Besitzer zurück. Zu seiner Zeit traf das Bißthum Zeiz die wesentliche Veränderung, daß es nach Naumburg (damals Nuenburg genannt,) verlegt wurde. Der Benediktiner Lange war von den Ursachen dieser Versezung nicht hinlänglich unterrichtet. Er wundert sich daher, (Chronic. Citiz. apud Pistorium, l. c. T. I. pag. 1138.) daß der ältere eigentliche Ort der Stiftung so sehr verachtet worden sey, und selbst der Nahme des Bißthums Zeiz aufgehört habe; obgleich die meisten Bischöfe lieber in dieser Stadt, als zu Naumburg, ihr Begräbniß gewählt hätten. Vermuthlich, sagt er, ist Nuenburg darum vorgezogen worden, weil es eine angenehmere Lage hat; mehr Reichthum und Ueberfluß besizt; mehr geistliche Stellen und einen zahlreichern Clerus, ein ansehnlicheres Singechor und schmackhafteres Getränke hat; (cantu clamosior, potu delicatior,) endlich durch seine Jahrmärkte berühmter ist. Doch die Hauptursache ist wohl

diese

diese gewesen, daß Naumburg etwas fester als Zeiz war; mithin feindliche Angriffe leichter abwehren konnte. Der Kaiser Conrad der Zweyte bat selbst den Papst Johann den Neunzehnten um die dazu nöthige Erlaubniß; und da die Söhne des Markgrafen von Meißen, Eckards des Ersten, Hermann und Eckard der Zweyte, welche ihm in dieser Würde folgten, und denen Naumburg zugehörte, an dieser Angelegenheit durch Ueberlassung dieser Stadt ebenfals Antheil nahmen: so ist es nicht zu verwundern, daß durch eine begreifliche Vermischung in einer Meißnischen Chronik von sonst gutem Werthe, (Chronic. Montis Sereni ad a. 1171. ap. Mencken. l. c. p. 193.) Eckard der Erste, der Stifter des Naumburger Bißthums genannt wird. Der Papst führt alle diese Umstände selbst in dem an den Bischof Hilleward im Jahr 1029. erlassenen Breve an, welches Sagittarius (in Historia Eccardi II. Marchionis Misniae, et in ea translatione Sedis Episcopalis Ciza Numburgum, p. 15. sq. Jenae, 1680. 4. einer auch von J. G. Eccard in seine Hist. genealog. Principp. Saxon super. p. 211. sq. eingerückten Schrift,) bekannt gemacht hat. Er verlegt darinne das Bißthum Zeiz nach Naumburg, als einer festen, und von feindlichen Angriffen entfernten Stadt, weil solches auch den Kirchengesezen nicht zuwider, und dergleichen schon sonst geschehen sey. Da dieses Breve, oder, wie es Sagittarius im weitläuftigern Verstande nennt, diese Bulle, weil sie auf Papier geschrieben war, schadhaft wurde: erneuerte sie im Jahr 1228. der Papst Gregor der Neunte, auf Verlangen des Bischofs und Domcapitels zu Naumburg, durch eine andere, welche Sagittarius ebenfals eingerückt hat. (l. c. p. 17. sq.) Ja schon im Jahr 1032. hatte Johann der Zwanzigste die Verlegung des Bißthums in einer

J. n. C. G. 814 bis 1073.

andern Urkunde bestätigt, welche man auch bey dem gedachten Gelehrten findet. (l. c. p. 19. sq.) Sie hat noch das Eigene, daß der Papst verordnet, die Kirche zu Zeiz sollte darum nicht vernachläßigt; sondern es sollten, an die Stelle der nach Naumburg übergehenden Cleriker, Mönche oder Canonici angestellt werden, welche mit hinlänglichem Gehalte daselbst Gotte dienten, und ihrer Mutter, der Kirche zu Naumburg, gehorsam wären. Daraus ist die noch fortdauernde Collegiatkirche zu Zeiz entstanden. Endlich gab auch in eben dem Jahr 1032. der Kaiser Conrad der Zweyte eine feyerliche Bestätigung über die Versezung des Bißthums, und schenkte zugleich demselben eines seiner Güter in Thüringen. (ibid. p. 21. sq.) Cadulus, ein Langobarde, war übrigens der erste Bischof von Naumburg. Der Kirchensprengel dieses Bißthums, das immer reicher wurde, erstreckte sich über das eigentliche Zeizer und Naumburger Gebiet; über das jezige Schönburgische, einen Theil des Amts Weissenfels, das Altenburgische, Vogtland, und den Neustädtischen Kreis.

Früher noch, als diese drey Meißnischen Bißthümer, legte Otto der Erste zwey andere in den benachbarten Slavischen Ländern an. Sein Vater Heinrich hatte den bereits von Karln dem Großen siegreich angefangenen Versuch, die Slaven zwischen der Ostsee, Elbe und Oder zu bezwingen, glücklich genug fortgesezt. Ihm gelang es, hierinne noch viel weiter zu kommen. In den Ländern, welche jezt die Mark Brandenburg, Mecklenburg und Schwedisch Pommern heissen, schien alles seiner Herrschaft unterworfen zu seyn: und einer seiner tapfersten Befehlshaber, Gero, Markgraf der östlichen Mark, nöthigte endlich im Jahr 965. auch die Lusizer, oder die Slaven in der heutigen Niederlausiz, zum Gehorsam gegen

ihn.

ihn. (Witich. Annal. L. III. p. 657. Ditmar. Chron. L. II. pag. 333. Helmold. Chron. Slavor. L. I. c. 9. p. 27.) Nun erst glaubte Otto, unter diesen Slavischen Nationen christliche Kirchen und Bißthümer stiften zu können; auch bey ihnen sollte die Ausbreitung des Christenthums durch die Bischöfe, ein Hauptmittel abgeben, einen neuen Aufstand gegen die deutsche Botmäßigkeit zu verhüten. Havelberg, in der heutigen Prignitzer Mark gelegen, und Brandenburg, (ursprünglich von den Slaven Brannibor oder Brennabor genannt,) in der jezigen Mittelmark, waren zwo feste Städte, welche sein Gebiet in den umliegenden Gegenden sicherten, und daher desto bequemer zu Sizen für Hauptkirchen waren. In der erstern dieser Städte legte also Otto im Jahr 946. ein Bißthum an, dessen Stiftungsurkunde in mehrern Büchern abgedruckt ist. (z. B. in Schmidts Brandenburg. Reformationshistorie, S. 34. und Buchholz. Versuch einer Geschichte der Kurmark Brandenburg, Erster Theil, S. 405.) Er ertheilte darinne dem neuen Bischof Udo die Hälfte des Schlosses und der Stadt Havelberg, welche in der Provinz Nileticzi lag, nebst der Hälfte aller dazu gehörigen Dörfer; auch die Stadt Nizem, und viele andere Dörfer, Flecken, Aecker, Waldungen und Zehnten. Zu Gränzen seines Kirchensprengels sezte Otto gegen Morgen die Pene, wo sie sich in das Meer ergießt; die Elde, von ihrem Ursprunge an, bis zu ihrem Einflusse in die Elbe; gegen Mitternacht, das Meer der Rugier, und gegen Mittag den Fluß Stremme; mithin einen Theil der Mittelmark und der Prigniz, vom Mecklenburgischen und Pommern. Ein weitläufiger Bezirk; der aber größtentheils nicht aus neugestifteten Gemeinen bestand; sondern wo Tausende noch erst bekehrt werden sollten.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. C. 814 bis 1073.

Nicht anders war das kirchliche Gebiet des zweyten dieser Bißthümer beschaffen, das Otto im Jahr 948. oder 949. zu Brandenburg stiftete. In seiner darüber ausgestellten Urkunde, welche man beym Eccard, (Hist. genealog. Principp. Saxon. superior. p. 129.) und Buchholz, (l. c. S. 406.) findet, sagt der König, daß er dasselbe ebenfals in der Mark des Gero anlege; zum ersten Bischof desselben Thiatmarn (oder Ditmarn) ernenne; ihm die Hälfte der Stadt Brandenburg, nebst den beiden Städten Prizervi und Ezeri, auch die Hälfte aller dazu gehörigen Dörfer schenke; und folgende Provinzen zu seinem Kirchensprengel bestimme: Moraciani, Cervisti, Ploni, Zpriavani, Heveldun, Uwcri, Riaciani, Zamzici, Dassia und Luzici. Es sollte nemlich dieses Bißthum morgenwärts bis an die Oder, gegen Abend und Mittag an die Elbe, und gegen Norden zu bis an die Gränzen der Provinzen Uwcri, Riaciani und Dassia, sich erstrecken; oder, nach neuern Nahmen und Abtheilungen, ein beträchtliches Stück der Mark Brandenburg, das Anhältische und die Niederlausiz, in sich begreiffen. Die Geschichte dieser beiden Bißthümer haben Lenz (Diplomat. Stiftshistorie von Havelberg, Halle, 1750. 8. und Diplomat. Stiftshistorie von Brandenburg, ebend. 1750. 8.) und Gercken (in der Ausführlichen Stiftshistorie von Brandenburg, Braunschweig, 1766. 8.) gründlich beschrieben.

Sie waren eine geraume Zeit hindurch in einem sehr schwankenden Zustande. Die Slaven dieser Länder, welche man zu Christen machen wollte, konnten noch nicht einmal als Unterthanen des deutschen Königs angesehen werden: und viel weiter, als die Sächsischen Besazungen unter ihnen reichen mochten, verbreitete sich das Christenthum noch schwerlich. Otto selbst

mußte,

mußte, nachdem er die erstgedachten zwey Bißthümer errichtet hatte, noch mehr als einmal mit den Nationen, welche zu denselben geschlagen waren, Krieg führen. Keine brachen das Versprechen der Unterwürfigkeit öfters, als die Redarier, welche in der Prigniz und in einem Theil des Mecklenburgischen wohnten. Diesen Nahmen, oder eigentlich Rethrer, scheinen sie von ihrer berühmten, in einem tiefen See vier Tagereisen von Hamburg gelegenen Stadt Rethre bekommen zu haben, wo nach Ditmarn, (L. VI. pag. 381. sq.) Adam von Bremen, (H. Eccl. L. II. c. 11. p. 19.) und Helmolden (l. c. L. I. c. 2. p. 6.) der vornehmste Tempel der Slaven sich befand; unter andern Götzen, besonders ihrem Hauptgotte, Radegast gewiedmet, von welchem auch die Stadt Riedegast hieß. Hier holten die Slaven günstige Vorbedeutungen zu ihren Kriegen: und eben daselbst wurden feyerliche Zusammenkünfte dieser Nationen über ihre Landesangelegenheiten gehalten. So lange daher diese Stadt mit ihrem Tempel übrig war, — und beide wurden erst im Jahr 1121. von dem Sächsischen Herzoge Lothar verbrannt, — so lange war auch stets ein geheimer Zunder für neue Einfälle und Verwüstungen der Slaven im benachbarten Sachsen, ja zur Zerstörung der deutschen Eroberungen im Slavenlande vorhanden. Sie lag wahrscheinlich am Tollenzersee im Mecklenburg-Strelizischen Lande; da man in neuern Zeiten einige Bruchstücke gottesdienstlicher Alterthümer daselbst entdeckt hat: so hat dieses zu manchen gelehrten Untersuchungen Anlaß gegeben. (Gebhardi Gesch. aller Wendisch-Slavischer Staaten, Erster Band, S. 110. fg.) Ein Fürst der Obotritischen Slaven im Mecklenburgischen, Mistewoi, der, obgleich ein Heyde, doch dem Kaiser Otto dem Zweyten ergeben war, wurde von dem Markgrafen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

der

[illegible]

Otto der Große, der [illegible] Karl den Großen zu [illegible] im Jahr [illegible] ein Bisthum zu Aldenburg oder Oldenburg, slavisch Stargard, in dem damaligen Wagrien, welches noch, unter diesem Nahmen einen Theil des Herzogthums Hollstein ausmacht, für die dortigen Slaven, oder Wagrier, für die Obotriten im benachbarten Meklenburgischen, und für die Kyssiner, bis an die Pene, und die Stadt Dimine, jetzt Demmin, gestiftet. Außer diesem Umfange des neuen Bisthums, untergab er auch die Stadt Schleswig, sonst Hei-

dibo

dibo genannt, der kirchlichen Aufsicht des ersten Bischofs Marco. Denn die sonst wüsten Provinzen Schleswig und Wagrien waren damals schon sehr wohl angebauet, und mit Klöstern angefüllt. Nach dem Tode aber dieses Bischofs erhielt Schleswig seinen eigenen. Uebrigens gieng in den zum Aldenburgischen Bißthum gerechneten Ländern die Fortpflanzung des Christenthums so glücklich von Statten, daß man bald überall Kirchen, Priester, Mönche und Nonnen sah. Die dortigen Bischöfe bekamen auch von dem Stifter ein sehr reichliches Einkommen: und sie waren davon wohlthätig gegen die ärmern Wenden; die Fürsten derselben aber ehrten sie deswegen. Jeder Pflug Ackers in den Ländern der Wagrier und Obotriten mußte ihnen, an Statt des Zehnten, eine gewisse Anzahl von Korn, Flachs und Geld zahlen; aus den Städten und Landgütern zogen sie noch andere Einkünfte. (Helmold. Chron. Slavor. L. I. c. 12. p. 33. 34.) Einige Zeit darauf zwischen den Jahren 970. und 980. begehrte der Fürst der Obotriten, Billug, die schöne Schwester des Aldenburgischen Bischofs Wago zur Gemahlinn. Er erhielt sie auch, weil der Bischof besorgte, seine Verweigerung möchte der neu angelegten Gemeine nachtheilig werden. Allein schon die Heyrath mit einer Deutschen war den Gesezen der Nation zuwider; und als vollends der Bischof die aus dieser Ehe erzeugte Tochter Hodica als eine Nonne erziehen, und in den Wissenschaften unterrichten ließ, auch noch in ihrer ersten Jugend zur Aebtissinn eines Klosters zu Mikilinburg (oder Mecklenburg) bestellte: verdroß dieses besonders ihren Stiefbruder Mißizla, der seinem Vater auch gegen diese mit den Nationalsitten so sehr streitende Einrichtung, heftige Vorstellungen that. Endlich beredete Billug, der sich deswegen nicht in einen Krieg verwickeln wollte,

den

[illegible]

[illegible] lange [illegible], Mistewoi, [illegible] den Untergang des Christenthums zwischen der Elbe und Oder [illegible], wurde zuletzt von Reue getroffen; kehrte zu dieser Religion zurück, ward aber, weil er sie nicht verlassen wollte, von seinen Unterthanen im Jahr 1018. aus dem Lande vertrieben, und starb zu Bardenwick. (Adam. Brem. L. II. c. 39. p. 24. Halmold. L. I. c. 13–16. p. 40. sq.)

Ueber

Ueber dreyßig Jahre lang schienen also die Länder der Wagrier, Obotriten, Polaber und Kyssinen für die christliche Religion verloren zu seyn. Doch um das Jahr 1020. zwang der Herzog Bernhard diese Slaven, sich dem Kaiser wieder zu unterwerfen: und nun konnte auch Unwan, Erzbischof von Hamburg, an die Wiederherstellung seiner und der Kirche zu Aldenburg denken, zu deren Bischof er einen gewissen Benno ernannte, dessen Predigten vielen Nutzen schafften. Doch dieser brachte es mit genauer Noth so weit, daß jährlich von jeder Obotritischen Familie zwey Pfennige an sein Bißthum gezahlt wurden. Von den übrigen ehemaligen Gütern seines Bißthums konnte er fast gar nichts erhalten; obgleich die Abgeordneten jener Slavischen Nationen auf dem Reichstage zu Werben in der jezigen Alten Mark, den der Kaiser Heinrich der Zweyte im Jahr 1023. hielt, solches versprochen hatten. Sie zahlten ihm nicht einmal jene kleine Familiensteuer. Ueberhaupt erklärten sie sich, daß sie lieber ihr Vaterland verlassen, als so vielerley drückende Abgaben entrichten wollten: und der Herzog Bernhard überhäuffte sie so sehr mit denselben, daß sie, wie Adam von Bremen schreibt, weder Gotte noch seinen Priestern etwas zu geben geneigt waren. Als Benno fand, daß für seinen Unterhalt gar nicht gesorgt war: begab er sich zu dem Bischof von Hildesheim, der ihm so viel mittheilte, daß er wenigstens zuweilen nach Wagrien reisen konnte, um seine Gemeine nicht ganz aus der Acht zu lassen. Unter Konrads des Zweyten Regierung seit dem Jahr 1024. blieben zwar diese Slaven eine Zeit lang ruhige Unterthanen des Deutschen Reichs; aber die Geldbegierde der Sächsischen Befehlshaber ließ den Kirchen und Priestern daselbst wenig übrig. Bernhard hatte den Sohn des Obotritischen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

schen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

schen Fürsten Uto, der eben kein zuverläßiger Christ war, Nahmens Gottschalck, nach Lüneburg genommen, um ihn daselbst in den Wissenschaften unterrichten zu lassen. Allein sobald dieser im Jahr 1031. hörte, daß sein Vater von einem Sachsen ermordet sey, flüchtete er sich über die Elbe zu seinen Slaven, und verheerte an der Spitze eines räuberischen Hauffens derselben, ganz Nordalbingien mit unbeschreiblicher Grausamkeit. Indem er jedoch eben die weite Wüste betrachtete, in welche er das heutige Holsteinische verwandelt hatte: entsezte er sich selbst über dieses sein Werk, und wünschte, mit den Christen ausgesöhnt zu werden. Bernhard bekam ihn bald darauf gefangen; ließ ihn aber wegen seiner großen Gaben wieder loß, und schloß ein Bündniß mit ihm. Dieses that die Würkung, daß Gottschalck, nachdem er sich wieder in den Besitz seiner väterlichen Länder gesezt, ja die Slaven überhaupt im jezigen Holsteinischen, Lauenburgischen, Mecklenburgischen, und bis an die Pene in Pommern, unter seine Bothmäßigkeit genöthigt hatte, wodurch er seit dem Jahr 1047. Stifter eines mächtigen Wendischen Reichs wurde, das Christenthum, welchem er nun eifrig zugethan war, nebst deutschen Sitten, (wovon eines das andere unterstüzte,) unter seinen Slaven mit dem lebhaftesten Bestreben einführte. Beynahe der dritte Theil der Slaven, die unter seinem Großvater Mistewoi zum Heydenthum zurückgefallen waren, wurde jezt wieder christlich. Oft hielt er selbst Ermahnungsreden in der Kirche an das Volk, und machte ihm dasjenige durch Slavische Ausdrücke deutlicher, was die Geistlichkeit mystisch vortrug. Ueberall wurden in seinem Reiche Klöster angelegt, unter andern, nach dem Adam von Bremen, in folgenden Städten: Liubice, oder Lubeke, (die erste Meldung von Lübeck, wiewohl es damals ohngefähr

eine

eine halbe Meile vom heutigen Lübeck an der Schwartau lag;) Aldenburg, (jezt Oldenburg in Wagrien,) Leontium, (Lenzen in der Mark Brandenburg,) Razisburg, (das heutige Razeburg,) und Magnopolis, (oder Mecklenburg, nicht weit von Wismar.) Adelbert war damals Erzbischof von Hamburg. Er sandte dem Könige Gottschalck Bischöfe und Priester zu; theilte auch um das Jahr 1057. oder 1058. das Bißthum Aldenburg in drey kleinere, indem er noch zwey, zu Mecklenburg und Razeburg, stiftete; doch kam sein Entwurf, ein Patriarchat von zwölf Bißthümern zu errichten, nicht zu Stande. Selbst Gottschalcks Reich gieng bald wieder unter. Er wurde im Jahr 1066. von einigen Slaven, die ihrer alten Religion und Verfassung noch getreu waren, zu Lenzen ermordet. Einen christlichen Priester schlachteten sie daselbst auf dem Altare, und brachten viele andere Christen ums Leben. Der Aufstand der Slavischen Nationen wurde gar bald allgemein. Unter einer Menge anderer Leidenden, ward der alte Bischof von Mecklenburg, Johann, mit Schlägen gemißhandelt; durch alle Slavische Städte zum Spotte geführt, und da er seiner Religion nicht entsagen wollte, an Händen und Füßen verstümmelt hingeworfen. Die Gemahlinn Gottschalks, eine Dänische Prinzessinn, peitschten sie nebst ihrem Hoffrauenzimmer nackend aus. Sie zerstörten Hamburg und Schleswig, und die dortigen Länder wurden die traurigste Wüste. Noch einmal wurden alle diese Slaven Heyden: mit einer desto wütendern Hitze, je schneller und gewaltsamer man sie zu Christen umgeschaffen hatte. (Adam. Brem. H. Eccl. L. II. c. 48. p. 29. L. III. c. 21. sq. p. 38. sq. L. III. c. 34. p. 41. L. IV. c. 11. sq. p. 46. sq. Helmoldi Chron. Slavor. L. I. c. 17–23. p. 53. sq.)

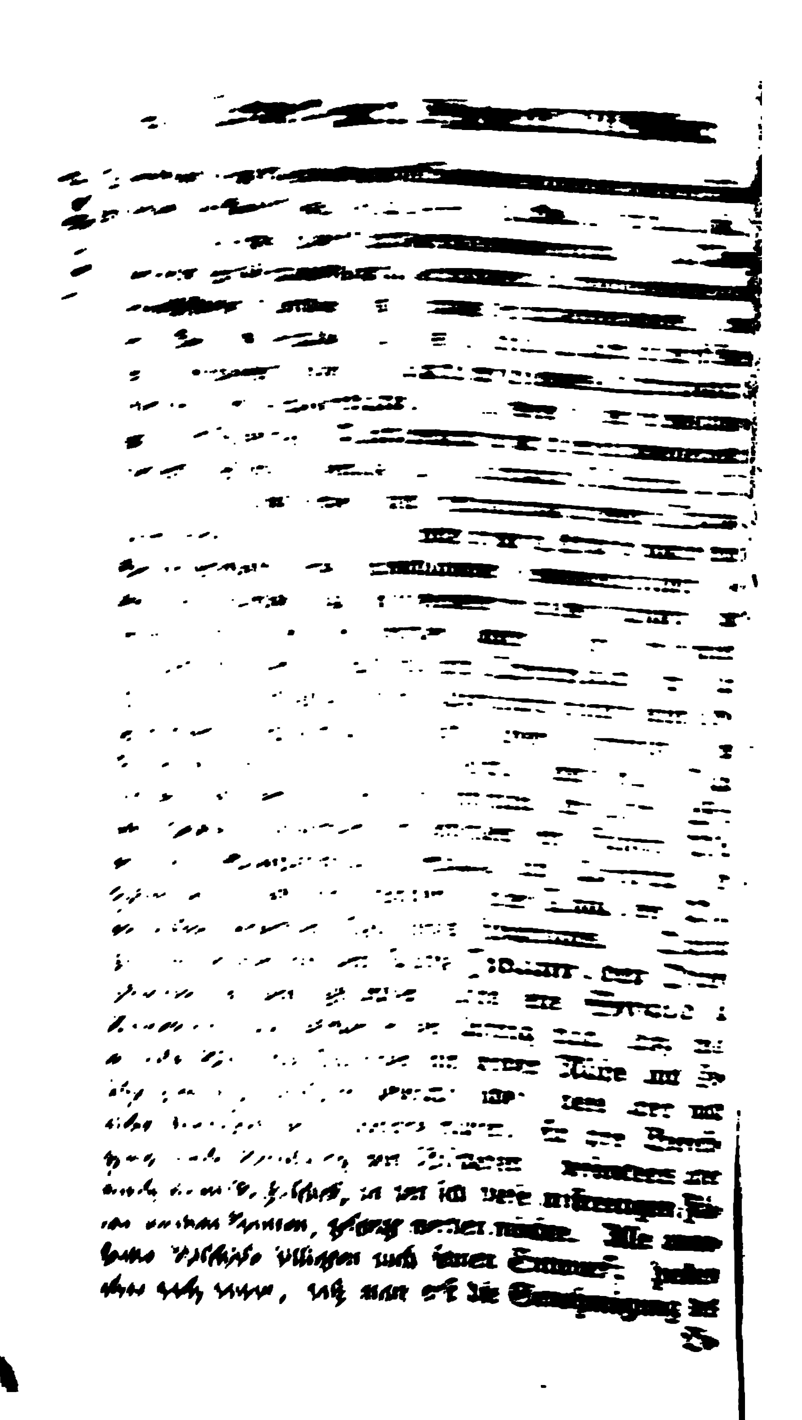
J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Für so viele Bißthümer, welche Otto der Erste zur Befestigung des Christenthums unter den Slavischen Nationen angelegt hatte, wollte er auch einen neuen Metropoliten haben, dem sie alle unterworfen seyn sollten. Magdeburg, (anfänglich Magadoburg genannt,) diese Sächsische Gränzstadt gegen die Slaven; die schon zu Karls des Großen Zeit ein Handelsort, oder eine der von ihm bestimmten Städte war, durch welche die Kaufleute, welche mit den Slaven und Avaren handelten, ihren Weg nehmen, und wo sie ihre Niederlagen haben sollten; (Caroli M. Capitulare a. 805. ad omnes generaliter, c. 8. p. 425. ap. Baluz. T. I. unter andern auch erläutert in Eccardi Additt. ad LL. Salicas, p. 180. und in Falckensteins Analectis Nordgaviensibus, Erste Nachlese, S. 1. fg.) jetzt, weil sie Otto's Gemahlinn, Editha, einer Englischen Prinzessinn, wegen einiger Aehnlichkeit mit London, besonders gefiel, von ihm so sehr zum häuffigen Aufenthalte ausgezeichnet, erweitert und verschönert, daß sogar Ditmar (Chron. L. II. p. 331.) und nach ihm mehrere, ihn als Erbauer derselben angeben, sollte der Sitz dieses neuen Erzbißthums werden. Seit dem Anfange seiner Regierung hatte er vieles dazu vorbereitet. Im Jahr 937. stiftete er zu Magdeburg eine dem heil. Mauritius und andern Märtyrern gewiedmete Kirche mit einem Kloster; schenkte derselben mehrere Güter und Einkünfte; gab auch den Mönchen die Freyheit, sich ihren Abt und ihren Gerichtsvogt (advocatus) selbst zu wählen; nur daß sie durch eine kleine jährliche Abgabe erkennen sollten, sie stünden unter dem Schutze (mundiburdio) des Königs. (Diploma Otton. I. ap. Meibom. Rer. Germanicar. T. I. p. 741. et in Sagittarii Antiquitt. Archiepisc. Magdeburg. pag. 14. sq. Halae, 1711. 4.) Darauf folgten in eben demselben Jahre, und in vielen

der

der nächsten, zahlreiche und immer wichtigere Schenkungen, welche Otto diesem Stifte in noch vorhandenen Urkunden machte: Dörfer und Landgüter; Zinse und Zehnten von Städten; der königliche Zoll zu Magdeburg; die Lehnsherrschaft über die Stadt Sputinesburg, (jezt Rothenburg an der Saale,) die Städte Calbe, Rosburg und andere Lehne verschiedener Burgwartsmänner; eine große Menge Dienstleute von Halbfreyen (Liti) und Leibeigenen, Deutschen und Slavischen Familien; sogar auch Güter und Klöster ausserhalb Sachsen, in Hessen und am Rhein. Er schenkte dieser Kirche im Jahr 961. die Stadt Givikanstein, (nachmals Giebichenstein,) nebst der dazu gehörigen Salzquelle, (Salsugo,) die erst im Jahr 1702. wieder entdeckt worden ist. Dazu kam im Jahr 965. der Zoll von Menschen, Schiffen und Wagen zu Magdeburg; die Münze, die kaiserliche höchste Gerichtsbarkeit (bannus) in der Stadt und umliegenden Gegend über Kaufleute und Juden, nebst der Befreyung von aller Gerichtsbarkeit seiner Befehlshaber und Beamten. Alles dieses gab Otto dem heil. Mauritius, (bisweilen wird auch Gott noch vor ihm genannt,) zu seinem und seiner Familie Seelenheil. In einer Schenkungsurkunde vom Jahr 962. sezt er neben dem gedachten Märtyrer auch die Erzbischöfe, welche jedesmal Vorsteher seiner Kirche seyn würden. (Diplom. Otton. I. apud Meibom. l. c. p. 740. 742. 748. 749. et in Beniam. Leuberi Disquisit. planaria Stapulae Saxonicae, einem deutsch geschriebenen wichtigen Werke, ohne Seitenzahlen, Budissin, 1658. 4. n. 1181. sq. n. 1588. sq. n. 1600. sq. et apud Sagittar. l. c. p. 16–42. verglichen mit Joh. Christoph von Dreyhaupt Pagus Neletizi et Nudzici, oder ausführlichen diplomatisch-historischen Beschrei-



Bischofs von Halberstadt, und selbst des Erzbischofs von Mainz, unter dem jener stand, abwarten müsse. Diese beiden erschienen auch im folgenden Jahr 968. zu Ravenna; sie entsagten ihren Rechten; der erstere jedoch gegen einige Vergütung: und nunmehr ließ der Kaiser eine Urkunde darüber aufsezen, welche die Bischöfe daselbst unterschrieben. (Erectio Ecclesiae Magdeburg. in Archiepiscopalem, in Concilio Ravennat. apud Meibom. l. c. p. 731. sq. Alia narratio de eadem fundatione, ex Chronico Magdeburg. Msc. ib. p. 733. sq. Harduini Acta Concill. Tom. VI. P. I. p. 653. sq. Sagittar. l. c. p. 42. sq.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Aus der bisherigen Abtey also des heil. Mauritius zu Magdeburg, die bisher so fürstlich reich war, machte der Kaiser jezt ein Erzbißthum. Der Papst bestätigte solches in Verabredung mit der Synode und dem Kaiser durch eine besondere Bulle, welche Sagittarius zuerst ans Licht gezogen hat. (l. c. p. 49. sq.) In derselben ernannte er die Bischöfe zu Brandenburg und Havelberg zu Suffraganeen dieses neuen Erzbischofs; sezte aber auch hinzu, daß derselbe die zu Merseburg, Zeiz und Meissen zu bestellenden Bischöfe gleichfals weihen sollte. Schon einige Wochen früher hatte der Papst in einem Schreiben an die gesammte Geistlichkeit in Deutschland und Frankreich, (ibid. p. 51. sq.) ihr diese kirchliche Veränderung, so wie die Errichtung des Bißthums zu Merseburg, bekannt gemacht; dem Kaiser und seinen Nachfolgern das Recht vorbehalten, in Ansehung der untergeordneten Bischöfe ihre Einrichtungen zu treffen; auch darauf gedrungen, daß die fünf bereits vorhandenen Erzbischöfe im Deutschen Reich, von Mainz, Trier, Cöln, Salzburg und Hamburg, in die Siftung des neuen Erzbißthums willigen sollten. Daß auch das Bißthum zu Posen in Pohlen gleich

anfänglich zum Magdeburgischen Kirchensprengel geschlagen worden sey, schließt man aus einer Stelle Ditmars. (l. c. p. 335.) Otto wollte demselben auch das sechste Bißthum, welches er im Slavenlande angelegt hatte, das Aldenburgische, unterwerfen, allein der Erzbischof von Hamburg berief sich darauf, daß solches, nach den von den Kaisern längst bestätigten Gränzen seiner Diöces, zu derselben gehöre, und behauptete auch sein Recht. (Adam. Brem. H. Eccl. L. II. c. 8. p. 18. Helmold. L. I. c. 11. p. 30.) Am merkwürdigsten ist es, daß der Papst dem Erzbischof von Magdeburg sogar eine patriarchalische Würde zugetheilt zu haben scheint. Er schreibt an denselben, (apud Sagittar. l. c. p. 54.) daß er unter allen deutschen Erzbischöfen und Bischöfen, nur die drey Erzbischöfe am Rhein ausgenommen, denen er völlig gleich sey, den Vorrang haben sollte. Benedikt der Sechste nannte ihn würklich bald darauf in einem Schreiben an die deutschen Erzbischöfe Patriarcham Germaniae. (ibid. pag. 55.) So hat es also das Ansehen, daß ihm die Erzbischöfe von Salzburg und Hamburg untergeordnet worden sind: und der alte Vorrangsstreit zwischen den Erzbischöfen von Magdeburg und Salzburg ist manchen Gelehrten ein Merkmal, daß die leztern, ehe sie von Gregor dem Siebenten das Recht, gebohrne und beständige Legaten des päpstlichen Stuhls zu seyn, erhielten, nicht daran gedacht haben, den erstern den Rang streitig zu machen. Doch diese Folgerungen können wohl kaum vor ganz treffend angenommen werden. Der Erzbischof von Magdeburg konnte den Rang vor den beiden gedachten Erzbischöfen haben; ohne daß diese darum nothwendig zu seinem Kirchensprengel gehört hätten: und daß die Päpste sich darüber keinesweges immer recht genau ausgedrückt haben, sieht man

aus

aus Benedikts eben angeführtem Schreiben, worinne der Magdeburgische Erzbischof dem Cölnischen vorgesezt wird.

J. C. 814 bis 1073.

Zum ersten Erzbischof von Magdeburg ernannte Otto Adelberten, einen ehemaligen Mönch in dem Kloster des heiligen Maximins bey Trier, der sechs Jahre vorher zum Bischof der Rugier bestimmt; aber von ihnen bald vertrieben worden, und nun Abt des Klosters Weissenburg war. Er kam noch im Jahr 968. nach Rom, wo ihm der Papst den erzbischöflichen Mantel ertheilte, und in einer darüber ausgefertigten Urkunde, (ap. Sagittar. l. c. p. 58. sq.) ihm Anweisung gab, bey welchen feyerlichen Gelegenheiten er sich desselben bedienen sollte. In einer andern (ib. p. 60. sq.) vertrauete er ihm die Vollmacht, die jenseits der Elbe und Saale vorhandenen, oder noch anzustellenden Bischöfe zu weihen. Der Kaiser trug darauf den Sächsischen Bischöfen und Grafen in seiner Bestätigungsurkunde dieses Erzbißthums auf, Adelberts Besitznehmung von demselben durch Zuruf und Aufheben der Hände beyzuwohnen; in ihrer und der päpstlichen Gesandten Gegenwart, sollte er die Bischöfe von Merseburg, Zeiz und Meißen weihen. (ib. p. 61. sq.) Zu den bisherigen Schenkungen, mit welchen der Kaiser diese Kirche so sehr bereichert hatte, fügte er in seinen fünf übrigen Lebensjahren nicht wenige andere hinzu. Die merkwürdigste darunter ist die Abtey Weissenburg im Speyergau; wiewohl er den Mönchen derselben die Freyheit ließ, sich ihren Abt zu wählen. Diese Schenkungsurkunde hat Leuber (l. c. n. 1610.) ganz, und Sagittarius (l. c. p. 67. sq.) im Auszuge beygebracht. Otto der Zweyte ahmte die Freygebigkeit seines Vaters gegen diese erzbischöfliche Kirche nach; er bestätigte ihr schon im Jahr 973. die

 von

von denselben ertheilten Regalien zu Magdeburg; den Besiz des Gaues Neletizi, (oder des jezigen Saalkreises;) ingleichen den Zehnten von dem Zinse, welchen mehrere Slavische Provinzen an die kaiserliche Kammer zahlen mußten; auch die ihr ehemals geschenkten Güter am Rhein, (in Francia,) bey Mainz, und in andern Gegenden mehr. (Dipl. Otton. II. beym Dreyhaupt l. c. S. 20.) Den kaiserlichen Bann, oder die Gerichtsbarkeit über ganz Magdeburg, versicherte er ihr durch eine andere Urkunde; (bey Leubern, l. c. n. 1613. fg.) er that es besonders zum Besten der Seele seines Vaters, der dort in der Kirche des heil. Mauritius begraben lag. Im Jahr 979. bewilligte er den Magdeburgischen Domherren das Recht, ihren Erzbischof selbst zu wählen. (Ditmar. l. c. L. III. p. 341.) Man hat dabey richtig angemerkt, daß er dem Anhalten seiner Gemahlinn und des Erzbischofs darinne nicht hätte nachgeben; sondern die Ernennung eines so reichen und mächtigen geistlichen Fürsten den Kaisern vorbehalten sollen. Wenigstens genehmigte er, wie bereits oben (S. 464.) erzählt worden ist, nach Adelberts Tode im Jahr 981. die neue Wahl der Domherren nicht; sie mußten Geislern von ihm zum Erzbischof annehmen. Sein Sohn, der Kaiser Otto der Dritte, fuhr fort, diese Erzbischöfe mit neuen Gütern und Rechten zu beschenken. Immer ist es freylich der heilige Mauritius, dessen Fürbitte bey Gott sich diese Fürsten dadurch erwerben wollten; nicht selten aber wird in ihren Urkunden ein Erzbischof von Mainz, oder ein anderer bey Hofe angesehener Bischof genannt, auf dessen Bitte der Kaiser von neuem dafür gesorgt habe, daß ja sein geistlicher Mitbruder fast jährlich reicher werden möchte; wiewohl auch die Kaiserinnen und die Magdeburger Erzbischöfe selbst dabey geschäftig waren. So schenkte

der

der eben gedachte Kaiser im Jahr 984. jener Kirche den Königsbann, Zoll, und die Münze zu Giebichenstein. (Dipl. in Phil. Wilh. Gerckens Cod. Dipl. Brandenb. Tom. V. S. 67. fg. Stendal, 1775. 4.) Im Jahr 991. ertheilte er ihr den dritten Theil des Zehnten, welchen die Böhmen an die Kaiser abzutragen hatten; (ib. Tom. I. S. 29. fg.) und im Jahr 997. den Burgward Nirechowa in der Provinz Chutizi. (ibid. Tom. III. S. 42. fg.) Sein Schenkungsbrief über die Stadt Scidere, welche an der Emmer, im Bißthum Paderborn, lag, findet sich zwar nicht mehr; wohl aber die Bestätigung desselben in einer Urkunde Heinrichs des Zweyten vom Jahr 1005. (ebendas. S. 45. fg.) — Diese Beyspiele, die noch weiter fortgesezt werden könnten, beweisen nebst vielen andern ähnlichen, mit welcher übel verstandenen Andacht die Großen dieser Zeit sich beeifert haben, ihre Bischöfe zu einer fürstlichen Größe zu erheben. Und dennoch hat ein Gelehrter unserer Zeiten sich alle Mühe gegeben, zu beweisen, daß Otto der Erste, der freylich von andern Seiten sehr ehrwürdig ist, nicht abergläubisch gewesen sey. Nur das verdient noch hinzugesezt zu werden, daß mehrere von den bisher angeführten Schenkungsurkunden, welche Leuber, Meibom und Sagittarius zum Theil verstümmelt und fehlerhaft, oder doch blos aus Copialbüchern, ans Licht gestellt haben, in dem zulezt genannten Werke eines trefflichen Kenners der Diplomatik und Geschichte, P. W. Gerckens, aus den Originalien selbst, mithin richtiger, und mit guten Erläuterungen begleitet, mitgetheilt, auch noch mit andern vermehrt worden sind. Dahin gehören besonders die vom Otto dem Ersten, seit dem Jahr 937. bis 970. ausgestellten; (T. III. S. 37. 40. T. IV. S. 353. T. VI. S. 381. fg. T. VII. S. 1. 8. T. VIII. S. 627. fg.) ingleichen einige von

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Otto dem Zweyten. (Tom. V. S. 65. T. VI. S. 387.) Will man übrigens die vollständige Reihe und Geschichte der Erzbischöfe von Magdeburg, bis zur Verwandlung dieses Stifts in ein weltliches Herzogthum, vor den Augen haben: so muß man mit einem Buche von Paul Lenzen (Brevis et succincta historia Archiepisc. Magdeburgens. edita a Sam. Walthero, Magdeb. 1738. 4.) die weit ausführlichern und genauern, auch mit vielen Urkunden unterstüzten Nachrichten in Dreyhaupts angeführtem Werke, (Th. I, C. 4. S. 19–399.) vergleichen.

Mit der Stiftung des Erzbißthums Magdeburg hörte zwar das Kloster des heil. Mauritius daselbst, welches die Grundlage desselben gewesen war, auf; allein es dauerte doch unter einer andern Gestalt in der Nähe fort. Die Mönche wurden nunmehr daraus in das auf dem Berge vor Magdeburg dem Täufer Johannes zu Ehren neuerbauete Kloster versezt: und so entstand das berühmte Kloster Bergen. Ob es gleich ansehnliche Einkünfte bekam; so waren doch die Mönche untröstlich, daß man sie von dem Grabe ihrer Wohlthäterinn Editha weggerissen hatte. Sie giengen daher jährlich am Tage ihrer Auswanderung, paarweise, und mit bloßen Füßen, aus ihrem Kloster in die nunmehrige Domkirche, wo sie durch eine feyerliche Messe das Andenken ihres Unglücks erneuerten. Eine mit vielem Fleiße ausgearbeitete Geschichte dieses Klosters und seiner Aebte, von dem ältern Heinrich Meibom, welche bis auf die Zeit geht, da es unter dem Abte Peter Ulner seit dem Jahre 1565. die Reformation angenommen, und in eine noch blühende evangelische Schule, der immer noch Aebte vorgesezt sind, verwandelt worden ist, hat der Enkel des Verfassers, Heinrich Meibom, mit eini-

einigen Zusätzen in seine bekannte Sammlung (Chronicon Bergense in Rer. Germanicar. Tom. III. pag. 287. sq.) eingerückt.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

So viele, und nur allzukostbare Bekehrungsanstalten, durch welche die Bischöfe am meisten gewannen, waren für die Slavischen Nationen in Deutschland, im neunten und zehnten Jahrhunderte verwandt worden. Aber auch ausserhalb dieses Reichs wurden um gleiche Zeit zwey ansehnliche Slavische Reiche, Pohlen und Rußland, zum Christenthum gebracht. Das erstere, welches an Deutschland gränzt, empfieng doch, nach der gewöhnlichen Erzählung, erst seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts, die Strahlen des Evangelium mit solchem Beyfall, daß sie sich allgemein darinne verbreiten konnten. Nach dem Johann Dlugoß, einem der angesehensten Pohlnischen Geschichtschreiber, der aber erst im funfzehnten Jahrhunderte schrieb, (Hist. Polon. L. II. p. 91. sq. Lipſ. 1711. fol.) hielt Mieciſlav, Herzog von Pohlen, um die Tochter des Böhmischen Herzogs, Boleslav des Grausamen, Dambrowka, an; erhielt sie aber nur mit der Bedingung zur Gemahlinn, daß er das Christenthum annehmen sollte. Er ließ sich daher, durch ein nächtliches Gesicht aufgefordert, im Jahr 965. tauffen; vollzog an eben demselben Tage seine Vermählung: und gleich darauf traten auch alle seine Großen zu dieser Religion. Die Götzen wurden sogleich zertrümmert; Miecislav stiftete auf Zureden seiner Gemahlinn erzbischöfliche und bischöfli[illegible] chen; er verlangte auch durch Gesandte von [illegible] Johann dem Dreyzehnten geschickte Män[illegible] che das angefangene Werk zur Vollendung [illegible] könnten. Darauf kam der Cardinal Aegidi[illegible] schof von Tusculum, nebst vielen Geistlich[illegible] Pohlen. Er gab den beiden neuerrichteten Er[illegible]

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Neuern, wissen wiederum manches von den abwechselnden Schicksalen des Christenthums in Pohlen, während der ersten funfzig Jahre des zehnten Jahrhunderts zu erzählen: und Herr von Friese schließt aus diesem allem, (S. 35.) daß damals schon viele tausend Christen in Schlesien und Pohlen gewesen sind, als Zemyslav seit dem Jahr 913. über Pohlen regierte; ingleichen, daß es bereits Kirchen genug daselbst gegeben hat, welche noch unter Mährischer Herrschaft erbauet worden wären. Ueberhaupt genommen kann das frühere Daseyn christlicher Familien in Pohlen nicht geleugnet werden; wie zahlreich sie gewesen sind, ist unbekannt. Daß aber das Christenthum aus Mähren her seinen Ursprung genommen habe, wird dadurch glaublich, weil, wie hier, also auch dort, der Gebrauch der Slavischen Sprache beym Gottesdienste, und kirchliche Cärimonien von morgenländischer Abstammung, daselbst lange Zeit üblich waren.

Zemyslavs (oder Szemomysls) Sohn, Miecislav, der auch Mjesko genannt wird, folgte seinem Vater um das Jahr 960. nach Dlugoß (L. I. p. 89.) erst im Jahr 964. als Herzog von Pohlen, nach. Er hatte mehrere Gemahlinnen; aber von keiner derselben Kinder. Einige Christen, die Zutritt zu ihm fanden, riethen ihm, an Statt derselben eine einzige christliche zu nehmen. Ob der Entschluß, den er dazu würklich faßte, durch die Siege der kaiserlichen Befehlshaber, besonders des berühmten Markgrafen von Ostsachsen, Gero, über die Pohlen, wodurch auch Miecislav in eine gewisse Abhängigkeit von dem Kaiser gerathen war, befördert worden sey? wie Hr. von Friese (S. 52.) muthmaaßt, muß man dahin gestellt seyn lassen. Genug, er heyrathete die Böhmische Prinzessinn Dambrowka im Jahr 965. und entließ seine übrigen Gemahlinnen. Sie arbeitete seitdem mit

allem

allem Eifer an seiner Bekehrung; es gelang ihr auch im Jahr 966. daß er sich taufen ließ. (Boguphali Chronicon Poloniae, pag. 24. in Sommersberg. Silesiacar. Rer. Scriptt. T. II. Archidiac. Gneznens. Chronic. ib. p. 79. 81. Ditmari Chronic. L. IV. p. 359.) Man erzählt, daß sie zur Fastenzeit seine Tafel verlassen; aber auf sein Versprechen, daß er, wenn sie mit ihm Fleisch essen würde, sich zur Taufe bequemen wollte, zu derselben zurückgekehrt sey. Da auf seinen Befehl am Sonntage Lätare alle Götzenbilder in seinen Ländern zerbrochen und ins Wasser geworfen werden mußten: so ist es zum Andenken dieser Begebenheit geschehen, daß jährlich an diesem Sonntage, (der davon noch der Todtensonntag heißt,) eine ähnliche Cärimonie beobachtet wurde: und einige Spuren davon haben sich in Pohlen und Schlesien erhalten. Denn in der That wurde seine Bekehrung von der Nation nicht eigentlich nachgeahmt; sondern er befohl es, daß sich jedermann tauffen lassen sollte; es fehlte auch nicht an Strafen, mit welchen die Ungehorsamen belegt wurden. Zum Zeichen der Bereitwilligkeit, das Christenthum selbst mit den Waffen zu vertheidigen, gebot er seinen Edelleuten, daß sie beym Vorlesen des Evangelium in der Kirche, ihr Schwerdt halb herausziehen, und erst beym angehenden Gesange wieder einstecken sollten. (Dlugoss. l. c. L. II. p. 94. 104. sq.) Die gottesdienstlichen Gebräuche, welche diese neue Kirche annahm, waren von der morgenländischen Kirche entlehnt; wie man von ihren Stiftern, Böhmisch-Mährischen Lehrern und Schülern der heiligen Methodius und Cyrillus, erwarten konnte. Dieses beweiset unter andern das bis zum Jahr 1248. in Pohlen und Schlesien beybehaltene strengere Fasten, welches nach Art der Griechen vom Sonntage Septuagesima anfieng. Auch die Pohlnischen Missale geben ein

J. n. C. G. 914 bis 1073.

ein Denkmal davon ab, indem darinne den erstgedachten Heiligen die Bekehrung der Rothreußen und anderer Gegenden Pohlens zugeschrieben wird. Beydes hat Hr. von Friese (S. 61–65.) genauer dargethan. Als aber Dambrowka im Jahr 977. gestorben war, und Miecislav sich nachmals mit der Tochter des Markgrafen Dietrich, Oda, vermählte: wurden auch die Gebräuche der abendländischen oder Römischen Kirche seitdem in Pohlen üblicher. Vielleicht ist es sogar seitdem erst geschehen, daß jene Gewohnheit des herausgezogenen Schwerdts in der Kirche vom Adel eingeführt worden ist, um seine Anhänglichkeit an das Lateinische Evangelium dadurch zu bewähren. (Eben ders. S. 110. 111.) Hingegen ist es durch neuere Untersuchungen erwiesen worden, (eben das. S. 138–164.) daß zu dieser Zeit kein Cardinal Aegidius von dem Papste nach Pohlen geschickt worden ist, um daselbst kirchliche Einrichtungen zu treffen; sondern daß man höchst wahrscheinlich einen Cardinal dieses Nahmens aus dem zwölften Jahrhunderte, in spätern Jahrhunderten diese erdichtete Reise hat thun lassen.

Miecislav hat allem Ansehen nach gar kein Bißthum für seine neubekehrten Unterthanen gestiftet. An sich mag kein dringendes Bedürfniß dazu vorhanden gewesen seyn: denn noch im Jahr 980. waren, wie Dlugoß gesteht, (l. c. p. 105.) die meisten Pohlen nicht getauft. Daß Pohlen lange Zeit nur ein einziges Bißthum zu Posen (oder Poznani) gehabt habe, ist von Lengnich (l. c. p. 6. sq.) und von Friesen (l. c. Zweite Abhandlung, von dem Bißthum Posen, S. 113. fg.) aus ältern Schriftstellern (Ditmar. Chron. L. IV. p. 357. Chron. Magdeburg. p. 280. in Meibom. Rer. German. T. II.) erwiesen worden. Beide Gelehrte behaupten aber auch, daß Otto der Erste dieses

dieses Bißthum angelegt habe. Es ist wahr, daß Boguphal, der selbst als Bischof von Posen im Jahr 1253. gestorben ist, den Ursprung desselben vom Mieciolav herleitet, der es im Jahr 968. einen gewissen Jordan ertheilt habe. (l. c. ap. Sommersberg. p. 24.) Auf der andern Seite sagt die erstgenannte alte Chronik von Magdeburg ausdrücklich, (apud Meibom. l. c. p. 274.) daß, nach dem Willen jenes Kaisers, ausser den drey Meißnischen und zwey Brandenburgischen Bißthümern, auch eines zu Pornan (ein offenbarer Schreibfehler statt Poznani,) seinen Sitz haben, und dem Erzbischof von Magdeburg unterworfen seyn sollte. Eigentlich ist dieses freylich aus einem andern alten Annalisten (Chronogr. Saxo ad a. 970. in Leibnit. Accession. histor. Vol. I. p. 182.) wörtlich abgeschrieben. Allein Ditmar giebt es auch deutlich genug zu verstehen, (L. II. p. 335.) daß der Kaiser den Bischof von Posen zu dem Magdeburgischen Kirchensprengel geschlagen habe. Dieser Bischof schrieb bald nach jenen Begebenheiten, und ist überhaupt weit glaubwürdiger, als die ältesten Pohlnischen Geschichtschreiber, die gar nicht an sein Zeitalter reichen; zum Theil auch sehr verworren und der sichern Geschichte zuwider erzählen; wie einer derselben, (Chronica Polonorum, p. 4. apud Sommersberg. T. I.) den Herzog Miecislav Pohlnische Bißthümer, und darunter zuerst Posen, stiften; aber im Jahr 1001. sterben läßt; der doch schon früher aus der Welt gegangen war. Ein anderer Grund, welcher die Errichtung dieses Bißthums durch den Kaiser ausser Streit sezen soll, ist freylich nicht hinlänglich: die Abhängigkeit Miecislavs vom deutschen Reiche. Denn man weiß nicht, wie weit sich dieselbe erstreckt habe: und sie hätte ihn nicht hindern können, Bißthümer in Pohlen anzulegen. Der Bischof von Posen stand, wie man

J. n. C. G. 814 bis 1073.

man glaubt, anfänglich unter dem Erzbischof von Maynz; als der Magdeburgische zum Vorschein kam, wurde er diesem untergeben, und behauptete sich auch nachmals in diesem Verhältnisse bis gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts. (von Friese, S. 118–120.)

Er war ohngefähr dreyssig Jahre hindurch der einzige Bischof von Pohlen gewesen, als der Kaiser Otto der Dritte im Jahr 1000. eine Wallfahrt zu dem Grabe des heiligen Adelbert in Gnesen vornahm. Dieser ehemalige Bischof von Prag, dessen Geschichte oben (S. 440. fg.) beschrieben worden ist, hatte, da die Böhmen zu sehr wider ihn aufgebracht waren, als daß er ferner ihren Lehrer abgeben konnte, sich entschlossen, einer heydnischen Nation das Evangelium zu predigen. Er begab sich im Jahr 996. zu dem Herzoge von Pohlen, Boleslav, um die Nachbarn desselben, die Preußen, zu bekehren. Der Herzog hatte mit dieser Nation, die jezt zum erstenmal mit ihrem ursprünglichen Nahmen Pruzzi in einer wenige Jahre darauf geschriebenen Lebensbeschreibung Adelberts vorkömmt, (Vita vel Passio S. Adalberti, Episcopi et Martyris Christi, pag. 56. sq. in Canisii Lectt. Antiq. Tom. III. P. I. ed. Basnag.) von Zeit zu Zeit einige feindseelige Auftritte. Er, immer darauf bedacht, sein Gebiet zu erweitern, fand an ihnen sehr muthige Vertheidiger ihrer Freyheit: und wenn gleich, nach der Gewohnheit dieser Jahrhunderte, auch von ihm der Vorwand, sie zu Christen zu machen, gebraucht werden mochte; so sahen sie doch nunmehr natürlich in allen Schritten der Pohlen nur Versuche, sie unterwürfig zu machen. Adelberts Reise zu ihnen konnte also desto mehr Argwohn erregen, da ihm der Herzog ein Schiff mit dreyssig Soldaten zur Bedeckung gab.

So

So schiffte er im Jahr 997. auf der Weichsel nach Gidanie, (nachmals Danzk, jezt Danzig,) welche Stadt das Gebiet des Herzogs von den Preußen schied. Schon hier unterrichtete und taufte er nicht wenige; bestieg aber das Schiff von neuem, welches ihn vermuthlich um die Nehrung in das frische Haff brachte, wo er mit seinem Bruder Gaudentius und dem Priester Benediktus ans Land stieg; das Schiff hingegen und die Soldaten zurückschickte. Als Adelbert auf einer kleinen Insel zu predigen anfieng, jagten ihn die Einwohner mit Schlägen fort. Auf der andern Seite des Flusses, wohin er sich nunmehr begab, versammlete sich auch eine Menge Volks, dem er meldete, er sey gekommen, um sie durch die Kenntniß des wahren Gottes zur ewigen Seeligkeit zu führen. Allein die Preußen erklärten ihm, da er und seine Begleiter ganz andere Geseze und Sitten hätten, als die ihrigen: so müßten sie entweder sogleich ihr Land verlassen; oder den Tod erwarten. Sie entfernten sich also zwar aus diesen Gegenden; wurden aber dennoch nach einigen Tagen von einem andern Hauffen überfallen, und Adelbert ward umgebracht. (Vita S. Adalberti, l. c. p. 56–58.) Boleslav, der dieses erfuhr, kaufte den Preußen seinen Körper ab, und ließ ihn nach Gnesen bringen, wo er in einer demselben gewiedmeten Kirche ruhte, und in einen großen Ruf von Wunderwerken kam, welche daselbst gewürkt werden sollten, bis die Böhmen, wie anderswo (oben S. 442. fg.) erzählt worden ist, ihn nach Prag fortführten. (Fragment. ex Chron. Magdeburg. p. 65. ap. Canis. l. c.) Man hat eben daher in der Folge zu diesen wahrscheinlichen Nachrichten noch viele wundervolle hinzugesezt; wie zum Beyspiel, daß Adelbert, weil ihn die Preußen nicht hören wollten, den Ochsen, Eseln, und andern Thieren geprediget habe, welche ihm auch durch ihr Kopfnicken Beyfall ver-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1673.

versicherten; (Dubrav. apud Canis. l. c. p. 57. not. 9.) daß, da die Preußen für seinen Körper so viel Gold, als er wog, gefordert hätten, derselbe ungemein leicht befunden worden sey; (Christoph Hartknochs Alt- und Neues Preußen, S. 455.) und dergleichen mehr. Vermuthlich hat Adelbert auch einigen Antheil an der Bekehrung der noch übrigen vielen heydnischen Pohlen gehabt; aber daß er vier Provinzen, Polliana, Sclavania, Waredonia und Cracovia, zum Christenthum gebracht, auch den Slavanischen oder Pohlnischen König Boleslav getauft haben soll; sind verworrene und unglaubliche Nachrichten des Französischen Mönchs Ademar; (ap. Canis. l. c. p. 66.) wenn er gleich ein Zeitgenosse Adalberts war.

Um also ebenfals sein Gebet bey dem Grabe dieses Heiligen zu verrichten; ohne Zweifel aber auch aus noch wichtigern Absichten, reiste Otto der Dritte im Jahr 1000. nach Gnesen, und wurde von Boleslav, wie Ditmar sagt, (L. IV. p. 357.) sobald er Pohlen betrat, mit unaussprechlicher Pracht empfangen und begleitet. Als der Kaiser die Stadt von fern erblickte, gieng er mit bloßen Füßen auf dieselbe zu; der dortige Bischof Unger (von Posen,) führte ihn in die Kirche: und er empfohl sich nicht ohne Thränen der Fürbitte des Märtyrers. Gleich darauf errichtete er daselbst ein Erzbißthum: „hoffentlich, sezt Ditmar hinzu, auf eine rechtmäßige Art; wiewohl ohne Einwilligung des gedachten Bischofs, dessen Kirchensprengel diese ganze Gegend unterworfen ist.“ Er bestellte zum ersten Erzbischof den Bruder des Märtyrers Radim, (oder Gaudentius,) und unterwarf ihm Reinbern, Bischof von Colberg; Pappo, Bischof zu Cracau, und Johann, Bischof zu Breslau. (Wiotisläensem, vermuthlich Wrotislaensem.) Uebrigens

brigens ließ er Ungern seine Dioces, und befohl, Adelberts Reliquien in einem neuerbaueten Altar aufzubewahren. Ein anderer deutscher Annalist des zwölften Jahrhunderts (Chronograph. Saxo, apud Leibnit. l. c. p. 205. sq.) gesteht es noch freyer, daß der Kaiser durch die Stiftung des Erzbißthums Gnesen die Rechte des Bischofs von Posen verlezt habe, die demselben seit Otto dem Großen zukamen. Ohne ihn und seinen Metropoliten zu Magdeburg darum zu befragen, sezt dieser Schriftsteller hinzu, theilte der Kaiser die ganze Pohlnische Provinz in fünf Bißthümer: Gnesen, ein Erzbißthum, dem er die Bischöfe zu Salz Colberg, Cracouwe und Wrotizla unterwarf, und Posen, den er, weil er darauf bestand, in seiner Abhängigkeit von Magdeburg ließ. Die Chronik von Magdeburg, welche von manchen als ein besonderer Zeuge angeführt wird, schreibt auch diese Stelle wörtlich ab; (ap. Meibom. T. II. p. 280.) und ein alter Pohlnischer Schriftsteller (Archidiac. Gnesn. p. 81. T. II. Scriptt. Rer. Silesiac. Sommersberg.) meldet ebenfals, daß Gaudentius nach dem Jahr 997. zum Erzbischof geweiht worden sey. Es folgt also hieraus, daß, ohngeachtet der Stiftung dieses Erzbißthums, Pohlen noch keinen allgemeinen Metropoliten gehabt habe. Dieses wird auch durch andere Begebenheiten und Urkunden bestätigt; wie Hr. von Friese (S. 120. 128. fg. 269. fg.) gezeigt hat. Laurentius scheint der erste Bischof von Posen gewesen zu seyn, der im Jahr 1106. von dem Erzbischof zu Gnesen geweiht wurde. Ein Schreiben Gregors des Siebenten vom Jahr 1075. an Boleslav den Zweyten lehrt insonderheit, daß derselbe darauf bedacht gewesen sey, Pohlen seinen eigenen und gemeinschaftlichen Erzbischof zu ertheilen, indem bis dahin manche Pohlnische Bischöfe mit dem Erzbi-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

schof von Gnesen, andere mit dem Magdeburgischen in untergeordneter Verbindung gestanden; noch andere den Bischof von Cracau, den Benedikt IX. im Jahr 1046. zu einem Metropoliten erhob, vorzüglich geehrt haben mögen. Die Geschichte dieser Bißthümer, welche ziemlich ungewiß ist, genauer zu erörtern, würde eben nicht lehrreich seyn. Daß ausser den bisher genannten, Gnesen, Posen, Cracau, Breslau und Colberg, und dem Bißthum Lebus in der jezigen Mark Brandenburg, noch keine andere in Pohlen vorhanden gewesen sind, ist mehr als wahrscheinlich. Ueber die Nachrichten von den vier ersten, hat Hr. von Friese brauchbare Kritiken und Erläuterungen mitgetheilt; (S. 113–359.) wiewohl er auch vieles aus der politischen Geschichte beygemischt, und bis in die neuern Jahrhunderte fortgeschritten ist. Lengnichs Muthmaaßung, (p. 19.) daß unter Colberg wohl eine Pohlnische Stadt verborgen seyn dürfte, wird durch die Bemerkungen entkräftet, daß der Theil von Pommern, wo diese Stadt lag, allerdings unter Pohlnische Hoheit gehört; und daß man Colberg von seinen vielen Salzquellen in der Nähe, Salsa Colberga, ingleichen von seinem Bißthum, Sancta Colberga, auch Salzcholberg genannt hat. (von Friese l. c. S. 193.) Wenn aber dieser Gelehrte (Sechste Abhandlung, von dem Bißthum Lebus, das auf Pohlnisch das Lubusische Bißthum genannt wird, l. c. S. 360–408.) von welchem er glaubt, daß es Heinrich der Zweyte in den frühern Zeiten des eilften Jahrhunderts errichtet habe, ingleichen Lengnich, (p. 21. sq.) sich auf Ditmars Stellen berufen, wo er dieser Stadt gedenkt: (L. VI. p. 390. 394.) so ist Ritters Meynung, (Aelteste Meißnische Geschichte, S. 143. fg.) viel wahrscheinlicher, daß man unter Ditmars Luibusua, wegen der Nachbarschaft

der

der Elbe, in die er es sezt, nicht Lebus an der Oder, sondern Lebusa im Sächsischen Kurkreise, verstehen müsse, welches freylich aus einer ansehnlichen Stadt, wie so manche andere in ältern Zeiten, zu einem Dorfe herabgesunken ist. Daß Mjesko der Zweyte, der seinem Vater Boleslav im Jahr 1025. in der Regierung folgte, die Bißthümer Cruszwick, nachmals Vladislaw genannt, und Plozko angelegt habe; kann man Boguphaln (p. 25. T. II. Scriptt. Rer. Silef.) wohl glauben.

J. n. C. G. 814 bis 1075.

Dieses Christenthum der Pohlen, das um nichts reiner war, als dasjenige, welches die übrigen Slavischen Nationen empfiengen, gieng auch gar bald in Unterwürfigkeit gegen die Päpste, und gegen die Bischöfe überhaupt über. Schon Miecislav übergab sein Land dem Schutze des Apostels Petrus; oder des Papstes Johann des Funfzehnten. Sein Sohn Boleslav, vermuthlich der erste König von Pohlen, wozu ihn Otto der Dritte bey seinem Besuche zu Gnesen erhob — denn es gehört nicht hieher, diese berühmte Streitfrage zu erörtern; — ehrte den Clerus so sehr, daß er selbst in Gegenwart seiner Hofgeistlichen sich nicht niedersezte, und die Büßungen, welche sie ihm auflegten, gewissenhaft ausübte. Er zahlte auch dem Papste einen Zins, und beschwerte sich, daß der Kaiser Schuld daran sey, wenn er ihn nicht richtig abtrüge. (Ditmar. Chronic. L. VI. p. 397. sq.) Aber als sein Sohn Miecislav der Zweyte im Jahr 1034. gestorben war, gerieth Pohlen, nach der gemeinen Erzählung, noch tiefer in die päpstliche Knechtschaft. Sein einziger noch lebender Sohn Casimir war damals schon seit sieben Jahren Mönch in dem Kloster Clügny in Frankreich, und zum Diakonus geweiht; die Mutter desselben aber Richenza lebte als Nonne

J. n. C. G. 1014 bis 1073.

in einem Kloster zu Cöln. Pohlen, das einige Jahre hindurch keinen König hatte, verfiel daher in die äusserste Zerrüttung. Partheien, die einander bekriegten, und Räubereyen nahmen durchgehends überhand; ganze Landschaften verließen das Christenthum wieder. Die Böhmen benüzten diese Verwirrung im Jahr 1038. wie oben in ihrer Geschichte (S. 442.) erzählt worden ist, um einen großen Theil von Pohlen auszuplündern. Wie ungeheuer bereits die Kirchenschäze in Pohlen gewesen sind, sieht man daraus, daß die Böhmen unter andern von Gnesen, ausser mehrern Heiligenkörpern, ein silbernes Kreuz, das zwölf Priester kaum fortbringen konnten, ein Geschenk **Miecislavs des Zweyten**, das dreymal so viel als sein Körper gewogen hatte, und drey goldene mit Edelgesteinen besezte Altartafeln, worunter die größte dreyhundert Pfund wog, wegschleppten. Endlich suchten die Pohlen ihren **Casimir** auf, um ihm die Regierung zu übergeben. Allein der Abt von **Clugny** weigerte sich, ihn zu entlassen, wenn nicht der Papst solches erlaubte: und **Benedikt der Neunte** willigte auf demüthiges Bitten der Pohlen darein; doch mit der Bedingung, daß sich die Pohlen, zum beständigen Andenken des geistlichen Standes, in welchem sich ihr nunmehriger König befunden hatte, den Kopf bis an die Ohren scheeren, und jeder von ihnen, die Edelleute und Geistlichen ausgenommen, jährlich einen Pfennig zum Bau der Peterskirche zu **Rom**, auch zur Unterhaltung der Lichter in derselben, zahlen sollte. (Martin. Galli Chronic. Polon p. 69. ed. Gedan. Boguphali Chron. Polon. pag. 25. 26. ap. Sommersberg. T. II. Dlugoff. l. c. L. III. pag. 230.) **Cromer**, der dieses am vollständigsten erzählt, (de rebus Polonor. L. IV. p. 50. sq. ed. Colon.) sezt noch hinzu, daß die Pohlnischen Edelleute überdieß hätten versprechen müssen, während

des

des Gottesdienstes eine weisse leinene Binde, in Gestalt eines bekannten Kleides der Geistlichkeit, (stola) vom Halse herab zu tragen. Herr Wagner zweifelte schon, (Geschichte von Pohlen, S. 92. in Guthrie's Allgem. Weltgeschichte, Vierzehnt. Bandes Erster Abhandlung) ob diese Einrichtungen gerade von der gedachten Begebenheit herrührten, weil die Bescheerung des Kopfs, als eine Hunnische Gewohnheit, wohl früher mit andern Hunnischen Gebräuchen, von den Slaven nachgeahmt worden seyn möchte, und der Peterspfennig auch weit eher von den Pohlen bezahlt worden sey. Seitdem hat Herr von Friese mit dem Grafen Naruszewicz, Coadjutor von Smolensk, in seiner neuesten Pohlnischen Geschichte, (Th. II. S. 264. fg.) behauptet, (l. c. S. 295. fg.) Casimir sey niemals in dem Kloster Clügny gewesen, und dieser Theil seiner Geschichte überhaupt sey voll von Unwahrheiten. In Ansehung des Beweises, beruft er sich hauptsächlich auf seinen Vorgänger; bemerkt aber insonderheit, daß die Pohlnischen Gesandten ihren König nicht zu Clügny, sondern in dem deutschen Kloster Braunweiler, welches im Jahr 1024. gestiftet worden war, gefunden haben. Wenigstens hat Leibnitz, (Introduct. in Collect. Scriptt. Hist. Brunsvic. inservientium, n. 27. pag. 17. in Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I.) gemuthmaaßt, daß man an Statt Braunschweig, welches Dlugoß nennt, Brunwiler lesen müsse. Er ahndet auch schon etwas Fabelhaftes in dem angegebenen Ursprunge des Kopfscheerens der Pohlen. Genug, der Peterspfennig ist von ihnen bezahlt worden; vielleicht aber, wie Herr von Friese zeigt, (S. 278.) auf eine spätere Veranlassung. Denn als Benedikt der Neunte um den Anfang des Jahrs 1045. durch einen Gesandten bey Casimirn um ein gewisses jährliches Geschenk anhielt: so scheint es, daß

J. n. C. G. 814 bis 1075.

der Abt Aaron durch das Versprechen gewonnen worden sey, ihn zum Erzbischof von Cracau zu erheben; und daß er auch den König bewogen habe, die gedachte Steuer zu bewilligen. Er erlangte jenes Erzbißthum würklich; es hörte jedoch mit seinem Tode wieder auf.

Adelberts unglücklicher Versuch unter den Preußen hielt gleichwohl andere nicht zurück, gar bald einen neuen zu wagen: so hitzig war bey vielen Geistlichen nicht bloß der Eifer für die Ausbreitung des Christenthums; sondern selbst bisweilen die Begierde nach dem Ruf und der Verehrung eines Märtyrers. Zwar müßte der König Boleslav den Weg zur Bekehrung jener Nation sehr gebahnt haben, wenn er sie, wie Helmold schreibt, (Chron. Slavor. L. I. c. 15. p. 46.) genöthigt hat, ihm Steuern zu bezahlen; aber dieses kann nicht von langen oder großen Folgen gewesen seyn. Unterdessen entschloß sich Bruno, den man vor einen Herrn von Querfurt hält, einen Heydenbekehrer abzugeben. Er hatte in der Firmelung den Nahmen Bonifacius bekommen, und war Hofgeistlicher des Kaisers Otto des Dritten geworden, als er bey seiner Gegenwart mit demselben zu Rom ein Gemählde von dem Märtyrertode des heil. Bonifacius unter den Friesen sah, und sogleich zu dessen Nachahmung entflammt wurde. Nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, auch in den Benediktinerorden getreten war: entdeckte er dem Papste sein Vorhaben, der es billigte, und ihn zum Erzbischof weihen ließ. Er reiste darauf nach Pohlen, wo ihm Boleslav und andere vornehme Herren sehr reichliche Geschenke gaben; die er aber an Kirchen, unter Freunde und Arme vertheilte. Zwölf Jahre lang hatte er das strengste Leben unter Hungern und Wachen geführt; endlich gieng er zu den Preußen, und predigte ihnen

an

an der Russischen Gränze. Sie verboten es ihm; da er aber gleichwohl darinne fortfuhr: erschlugen sie ihn im Jahr 1008. nebst achtzehn seiner Gefährten. Boleslav kaufte nach einiger Zeit diese sämmtlichen Leichname, um daran einen Trost für sein Haus zu haben. (Ditmari Chron. L. VI. p. 398. welche Stelle der Annalista Saxo in Eccards Corp. Hist. medii aevi, T. I. p. 409. 410. wörtlich abgeschrieben hat; Leben des heil. Bruno im Erläuterten Preußen, Th. I. S. 787. Th. II. S. 186. fg.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Weit früher als bey den Pohlen schien die christliche Religion bey einer andern Slavischen Nation, die gleich ihr ein ansehnliches Reich im neunten Jahrhunderte stiftete, bey den Russen, herrschend zu werden; und doch wurde sie auch unter ihnen als Staatsreligion erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts eingeführt. Man glaubt wahrscheinlich genug, daß die Nachricht Fränkischer Jahrbücher (Annal. Bertin. ad a. 839. p. 195. T. III. Duchesn.) von den Gesandten der Nation Rhos an den Kaiser Theophilus, der sie an den abendländischen Kaiser Ludwig den Frommen mit dem Ersuchen schickte, ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland durch sein Reich zu ertheilen, weil sie auf dem Wege von Constantinopel zu demselben, durch die Länder sehr vieler Nationen reisen müßten, die erste ausdrückliche Meldung der Russen sey: denn die ältern Spuren von denselben, sogar aus Constantins des Großen Zeitalter, die Hr. Stritter gesammelt hat, (Memoriae Populorum ex Script. Byzantt. T. II. P. II. pag. 956. sq.) bedeuten, wie von ihm gezeigt worden ist, gar nichts. Ohngefähr zwanzig Jahre später gründete Rurik ihren neuen Staat, wie man oben (S. 162. fg.) gelesen hat: und seitdem giengen auch ihre Angriffe auf das

Orie-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Griechische Kaiserthum aus der benachbarten Ukräne; zugleich aber die ersten nähern Veranlassungen für sie an, dem Christenthum geneigt zu werden. Bald darauf war es schon so weit gekommen, daß **Photius** in seinem berühmten Circularschreiben an die morgenländischen **Patriarchen**, (in Photii Epistolis, n. 2. p. 47. sq. Londin. 1651. fol. et latine apud Baron. Annal. Eccles. a. 863. n. 34. sq. p. 250. sq. T. X. ed. Coloniens.) sagen konnte, selbst die **Rossen**, welche an Grausamkeit und Blutgierde alle Nationen überträfen, hätten nunmehr den reinen christlichen Glauben angenommen, und wären so eifrig für denselben geworden, daß sie selbst einen Bischof und Hirten aufgenommen hätten. **Pagi** (Crit. in Annal. Baron. ad a. 861. n. 7.) sezt diese Begebenheit ins Jahr 861; vielleicht gehört sie aber in eine spätere Zeit, gegen das Jahr 867. hin; zumal wenn die oben gedachte Bekehrung der **Bulgaren**, (S. 404. fg.) die **Photius** vor der **Russischen** hergehen läßt, erst im Jahr 864. vollendet worden ist. Wenn jedoch einer von den Antwerpischen Jesuiten, der über diese Geschichte gelehrte Untersuchungen angestellt hat, (Dissert. de conversione et fide Russorum, praemissa Tomo II. Actor. SS. Mens. Septembr. n. II.) und eine gleiche Zeitbestimmung angiebt, die Erzählung des **Photius** durch das Stillschweigen des **Nicetas** im Leben des **Patriarchen Ignatius**, verdächtig zu machen scheint: so hat bereits **Semler** richtig bemerkt, (Dissert. de primis initiis Christianae inter Russos Religionis, pag. 12. Halae, 1762. 4.) daß **Nicetas**, dem **Photius** so verhaßt war, nicht wohl eines Fortgangs, dessen sich dieser rühmte, gedenken konnte; daß aber auch vermuthlich **Photius** von der Absendung eines Bischofs zu den Russen, dergleichen zu heydnischen Nationen nicht selten ohne bedeutende Folgen geschah, etwas zu

hoff-

hoffnungsvoll gesprochen habe. Uebrigens bestätigen es auch die Byzantinischen Geschichtschreiber, (Cedrenus p. 551. sq. ed. Paris. Theophanis Continuator L. IV. p. 90. ed. Venet. und andere mehr,) daß die Russen, das heißt, ein Theil derselben, nachdem sie einen unglücklichen Seezug wider die Griechen unternommen hatten, um die Taufe gebeten haben.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Damit läßt es sich also wohl vereinigen, was Constantinus Porphyrogenitus von dem Heydenthum der Russen, und ihrer Bekehrung zur Zeit seines Großvaters, des Kaisers Basilius von Macedonien, oder zwischen den Jahren 867 und 886. berichtet. (Const. Porph. in Basil. Maced. pag. 157. in Hist. Byzant. Scriptt. post Theophanem, ed. Venet.) Basilius, schreibt er, hat die so schwer zu bezwingende und aller Gottesverehrung äußerst abgeneigte Russische Nation durch die reichlichsten Geschenke von Gold, Silber und seidenen Kleidern, zu einem Bündnisse bewogen, und nachdem er Friede mit ihr geschlossen, sie auch überredet, die Taufe und den Erzbischof, welchen der Patriarch Ignatius geweiht hatte, anzunehmen. Als dieser zu ihnen kam: hielt ihr König eine Versammlung des Volks, zugleich mit seinen Räthen und Großen, welche ihrer Religion am eifrigsten zugethan waren. Man berathschlagte über diese und den christlichen Glauben; rief daher den Erzbischof in die Versammlung, und fragte ihn, was er sie denn eigentlich lehren wolle? Er breitete darauf das Evangelienbuch vor ihnen aus, und erzählte ihnen einige Wunder Christi, ingleichen aus dem alten Testamente. Sogleich sagten die Russen zu ihm: wenn wir nicht auch etwas solches sehen; besonders ein ähnliches Wunder mit den drey Jünglingen im glühenden Ofen: so glauben wir dir gar nicht, und achten im geringsten nicht

auf

J. n. C. G. 814 bis 1073.

auf deine Reden. Er, der sich auf die Verheissung verließ: „Wenn ihr etwas in meinem Nahmen bitten werdet, so sollt ihr es nehmen," vornemlich in dem Falle, wenn man nicht zur Schau, sondern zum Heil der Seelen etwas Ausserordentliches verrichten will, gab ihnen zur Antwort: es sey zwar nicht erlaubt, Gott zu versuchen; sollten sie aber recht aufrichtig gesonnen seyn, sich Gott zu nähern: so möchten sie bitten, was sie wollten, Gott werde es ihrem Glauben nicht versagen. Sie verlangten also, er möchte das Evangelienbuch auf einen von ihnen angezündeten Scheiterhauffen legen; würde es unverlezt herausgenommen werden: so wollten sie zu seiner Religion treten. Dieses that der Erzbischof würklich, nachdem er vorher ein Gebet an Christum gerichtet hatte, daß er seinen Nahmen vor den Heyden verherrlichen möchte: und nach etlichen Stunden zog man das Buch ohne alle Beschädigung aus der Asche hervor. Darüber erstaunten die Russen nicht nur; sondern ließen sich auch ohne Bedenken taufen. — Solche wundervolle Bekehrungen ließen sich, ein oder zwey Menschenalter darnach, sehr gut erzählen: Hof und Geistlichkeit, welche mit den Russen zu thun hatten, sprengten sie gemeinschaftlich aus; den übrigen wurde keine Wahl gelassen, ob sie es glauben, oder erst untersuchen wollten. Daß in der Nachricht eines Ungenannten, welche Banduri (Imper. Orient. Tom. II. Animadverf. in Constant. Porphyrog. de administr. imperio, pag. 62. sq. ed. Venet.) Griechisch und Lateinisch ans Licht gestellt hat, jene Erzählung fast in gleichen Worten wiederholt wird, kann niemand vor eine glaubwürdige Bestätigung derselben ansehen. Doch eben diese Nachricht, die im Anfange verstümmelt ist, enthält auch manche historisch wahrscheinliche Umstände, die wenigstens noch mehr verdienen angeführt zu werden,

als

als ein dem Feuer widerstehendes Evangelienbuch. Nach derselben hatten sich vier Abgeordnete der Russen zu Rom mit dem christlichen Kirchencärimoniel genau bekannt gemacht; auch selbst bey dem dortigen Patriarchen, welche Papa genannt wird. Als sie davon ihrem Fürsten Bericht erstatteten, riethen seine Großen, ehe man diesen Glauben annähme, erst den zu Constantinopel üblichen Gottesdienst in Augenschein nehmen zu lassen; als welches eine große und noch vorzüglichere Stadt seyn sollte. Der Fürst ließ sich dieses gefallen, und schickte die Abgeordneten in die gedachte Hauptstadt, wo sie dem Kaiser Basilius selbst die Ursache ihrer Ankunft meldeten. Dieser trug einigen vornehmen Herren auf, sie überall herumzuführen. Sie wohnten unter andern dem Gottesdienste in der herrlichen Kirche der heil. Sophia, besonders der rührenden Abendmahlsfeyer daselbst bey, unter welcher sich die ganze Gemeine betend niederwarf, und schrie: Herr; erbarme dich unser! Die Abgeordneten aber sahen allein bey dieser Feyer, wie sie nachmals ihren Begleitern gestanden, zu ihrem Erstaunen, einige geflügelte Jünglinge in der Kirche herumschweben, und das dreymal H..ilig singen. Sie eilten daher in ihr Land zurück, und erzählten ihrem Fürsten, daß sie zu Constantinopel weit bewundernswürdigere Dinge als zu Rom gesehen hätten. Dieser bat sich nun von dem Kaiser einen Bischof aus, der eine unzähliche Menge Menschen unterrichten und tauffen möchte. Er bekam ihn auch, nebst zween Gelehrten, Cyrillus und Athanasius, welche mancherley Gelehrsamkeit auch in ihren Schriften gezeigt hatten. Diese erfüllten zwar ihre Bestimmung vollkommen; fanden aber die Russen so roh und barbarisch, daß sie ihnen die vier und zwanzig Buchstaben der Griechen nicht beybringen konnten. Mithin erfanden sie, um die-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

dieselben vor dem Abfall vom Christenthum zu verwahren, fünf und dreyssig Buchstaben für sie, welche seitdem immer von den Russen gebraucht werden, und die Religionskenntnisse bey ihnen erhalten. Endlich beschliesst der Ungenannte seine Erzählung mit dem Wunder vom unverbrannten Evangelienbuche. Es fällt übrigens sogleich in die Augen, daß der eben genannte Cyrillus kein anderer sey, als einer von den beyden berühmten Aposteln der Mähren und Böhmen, der, wie in ihrer Bekehrungsgeschichte (oben S. 412. fg.) gezeigt worden ist, das von ihm genannte Alphabet für die Slaven erfunden hat. Wie wahr es sey, was in dieser Nachricht von dem Gebrauche der Cyrillischen Schriftzüge bey den Russen gesagt wird, davon überzeugte mich die Uebereinstimmung der allermeisten daselbst genannten Buchstaben mit dem neuern Russischen Alphabete, wie ich solches in den Anfangsgründen der Russischen Sprache angetroffen habe, welche dem Deutsch-lateinisch- und Russischem Lexicon (St. Petersburg, 1731. 4.) angehängt sind. (S. 3.) Banduri hat übrigens bey dieser Veranlassung (l. c. p. 66. 67.) unter verschiedenen Slavischen Alphabeten, auch zwey sogenannte Hieronymianische, das Dalmatische und Illyrische, ingleichen das Cyrillische, welches die Slaven Kiuriliza nennen, in Kupfer stechen lassen. Daß diese Bekehrung der Russen, deren auch Cedrenus (l. c. p. 589. 590. ed. Paris. und Zonaras (Annal. T. II. p. 173. sq. ei. edit.) gedenken, um das Jahr 870. gesezt werden könne, hat Semler (l. c. p. 15. sq.) bemerkt; aber auch mit Recht hinzugesezt, daß sie, wie die durch Geld und seidene Zeuge gestiftete Verbindung der Russen mit den Griechen, von keiner langen Dauer gewesen seyn möchte. Assemani gesteht nicht nur ebenfals, (Kalendaria Ecclesiae universae, T. II. p. 265.) daß jene Bekehrung

weder

weder allgemein, noch von bleibenden Folgen gewesen sey; sondern glaubt auch, daß der vorher angeführte Ungenannte, dasjenige ausgenommen, was der Kaiser von dieser Bekehrung erzählt, sonst lauter Erdichtungen melde, und dieselbe mit der spätern Bekehrung der Russen im zehnten Jahrhunderte vermische. Seine Gründe sind, weil die Griechischen Geschichtschreiber den Cyrillus und Athanasius bey dieser Gelegenheit nicht nennen; auch kein bewährter Schriftsteller jenen berühmten Cyrillus zu den Russen reisen lasse. Dieser Beweis ist nun zwar nicht hinlänglich; aber eine Vergleichung mit der Geschichte der spätern Bekehrung giebt ihm doch ein ziemliches Gewicht: und es könnte gar wohl seyn, daß die Russen das Cyrillische Alphabet nicht unmittelbar von seinem Erfinder, den man so viele andere Reisen zu sehr weit von einander entlegenen Nationen thun läßt, empfangen hätten. Man kennt nicht einmal das Zeitalter des Ungenannten, und kann ihn also mit wenigem Vertrauen den übrigen Griechen entgegenstellen.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts, unter Constantins Regierung, ist keine Spur mehr vorhanden, daß sein Großvater Basilius eine so sehr ins Große gehende Bekehrung der Russen befördert haben sollte. Wohl aber giebt Constantinus in einer schon oben (S. 133.) beygebrachten Stelle seiner Schriften deutlich genug zu verstehen, daß die Russen damals Heyden und Feinde seines Reichs gewesen sind. Ein anderer Schriftsteller (Simeon Magister et Logotheta in Annall. pag. 367. inter Scriptt. Hist. Byzant. post Theophanem, ed. Venet.) bestätigt dieses durch die Nachricht, daß sie bey einem neuen Einfall in das Griechische Reich, die Cleriker durch grausame Martern umgebracht haben. Doch allmählich bildete sich

J. n. C. G. 814 bis 1073.

ein besseres Verständniß zwischen den Russen und Griechen. Igor, Großfürst der erstern, schloß, nachdem er eine große Niederlage von den Griechen erlitten hatte, im Jahr 945. ein Bündniß mit ihrem Kaiser Constantinus; verlor aber in eben demselben Jahre das Leben. (Auszug Russischer Geschichte nach Anleitung des Chronici Theodosiani Kioviensis, (oder aus der Chronik des Mönchs Nestor,) in Müllers Sammlung Russisch. Gesch. Erstem Stück, S. 20–26.) Seine Wittwe, die Großfürstinn Olga, kam sogar um das Jahr 955. nach Constantinopel, und ließ sich taufen; wobey sie den Nahmen Helena erhielt. Hier wünschte man wohl genauer zu wissen, was diese wegen ihrer Klugheit und Schönheit gleich berühmte Fürstinn zu einer solchen Religionsveränderung bewogen habe. Allein obgleich Constantinus ihre Aufnahme und Bewirthung an seinem Hofe umständlich beschreibt; (sie heißt bey ihm, wie bey den Griechen überhaupt, Elga, de Caerimon. Aulae Byzant. L. II. c. 15. p. 343. sq. T. II.) so sagt er doch von ihrer Bekehrung gar nichts. Cedrenus aber (p. 636. ed. Paris.) und Zonaras (Annall. T. II. p. 194.) melden bloß, daß sie großen Eifer für das Christenthum bewiesen habe. Nach diesen Schriftstellern ist Olga im Jahr 956. zu Constantinopel gewesen. Nestor aber sezt noch weit mehr Umstände hinzu; ob sie alle zuverläßig sind, kann nicht ausgemacht werden. Noch vor ihrer Taufe soll ihr der Kaiser seine Hand angetragen haben; welche sie jedoch wegen der Verschiedenheit der Religion ablehnte: und als sie eine Christinn geworden war, entschuldigte sie sich damit, daß sie nunmehr als seine Tochter anzusehen sey, indem er sie aus der Taufe gehoben habe. Sie nahm auch von ihm sehr reiche Geschenke auf ihrer Rückreise mit, die sie durch andere zu erwiedern versprach; allein

sie

sie wich ihrem Versprechen durch die Erklärung wieder aus, es wären Pathengeschenke gewesen. Diese Fürstinn, welche immer einen Hauptantheil an der Regierung behielt, auch nachdem ihr Sohn Swatoslaw dieselbe angetreten hatte, gab sich alle Mühe, ihn ebenfals zum Christenthum zu bringen. Er gab ihr aber stets die Antwort, er würde sich dadurch bey seinen Großen verächtlich machen; vielleicht dürften ihn gar seine Anverwandten und Freunde vor unwürdig halten, ihm weiter zu gehorchen. Doch hinderte er keinen Russen an der Annehmung der christlichen Religion. Es scheint jedoch die Abneigung gegen dieselbe unter dieser Nation ziemlich herrschend geblieben zu seyn, weil man findet, daß sie in ihren lezten Tagen im Jahr 969. einen christlichen Priester heimlich bey sich hatte. Sie hat unter den Heiligen der Russischen Kirche einen Plaz bekommen. (Nestor l. c. S. 97. Wagners Gesch. des Russischen Reichs, S. 95. fg in Guthrie's Allgem. Weltgesch. Sechszehnten Bandes Siebenter Abtheilung.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Bey diesen Umständen ist es unerwartet, in unsern alten Jahrbüchern die Nachricht zu finden, daß sich Olga im Jahr 959. durch Gesandte von dem deutschen König Otto dem Ersten einen Bischof und Priester für ihre Nation ausgebeten habe; wiewohl nachmals entdeckt worden sey, daß sie sich verstellt habe. (Continuat. Chron. Reginon. ad a. 959. p. 108. in Pistorii Scriptt. Rer. Germanic. T. I. ed. Struv.) Es wird hinzugesezt, daß im Jahr 960. Libutius, Mönch in dem Kloster des heil. Albanus zu Maynz, von dem Bremischen Erzbischof Adalgad für die gedachte Nation geweiht worden sey; da er aber im Jahr 961. eher starb, als er seine Reise zu derselben antreten konnte, sey ihm Adelbert, ein Mönch von St. Ma-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

ximin bey Trier, in dieser Bestimmung gefolgt. Otto versah ihn mit allen Bedürfnissen; allein er kam schon im Jahr 962. zurück, ohne dort etwas ausgerichtet zu haben. Einige seiner Gefährten wurden auf dem Rückwege umgebracht; er selbst entgieng der Lebensgefahr mit genauer Noth. (ibid. ad a. 960 – 962. pag. 108. sq.) Lambert von Aschaffenburg sagt ohngefähr eben dieses; aber viel kürzer; (de rebus Germanicis, ad a. 960. p. 314. ibid.) und ein Annalist des zwölften Jahrhunderts, der ihn zum Theil abgeschrieben zu haben scheint, stimmt mit ihm überein. (Annales Hildeshemens. ad a. 960. p. 718. in Leibnit. Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I.) Schon das ist sehr unwahrscheinlich, daß Olga, (oder Helena, wie sie in der ersten dieser Chroniken heißt,) die zu Constantinopel getauft worden war, wenige Jahre darauf um Lehrer aus der lateinischen Kirche gebeten haben sollte. Die Verstellung, welche man ihr zuschreibt, scheint auch mit ihren bekannten Gesinnungen zu streiten; doch könnte man dieselbe nachmals aus dem Widerwillen ihrer Nation gegen das Christenthum geschlossen haben. Hierzu kömmt noch, daß in der Fortsezung des Regino nicht Russen, sondern Rugier, (regina Rugorum) genannt werden: und die beiden andern Schriftsteller, die der Olga gar nicht gedenken, reden bloß von einer gente Ruscia. Kein Wunder also, wenn bereits Cromer (de orig. et reb. gestis Polonor. L. III. pag. 31. ed. Colon.) die Muthmaaßung vorgebracht hat, nicht Russen, sondern Rugier, diese nach dem Helmold, (Chron. Slavor. L. I. c. 6. p. 21.) zwar schon im neunten Jahrhunderte bekehrte, aber seitdem wieder abgefallene Nation, habe sich verstellter Weise von dem Könige Otto christliche Lehrer erbeten. Diese sehr wahrscheinliche Vermuthung, welche auch oben (S. 487.) wo Adelberts, als ersten Erzbischofs von

Mag=

Magdeburg, gedacht wurde, angenommen worden ist, hat Assemani (Kalend. Eccles. univers. T. I. p. 247. sq. T. IV. pag. 20. sq.) der seinen Vorgänger Cromer nicht kannte, noch mehr zu bestärken gesucht. Er schlägt auch am zweyten Orte (p. 21.) eine Verbesserung der Stelle in der fortgesezten Chronik des Regino vor; wodurch sowohl die Gesandten der Helena, Königinn der Russen, als die von den Rugiern abgeschickten, ihren Plaz behalten. Ich darf es nicht verschweigen, daß auch Ditmar (L. II. pag. 335.) Adelberten zu einem Bischof von Rußland macht; aber auch hier läßt sich aus der Verbindung der Großfürstinn Olga mit der Griechischen Kirche ein Mißverständniß oder ein Fehler der Abschreiber vermuthen.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Dreymal also seit hundert Jahren war ein nicht unbeträchtlicher Anfang zur Bekehrung der Russen gemacht worden: und sie blieb bey demselben stehen. Endlich verschaffte der Großfürst Wladimir (oder Wolodimer) dem Christenthum einen bleibenden Siz unter seiner Nation. Er hatte seit dem Jahr 980. durch glückliche Kriege und Eroberungen den Grund zu der neuen Größe seines Reichs gelegt, als sich um das Jahr 986. verschiedene Nationen Mühe gaben, ihm ihre Religion annehmlich zu machen. Die Bulgaren, so weit sie noch nicht zum Christenthum übergetreten waren, und in ihren alten Wohnplätzen saßen, empfohlen ihm durch eine Gesandtschaft Muhammeds Lehre. Sie gefiel ihm wegen der Begünstigung seines unersättlichen Triebes zum weiblichen Geschlechte, auch noch in einer andern Welt; allein die Beschneidung und das Verbot des Schweinefleisches und besonders des Weins, dessen er mit seinen Russen ganz und gar nicht entbehren zu können glaubte, mißfielen ihm hauptsächlich an derselben. Gesandte

 aus

J. n. C. G. 814 bis 1073.

aus Deutschland, die darauf im Nahmen des Papstes zu ihm kamen, priesen ihm die christliche Religion nach den Grundsätzen der Lateinischen Kirche an. Weil sie aber bereits seinen Vorfahren vergeblich angeboten worden war, verwarf er sie gleichfals. Nunmehr hofften die Juden ihn desto eher durch die Vorstellung zu gewinnen, daß der von den Muhammedanern als ein Prophet verehrte, und von den Christen als ein Gott angebetete Christus von ihnen gekreuzigt worden sey. Doch Wladimir fand auch bey ihnen die Beschneidung und das Verbot des Schweinefleisches anstößig. Als er aber vollends von ihnen vernahm, daß sie ihren Hauptsitz, Jerusalem, schon lange wegen ihrer Sünden verloren hätten, und von Gott unter alle Völker zerstreuet worden wären, zog er daraus die Folge, daß Gott keinen Gefallen an ihrer Religion haben könne. Hingegen nahm er einen Griechischen Geistlichen, durch welchen ihm der Kaiser Basilius und Constantinus die Vorzüge ihres Lehrbegriffs begreiflich zu machen suchten, desto besser auf. Hier aber, wo von diesem Lehrer, welcher der Philosoph Constantinus heißt, nicht nur eine lange Rede über den christlichen Glauben beym Nestor beygebracht, sondern auch erzählt wird, daß er sich eines Gemähldes vom jüngsten Gerichte mit gutem Erfolge bedient habe, um den Großfürsten zu rühren, muß nothwendig der Verdacht entstehen, daß diese schon mehr als hundert Jahre früher in der oben (S. 402. fg.) beschriebenen Bekehrung der Bulgaren mit allen Umständen vorkommende Begebenheit von den Russen nachgeahmt, und in ihre Geschichte eingeflochten worden sey. Manche Leser werden vielleicht in ihrem Argwohn noch weiter gehen, und alle diese gleich auf einander folgende Religionsgesandtschaften an Wladimirn vor einen kleinen Roman der Russischen Mönche halten,

halten, welche dadurch zeigen wollten, mit wie vielem Rechte ihre Nation die Religion der Griechischen Kirche angenommen habe. Genug, der Großfürst schickte den Geistlichen mit vielen Geschenken zurück, und berathschlagte sich mit seinen Großen und Ständen über jene Religionsanträge; wiewohl er den Griechischen merklich vorzog. Auf ihren Rath wurden im Jahr 987. zehn kluge Männer zu den Bulgaren, Deutschen und Griechen gesandt, welche ihren Glauben und Gottesdienst selbst untersuchen sollten. Diese statteten bey ihrer Zurückkunft den Bericht ab, daß die erstern sich bey ihren gottesdienstlichen Handlungen wie Wahnsinnige verhielten; die Deutschen hätten darinne nichts Rührendes; aber die Pracht, Schönheit und Ordnung des Gottesdienstes in der Sophienkirche zu Constantinopel hätten sie so sehr eingenommen, daß sie Gottes Herrlichkeit zu sehen glaubten, und entschlossen wären, wenn dieser Glaube nicht in ihrem Vaterlande eingeführt würde, sich im Griechischen Reiche niederzulassen. (Auszug aus dem Nestor in der Samml. Ruß. Gesch. Zweyten Stücke, S. 104–108. und vollständiger bey Wagnern, l. c. S. 63–70.) Auch hier sieht man, wie bereits oben (S. 511.) bemerkt worden ist, einen vollkommen ähnlichen Auftritt mit dem in einer frühern Bekehrung der Russen vorgekommenen: entweder daß ihn die Chronikenschreiber aus jener entlehnt; oder daß man denselben aus Wladimirs Zeit in die ältere versezt hat.

Wladimir und seine Stände waren jezt bereit, die christliche Religion, wie sie von den Griechen geübt wurde, anzunehmen; aber es sollte auf eine Art geschehen, welche den Kaisern die Ueberlegenheit der Russen fühlbar machte. Er hatte im Jahr 988. nach den Russischen Jahrbüchern; (vielleicht aber richtiger im

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Jahr 987.) die Stadt Korsun, (vermuthlich das jetzige Kertsch in der Krimmischen Halbinsel; nach andern aber Karasbasar oder Kaffa, ehemals Theodosia, eben daselbst,) erobert, und bey diesem kaum mehr erwarteten Glücke das Gelübde gethan, ein Christ zu werden. Darauf verlangte er von den beiden Kaisern ihre Schwester Anna zur Gemahlinn, mit dem Versprechen, wenn sie ihm zur Mitgabe seine neue Eroberung abtreten wollten, in eine freundschaftliche Verbindung mit ihnen zu treten; aber auch mit der Drohung, er würde sonst sogleich ihr Reich feindseelig behandeln. Sie antworteten ihm, daß es ihre Religion nicht erlaube, die Prinzessinn einem heydnischen Fürsten zum Gemahl zu geben; er möchte sich also erst taufen lassen, auch versprechen, ihnen gegen einen furchtbaren Aufrührer zu Hülfe zu kommen. Er erklärte sich zu beidem willig; aber ihre Schwester mußten sie ihm sogleich ausliefern. Diese gieng mit großem Widerwillen zu ihm, weil sie nun genöthigt werden konnte, einen Heyden zu heyrathen. Glücklicher Weise für sie, beraubten ihn eben Augenschmerzen seines Gesichts. Er besorgte schon, daß ihn die Götter wegen seines bevorstehenden Abfalls dadurch straften; aber Anna versicherte ihm, er werde genesen, sobald er sich taufen liesse. Wladimir glaubte ihr; empfieng in der Taufe im Jahr 988. den Nahmen Basilius, (bey den Russen Waßilii,) und gleich darauf zufälliger Weise sein Gesicht wieder; nunmehr vollzog er auch seine Vermählung. (Cedrenus pag. 699. ed. Paris. Zonaras Annall. L. XVII. pag. 221. T. II. ed. Paris. Nestor l. c. S. 108. 109. und bey Wagnern l. c. S. 70–73.)

Nach dieser politischen Religionsveränderung des Großfürsten zu Korsun, folgte alsbald der allgemeine

Um-

Umsturz des Heydenthums in seinen Reiche. Sobald er wieder in seiner Hauptstadt Kiew angelangt war, mußten alle Götzenbilder zerstört werden. Das Bild des vornehmsten Gottes der Russen, Perun, ließ er einem Pferde an den Schweif binden, und von zwölf Männern, die es schimpften und prügelten, in den Dnieper stürzen: ein Anblick, der den Einwohnern Thränen auspreßte. Sodann wurde in der ganzen Stadt ausgerufen, daß, wer sich nicht am folgenden Tage zur Taufe am Flusse Potschaina einfinden würde, als ungehorsam gegen den Großfürsten angesehen werden sollte. Tausende erschienen also daselbst; alle sagten, es müsse doch gut seyn; sonst würden es ihr Fürst und seine Bojaren, oder Großen, die sie an Einsicht sehr überträfen, nicht befehlen. Seine Gemahlinn hatte Bischöfe und andere Geistliche mitgebracht; der Griechischkaiserliche Hof sandte mehrere nach; einer derselben, Michael, wurde Metropolit von Kiew. Andere schickte er in seinem Gebiete herum; es wurden Kirchen erbauet, und dazu Baumeister aus dem Griechischen Reiche verschrieben. Besonders ließ er seit dem Jahr 994. zu Kiew eine so prächtige Kirche der Jungfrau Maria zu Ehren bauen, daß sie ihm den zehnten Theil seines Vermögens kostete, und daher auch den Nahmen Decumana erhielt; er legte einen Fluch darauf, wenn sie jemand ihrer Güter berauben würde. Korsun gab er den Griechen zurück, und nahm nur Gebeine von Heiligen, Kirchengefäßen, Bildsäulen und Priester daraus nach Kiew. Im Jahr 992. stiftete er zu Nowgorod, wo die Abschaffung des Götzendienstes einige Gewaltthätigkeiten verursachte, ein Erzbißthum; zu Tschernigow aber, Wladimir und Bjeljorod bischöfliche Sitze. Selbst für die Bekehrung der noch Muhammedanischen Bulgaren besorgt, schickte er ihnen am Marcus einen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

nächtlichem Fleiße, und ließ eine Menge Bücher aus dem Griechischen ins Slavische (oder Russische) übersetzen. Die Urschriften davon, mit Gold und Silber ausgeschmückt, wurden in einer Kirche aufbewahrt. Daß er die Kosten zum Bau vieler Kirchen und Klöster hergab; gegen den Clerus sich sehr wohlthätig bezeigte; vor allen andern aber die Mönche ehrte; machte freylich die Hauptkennzeichen der Gottseeligkeit in diesen Zeiten aus. Seine Religionskenntnisse mögen auch nur mäßig gewesen seyn: denn er befohl im Jahr 1044. die Gebeine von zween seiner Vatersbrüder, welche als Heyden gestorben waren, zu taufen, und sie darauf in einer Kirche zu begraben. Bey den Russischen Geistlichen dieser Zeit darf man ohnedieß nicht mehr Einsicht oder Gelehrsamkeit suchen, als was sie gleichsam aus der zweyten Hand von den Griechen als abergläubische Nachahmer bekamen. Zum wenigsten aber wird die Stiftung des so berühmt gewordenen Petscherskischen Klosters zu Kiew (oder Kiow) diesem Hauptsitze der Großfürsten, als eine wichtige Begebenheit in der Russischen Kirchengeschichte aufgeführt. Schon zu Jaroslaws Zeit kroch ein Mönch Hilarion in eine von ihm bey Kiow in einem Berge ausgegrabene Höhle, (im Russischen Petschera,) um darinne als Einsiedler zu leben; der Großfürst aber zog ihn heraus, und er ernannte ihn zum Metropoliten von Kiow. Ein anderer Russe, der auf dem Berge Athos in Macedonien, welcher schon damals stark mit Klöstern besezt war, und noch jezt, wegen des Rufs seiner Heiligkeit, der heilige Berg (Monte santo) genannt wird, sich unter dem Nahmen Antonius zum Mönche hatte einkleiden lassen, führte in eben derselben Höhle ein sehr strenges Leben; viele fromme Leute versorgten ihn mit seinen geringen Bedürfnissen, und er ertheilte ihnen dafür seinen Seegen. Einst

gieng

:ng auch Jsjaslaw, der Sohn und Thronfolger
aroslaws, mit seinem ganzen Hofe zu ihm, und
t sich seinen Seegen aus. Da er ein Kloster stiften
)llte, versammleten sich bald zwölf Brüder zu ihm,
:lche die Höhle zu eben so viel Cellen erweiterten.
: lebte aber zulezt in einer neuen Höhle allein, und
: Mönche erbaueten ausserhalb der ihrigen ein Klo-
r mit einer Kirche. Ja der Großfürst schenkte ihnen
blich die ganze Gegend um den Berg, worauf das
)ße Kloster nebst einer prächtigen steinernen Kirche
)auet wurde, das in kurzem hundert Brüder hatte,
d an Schönheit, Reichthum, auch Ruf der Fröm-
:gkeit und Gelehrsamkeit seiner Mönche, immer im
ussischen Reiche sehr hervorragte. Es führt noch
n jener Höhle den Nahmen des Petscherskischen.
ı seinen unterirdischen Gewölbern, welche sich laby-
ıthisch durch viele Kapellen und Zimmer durchwinden,
det man viele Leichname von Heiligen unverweset:
d obgleich dieses aus natürlichen Ursachen auch in an-
:n Kirchen- und Klostergewölbern angetroffen wird;
hat es doch hier zum Ansehen der Heiligkeit viel bey-
:ragen. In diesem Kloster lebte seit dem Jahr
)73. der erste Russische Annalist, der Mönch Nes-
)r, dessen wichtige Jahrbücher erst in unsern Zeiten
ht bekannt worden sind, von der ich aber nur Auszüge
be benüzen können. (Nestor l. c. Drittes Stück,
. 188. 191–194. Wagner l. c. S. 120. Nes-
)rs Leben in Schlözers Probe Russischer Annalen,
. 24. fg. Oben S. 104.)

Ohngefähr um gleiche Zeit, als Wladimir die
ussen durch Beyspiel, Lehrer und Befehle zum Chri-
nthum brachte, bekehrte auch der König Stephan
ne Ungarn auf eine ähnliche Art. Es ist oben
S. 106.) bemerkt worden, daß diese Nation bald

darauf,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

darauf, nachdem sie Pannonien eingenommen hatte, das von ihr seine neuere Benennung erhielt, seit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts bis gegen die Mitte desselben, Deutschland überaus furchtbar gewesen ist. Die Anstalten und Siege der deutschen Könige, Heinrichs und Otto des Ersten verminderten zwar die Gefahr von Nachbarn, die bereits die südliche Hälfte von Oesterreich besezt hatten; aber Christen, auch desto eher Freunde und Bundesgenossen aus ihnen zu machen, war ein noch dauerhafteres Gegenmittel. Unterdessen wurde der erste Versuch dazu im Jahr 948. zu Constantinopel angestellt, wo man gegen die Einfälle der Ungarn sich ebenfals oft mit Mühe vertheidigen konnte. Bulosudes, wie ihn Cedrenus nennt, (Histor. Compend. p. 636. ed. Paris.) oder Bulogudes, nach dem Zonaras, (Annal. L. XVI. p. 194. T. II. ed. Par.) ein Fürst der Ungarn, welche bey den Griechen auch Türken heissen, weil sie dieselben vor Verwandte dieser Nation hielten, (eine Abstammung, welche in unsern Zeiten von Deguignes und Pray mit vieler Gelehrsamkeit vertheidigt worden ist,) kam in jene Hauptstadt mit der verstellten Absicht, die Taufe zu empfangen. Er erhielt sie auch, und überdieß von dem Kaiser Constantinus Porphyrogenitus die Würde eines Patricius, nebst ansehnlichen Geschenken, mit welchen er in sein Vaterland zurückkehrte. Allein er fiel gar bald wieder zum Heydenthum ab; griff das Griechische Gebiet mehrmals an; als er aber auch in das Fränkische Reich einbrach, wurde er gefangen, und auf Befehl des Königs Johannes (es ist Otto der Erste, von dem die Ungarn die berühmte Niederlage im Jahr 955. erlitten,) aufgehenkt. Nicht lange darnach erschien ein anderer Ungarischer Fürst oder Befehlshaber der Ungarn, Gylas, zu Constantinopel; wurde gleichfals auf sein Verlangen getauft,

und

und auf gleiche Art beschenkt. Er nahm den Mönch Hierotheus mit sich, den der Patriarch Theophylaktus zum Bischof von Ungarn (Τουρκίας) bestimmt hatte; der auch daselbst viele Heyden bekehrte. Gylas selbst blieb dem Christenthum getreu; kaufte nicht wenig gefangene Christen loß, und lebte friedlich mit den Griechen.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Diese Erzählung hat alles Ansehen der Wahrheit. Sie ist etwan hundert Jahre nach jener Begebenheit aufgesezt; sie schickt sich auch zu den damaligen Wohnplätzen der Ungarn, zu ihrer Geschichte und Verfassung sehr wohl. Gesezt, daß sie nur auf dem Ansehen eines einzigen Schriftstellers beruhe, weil Zonaras den Cedrenus kopirt hat, und dieser entweder auch vom Johannes Scylizes hierinne ausgeschrieben worden ist, oder ihn selbst ausgeschrieben hat; (denn daß die Neuern sich hierüber theilen, hat man oben (S. 201.) gelesen: und selbst Fabricius, der anfänglich das erstere behauptete, trat bald darauf (Biblioth. Graec. Vol. VI. pag. 387. not. t.) der leztern oder gewöhnlichern Meynung bey;) so würde es doch übereilt seyn, bloß darum einem Griechen in neuern Vorfällen seines Vaterlandes nicht glauben zu wollen. Aber aus dieser Erzählung folgt freylich, daß die erste Grundlage des Christenthums unter den Ungarn von der Griechischen Kirche herzuleiten sey. Um dieses nicht nur völlig ins Licht zu sezen; sondern auch die kirchlichen Rechte der Könige von Ungarn aus eben diesem Ursprunge zu erklären, und die Nichtigkeit des gemeiniglich vorgegebenen päpstlichen Grundes derselben zu zeigen, schrieb ein Ungrischer Gelehrter, D. Gottfried Schwarz, der als Professor der Theologie zu Rinteln in unsern Tagen gestorben ist, ein besonderes Buch unter einem angenommenen Nahmen. (Gabriel

de

J. n. C. G. 814 bis 1073.

de Iuxta Hornád Initia Relig. Christianae inter Hungaros Ecclesiae Orientali adserta. Francof. 1740. 4.) Ob man gleich den Werth und das Gewicht einzeler Behauptungen oder Beweise in diesem Buche bezweifeln kann; so scheint doch der Verfasser überhaupt seine Absicht darinne erreicht zu haben. Aus Besorgniß also, die päpstliche Oberherrschaft über die Ungrische Kirche, möchte durch die Griechische Entstehungsart der leztern erschüttert werden, sezte der Jesuit Johann Stilting (Vita S. Stephani, in Actis Sanctor. ad d. 2. Septembr.) Schwarzen eine ziemlich heftige Widerlegung entgegen, aus welcher ein anderer Jesuit in Ungarn, der berühmte Geschichtschreiber, Georg Pray, (in Annall. vett. Hunnorum, Avarum et Hungarorum, p. 359. sq. Vindeb. 1761. fol.) mit vielem Beyfall einen Auszug mitgetheilt hat. Ein anderer sehr gelehrter Ungar, Adam Franz Kollár, Kaiserlicher Rath und erster Custos der Kaiserlichen Bibliothek zu Wien, stritt von neuem, aber mit eben so wenig Mäßigung, gegen Schwarzen. (Hist. diplomat. Iuris Patronatus Apostolicor. Hungariae Regum, L. I. pag. 5–20. Vindob. 1762. 4.) Diese Gelehrten beriefen sich vornemlich darauf, daß Gylas, oder, nach der Ungrischen Schreibart Gyula, nicht Fürst von Siebenbürgen und Vater der Sarolta, Mutter des Königs Stephan, gewesen seyn könne, weil Siebenbürgen damals noch nicht den Ungarn zugehört habe, und erst von diesem Könige einem heydnischen Fürsten Gyula entrissen worden sey; daß weder der Kaiser Constantinus, vor dessen Augen sich jene Bekehrung zugetragen haben soll, etwas davon wisse; vielmehr in seinen Schriften Ungarn als ein heydnisches Land ansehe; daß auch die lateinischen Schriftsteller dieser Zeit von einer damaligen Bekehrung der Ungarn schweigen; daß in der angeführten

Erzäh-

Erzählung der Griechen manche Fehler vorkommen; und Schwarz noch ausserdem einiges ohne allen Grund dabey vorausgesezt habe. Unter diesen Einwendungen ist das Stillschweigen gleichzeitiger Schriftsteller die allerschwächste; zumal, da es ohnedem nicht glaublich ist, daß Gylas und Hierotheus eine ansehnliche christliche Gemeine in Ungarn gestiftet haben. Die dem Cedrenus oder Scylizes vorgeworfenen Fehler lauffen mehr auf den Mangel genauerer Bestimmungen hinaus, die man von Griechen kaum fordern darf; von Ungarn, die erst so spät ihre vaterländische Geschichte beschrieben haben, und alsdann sich vollkommen päpstlich gesinnt ausdrückten, nicht ertheilt werden konnten; von Neuern aber eben so wenig ganz entscheidend hinzugesezt werden dürfen. In Schwarzens Voraussezungen ist, wenn er sie gleich etwas zuversichtlich vorträgt, doch auch viel Wahrscheinliches; ja daß sein kritischer Scharfsinn auch würkliche Entdeckungen gemacht habe, wird man bald an einem sehr wichtigen Beyspiele sehen. Endlich ist es von diesen Gelehrten nicht erwiesen worden, daß Siebenbürgen, oder doch ein Theil davon, damals keinem Ungrischen Fürsten unterworfen gewesen sey, und Gylas vielmehr ein Paczinazitischer gewesen seyn müsse. Hiermit kann man die Erläuterungen vergleichen, welche Hr. Prof. Gebhardi (Ungarische Geschichte, S. 404. fg. und An[illegible] u. in Guthrie's Allg. Weltgesch. XV. B. I. Abtheil.) darüber gegeben hat. Man ist also nicht berechtigt, die Bekehrung des Gylas durch Griechen darum zu leugnen, weil die Umstände und Folgen derselben meistentheils ins Dunkle eingehüllt sind. Dieses hat auch in den neuesten Jahren der gelehrte Ungarische Piarist, P. Alexius [illegible] erkannt, (in Commentario de Sacra [illegible] ac de Regibus eadem redimitis [illegible]

J. n. C. G. 814 bis 1077.

ohne davon für die päpstliche Hoheit in Ungarn nachtheilige Folgerungen zu befürchten.

J. n. C. G. 814 bis 973.

Zwanzig Jahre später wird die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums unter den Ungarn schon etwas gewisser und zusammenhängender. Seit dem Jahr 972. regierte der Herzog Geisa über sie, und war mit Sarolta, wahrscheinlich einer Tochter des vorhergedachten Gylas, vermählt. Ditmar erzählt von dieser seiner Gemahlinn, (Chron. L. VIII. p. 426.) daß sie den Slavischen Nahmen Beleknegini, das heißt, die schöne Frau, geführt habe, im Trinken und Reiten gleich stark gewesen sey, und sogar in der Wuth ihres Zorns einen Mann umgebracht habe. Diese Slavische Benennung, und die Nachricht der Pohlnischen Schriftsteller, daß Geisa eine Schwester ihres Herzogs Miecislav geheyrathet habe, leitet Hrn. Pray (l. c. p. 385.) zu der Vermuthung, Ditmar rede von seiner zweyten Gemahlinn; nicht aber von der ersten, Sarolta, von welcher ein gleichzeitiger Schriftsteller (Vita S. Adelberti in Actis SS. Mensis Aprilis T. III. ad d. 23. mensis, c. 5.) sagt, sie habe das ganze Reich mit der Hand ihres Mannes gehalten, und an Statt seiner regiert; auch habe unter ihrer Anführung das Christenthum angefangen. Geisa selbst, den Ditmar Dejux nennt, (l. c.) wird von ihm als ein sehr grausamer Fürst abgeschildert, der viele Menschen getödtet; nachher aber, da er ein Christ geworden war, diesen Flecken durch Eifer für den Herrn abgewaschen habe. Man merkt deutlich genug, daß es Sarolta gewesen ist, die ihm günstige Gesinnungen gegen das Christenthum beygebracht hat. Ohngefähr drittehalb hundert Jahre nach ihm, meldet der Ungarische Bischof Chartvitius, im Leben seines Sohns, (Vita S. Stephani, Hungarorum Regis, in Io. Georg. Schwandt-

ri Scriptt. Rer. Hungar. vett. ac genuinis, p. 414.
ndob. 1746. fol.) daß er noch als Heyde friedfertig
it seinen Nachbarn gelebt, und befohlen habe, alle
sein Gebiet reisende Christen sollten gastfrey aufge-
mmen werden; auch habe er die Cleriker und Mön-
e vor sich kommen lassen, und sie gütig angehört.
ieser Schriftsteller weiß auch von einer nächtlichen
rscheinung, durch welche Gott dem Geisa, seinen
ohn, der das Christenthum einführen würde, ange-
ndigt, und die gute Aufnahme eines zu ihm kom-
enden Glaubensboten empfohlen habe. Allein diese
ar schon so gut vorbereitet, daß Piligrin, (oder
ilgrim) Bischof von Passau, nicht vergebens an
r Verbreitung seiner Religion daselbst gearbeitet
tte. Als noch Toxus über die Ungarn regierte, hatte
den Schwäbischen Mönch Wolfgang zu ihnen ge-
ickt; weil er aber nichts ausrichten konnte, ihn bald
rückberufen, und zum Bischof von Regensburg be-
llt. Jezt da Otto der Erste einen gewissen Bi-
of Bruno an den Geisa abgehen ließ, verlangte er
m Piligrin, daß er denselben mit dem nöthigen
efolge, mit Pferden und Geräthschaften versehen, an
: Ungarischen Gränzen führen lassen möchte. Es
men bald auch Gesandte vom Geisa, welche auf der
eichsversammlung zu Quedlinburg im Jahr 973.
: einem Bündnisse arbeiteten. Piligrin fertigte
o Mönche und Geistliche nach Ungarn ab, welche in
rzem gegen fünf tausend von dem edelsten Theil der
ation tauften; wie sie dieselben, ohne ihre Sprache
verstehen, unterrichten konnten, sucht Hr. Pray
rch Vermuthungen zu erklären. (l. c. p. 373. not. h.)
lerdings gab es schon eine große Menge Christen
ter den Ungarn, die als Leibeigene aus vielen Län-
rn von ihnen fortgeschleppt worden waren. Diese
achten nun ihre Kinder zur Taufe herbey, und erbaue-

J. n.
C. G.
814
bis
1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Jahr 987.) die Stadt Korsun, (vermuthlich das jezige Kertsch in der Krimmischen Halbinsel; nach andern aber Karasbasar oder Kaffa, ehemals Theodosia, eben daselbst,) erobert, und bey diesem kaum mehr erwarteten Glücke das Gelübde gethan, ein Christ zu werden. Darauf verlangte er von den beiden Kaisern ihre Schwester Anna zur Gemahlinn, mit dem Versprechen, wenn sie ihm zur Mitgabe seine neue Eroberung abtreten wollten, in eine freundschaftliche Verbindung mit ihnen zu treten; aber auch mit der Drohung, er würde sonst sogleich ihr Reich feindseelig behandeln. Sie antworteten ihm, daß es ihre Religion nicht erlaube, die Prinzessinn einem heydnischen Fürsten zum Gemahl zu geben; er möchte sich also erst taufen lassen, auch versprechen, ihnen gegen einen furchtbaren Aufrührer zu Hülfe zu kommen. Er erklärte sich zu beidem willig; aber ihre Schwester mußten sie ihm sogleich ausliefern. Diese gieng mit großem Widerwillen zu ihm, weil sie nun genöthigt werden konnte, einen Heyden zu heyrathen. Glücklicher Weise für sie, beraubten ihn eben Augenschmerzen seines Gesichts. Er besorgte schon, daß ihn die Götter wegen seines bevorstehenden Abfalls dadurch straften; aber Anna versicherte ihm, er werde genesen, sobald er sich taufen liesse. Wladimir glaubte ihr; empfieng in der Taufe im Jahr 988. den Nahmen Basilius, (bey den Russen Waßilii,) und gleich darauf zufälliger Weise sein Gesicht wieder; nunmehr vollzog er auch seine Vermählung. (Cedrenus pag. 699. ed. Paris. Zonaras Annall. L. XVII. pag. 221. T. II. ed. Paris. Nestor l. c. S. 108. 109. und bey Wagnern l. c. S. 70–73.)

Nach dieser politischen Religionsveränderung des Großfürsten zu Korsun, folgte alsbald der allgemeine Um-

Umsturz des Heydenthums in seinen Reiche. Sobald er wieder in seiner Hauptstadt Kiew angelangt war, mußten alle Götzenbilder zerstört werden. Das Bild des vornehmsten Gottes der Russen, Perun, ließ er einem Pferde an den Schweif binden, und von zwölf Männern, die es schimpften und prügelten, in den Dnieper stürzen: ein Anblick, der den Einwohnern Thränen auspreßte. Sodann wurde in der ganzen Stadt ausgerufen, daß, wer sich nicht am folgenden Tage zur Taufe am Flusse Potschaina einfinden würde, als ungehorsam gegen den Großfürsten angesehen werden sollte. Tausende erschienen also daselbst; alle sagten, es müsse doch gut seyn; sonst würden es ihr Fürst und seine Bojaren, oder Großen, die sie an Einsicht sehr überträfen, nicht befehlen. Seine Gemahlinn hatte Bischöfe und andere Geistliche mitgebracht; der Griechischkaiserliche Hof sandte mehrere nach; einer derselben, Michael, wurde Metropolit von Kiew. Andere schickte er in seinem Gebiete herum; es wurden Kirchen erbauet, und dazu Baumeister aus dem Griechischen Reiche verschrieben. Besonders ließ er seit dem Jahr 994. zu Kiew eine so prächtige Kirche der Jungfrau Maria zu Ehren bauen, daß sie ihm den zehnten Theil seines Vermögens kostete, und daher auch den Nahmen Decumana erhielt; er legte einen Fluch darauf, wenn sie jemand ihrer Güter berauben würde. Korsun gab er den Griechen zurück, und nahm nur Gebeine von Heiligen, Kirchengefäßen, Bildsäulen und Priester daraus nach Kiew. Im Jahr 992. stiftete er zu Nowgorod, wo die Abschaffung des Götzendienstes einige Gewaltthätigkeiten verursachte, ein Erzbißthum; zu Tschernigow aber, Wladimir und Bjeljorod bischöfliche Sitze. Selbst für die Bekehrung der noch Muhammedanischen Bulgaren besorgt, schickte er ihnen am Marcus einen

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

darauf, nachdem sie Pannonien eingenommen hatte, das von ihr seine neuere Benennung erhielt, seit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts bis gegen die Mitte desselben, Deutschland überaus furchtbar gewesen ist. Die Anstalten und Siege der deutschen Könige, Heinrichs und Otto des Ersten verminderten zwar diese Gefahr von Nachbarn, die bereits die südliche Hälfte von Oesterreich besezt hatten; aber Christen, auch desto eher Freunde und Bundesgenossen aus ihnen zu machen, war ein noch dauerhafteres Gegenmittel. Unterdessen wurde der erste Versuch dazu im Jahr 948. zu Constantinopel angestellt, wo man gegen die Einfälle der Ungarn sich ebenfals oft mit Mühe vertheidigen konnte. Bulosudes, wie ihn Cedrenus nennt, (Histor. Compend. p. 636. ed. Paris.) oder Bulogudes, nach dem Zonaras, (Annal. L. XVI. p. 194. T. II. ed. Par.) ein Fürst der Ungarn, welche bey den Griechen auch Türken heissen, weil sie dieselben vor Verwandte dieser Nation hielten, (eine Abstammung, welche in unsern Zeiten von Deguignes und Pray mit vieler Gelehrsamkeit vertheidigt worden ist,) kam in jene Hauptstadt mit der verstellten Absicht, die Taufe zu empfangen. Er erhielt sie auch, und überdieß von dem Kaiser Constantinus Porphyrogenitus die Würde eines Patricius, nebst ansehnlichen Geschenken, mit welchen er in sein Vaterland zurückkehrte. Allein er fiel gar bald wieder zum Heydenthum ab; griff das Griechische Gebiet mehrmals an; als er aber auch in das Fränkische Reich einbrach, wurde er gefangen, und auf Befehl des Königs Johannes (es ist Otto der Erste, von dem die Ungarn die berühmte Niederlage im Jahr 955. erlitten,) aufgehenkt. Nicht lange darnach erschien ein anderer Ungarischer Fürst oder Befehlshaber der Ungarn, Gylas, zu Constantinopel; wurde gleichfals auf sein Verlangen getauft,

und

und auf gleiche Art beschenkt. Er nahm den Mönch Hierotheus mit sich, den der Patriarch Theophylaktus zum Bischof von Ungarn (Τουρκίας) bestimmt hatte; der auch daselbst viele Heyden bekehrte. Gylas selbst blieb dem Christenthum getreu; kaufte nicht wenig gefangene Christen loß, und lebte friedlich mit den Griechen.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Diese Erzählung hat alles Ansehen der Wahrheit. Sie ist etwan hundert Jahre nach jener Begebenheit aufgesezt; sie schickt sich auch zu den damaligen Wohnplätzen der Ungarn, zu ihrer Geschichte und Verfassung sehr wohl. Gesezt, daß sie nur auf dem Ansehen eines einzigen Schriftstellers beruhe, weil Zonaras den Cedrenus kopirt hat, und dieser entweder auch vom Johannes Scylizes hierinne ausgeschrieben worden ist, oder ihn selbst ausgeschrieben hat; (denn daß die Neuern sich hierüber theilen, hat man oben (S. 201.) gelesen: und selbst Fabricius, der anfänglich das erstere behauptete, trat bald darauf (Biblioth. Graec. Vol. VI. pag. 387. not. t.) der leztern oder gewöhnlichern Meynung bey;) so würde es doch übereilt seyn, bloß darum einem Griechen in neuern Vorfällen seines Vaterlandes nicht glauben zu wollen. Aber aus dieser Erzählung folgt freylich, daß die erste Grundlage des Christenthums unter den Ungarn von der Griechischen Kirche herzuleiten sey. Um dieses nicht nur völlig ins Licht zu sezen; sondern auch die kirchlichen Rechte der Könige von Ungarn aus eben diesem Ursprunge zu erklären, und die Richtigkeit des gemeiniglich vorgegebenen päpstlichen Grundes derselben zu zeigen, schrieb ein Ungrischer Gelehrter, D. Gottfried Schwarz, der als Professor der Theologie zu Rinteln in unsern Tagen gestorben ist, ein besonderes Buch unter einem angenommenen Nahmen. (Gabriel de

J. n. C. G. 814 bis 1073.

christliche Religion angenommen hatte, den Papst durch Gesandte um seinen Seegen und um den königlichen Titel gebeten. Würklich hatte der Papst schon eine schöne Krone für ihn verfertigen lassen; allein in der Nacht vor dem Tage, da er sie ihm zu überschicken entschlossen war, erschien ihm ein Engel, der ihm meldete, am folgenden Jahre würden Gesandte einer unbekannten Nation zu ihm kommen, und sich für ihren Herzog eine königliche Krone nebst seinem Seegen ausbitten; diesem gebühre sie vielmehr. Als dieses eintraf, und der Papst erfuhr, wie viele Ungläubige Stephanus bereits durch seine Macht zu Christo bekehrt habe: willigte er nicht allein in dessen Bitte; sondern befohl auch, daß vor diesem Könige das Kreuz, als das Zeichen des Apostolats, hergetragen werden sollte. Denn ich, sagte er, bin zwar der Apostolische Bischof; er aber heißt mit Recht der Apostel Christi, durch welchen sich Christus ein so großes Volk erworben hat. Stephanus, seine Bischöfe, Grafen und das Volk empfiengen diese Geschenke mit Frohlocken; er wurde nun erst zum Könige gesalbt, und ihm jene Krone aufgesezt. — Daß ein Schriftsteller, der drittehalb hundert Jahre nach dieser Begebenheit geschrieben hat; der ausser dieser englischen Erscheinung, auch andere vermeinte göttliche Traumgesichter, Offenbarungen und Wunder aus dieser Zeit vorbringt; der einen Pohlnischen König Miesca nennt, dergleichen es damals gar nicht gab; kurz, der mehr eine fabelhafte Lobschrift auf seinen König, wie sie der Clerus nach und nach zu entwerfen vor gut befand, als eine Lebensbeschreibung hinterlassen hat, hierinne allein, und ohne Zeugnisse älterer Geschichtschreiber, ja im Widerspruche gegen sie, gar keinen Glauben verdiene, darf nicht erst bewiesen werden. Alles, was man einräumen kann, ist dieses, daß der Papst dem mit dem

Kaiser

J. n. C. G. 814 bis 107[illegible]

Erzählung der Griechen manche Fehler vorkommen; und Schwarz noch ausserdem einiges ohne allen Grund dabey vorausgesezt habe. Unter diesen Einwendungen ist das Stillschweigen gleichzeitiger Schriftsteller die allerschwächste; zumal, da es ohnedem nicht glaublich ist, daß Gylas und Hierotheus eine ansehnliche christliche Gemeine in Ungarn gestiftet haben. Die dem Cedrenus oder Scylizes vorgeworfenen Fehler lauffen mehr auf den Mangel genauerer Bestimmungen hinaus, die man von Griechen kaum fordern darf; von Ungarn, die erst so spät ihre vaterländische Geschichte beschrieben haben, und alsdann sich vollkommen päpstlich gesinnt ausdrückten, nicht ertheilt werden konnten; von Neuern aber eben so wenig ganz entscheidend hinzugesezt werden dürfen. In Schwarzens Voraussezungen ist, wenn er sie gleich etwas zuversichtlich vorträgt, doch auch viel Wahrscheinliches; ja daß sein kritischer Scharfsinn auch würkliche Entdeckungen gemacht habe, wird man bald an einem sehr wichtigen Beyspiele sehen. Endlich ist es von diesen Gelehrten nicht erwiesen worden, daß Siebenbürgen, oder doch ein Theil davon, damals keinem Ungrischen Fürsten unterworfen gewesen sey, und Gylas vielmehr ein Paczinazitischer gewesen seyn müsse. Hiermit kann man die Erläuterungen vergleichen, welche Hr. Prof. Gebhardi (Ungarische Geschichte, S. 404. fg. und An[illegible]u. in Guthrie's Allg. Weltgesch. XV. B. I. Abtheil.) darüber gegeben hat. Man ist also nicht berechtigt, die Bekehrung des Gylas durch Griechen darum zu leugnen, weil die Umstände und Folgen derselben meistentheils ins Dunkle eingehüllt sind. Dieses hat auch in den neuesten Jahren der gelehrte Ungarische Piarist, P. Alexius Horányi, erkannt, (in Commentario de Sacra Corona Hungariae, ac de Regibus eadem redimitis, Pesth. 1790. 8.)

 ohne

J. n. C. G. 914 bis 973.

ohne davon für die päpstliche Hoheit in Ungarn nachtheilige Folgerungen zu befürchten.

Zwanzig Jahre später wird die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums unter den Ungarn schon etwas gewisser und zusammenhängender. Seit dem Jahr 972. regierte der Herzog Geisa über sie, und war mit Sarolta, wahrscheinlich einer Tochter des vorhergedachten Gylas, vermählt. Ditmar erzählt von dieser seiner Gemahlinn, (Chron. L. VIII. p. 426.) daß sie den Slavischen Nahmen Beleknegini, das heißt, die schöne Frau, geführt habe, im Trinken und Reiten gleich stark gewesen sey, und sogar in der Wuth ihres Zorns einen Mann umgebracht habe. Diese Slavische Benennung, und die Nachricht der Pohlnischen Schriftsteller, daß Geisa eine Schwester ihres Herzogs Miecislav geheyrathet habe, leitet Hrn. Pray (l. c. p. 385.) zu der Vermuthung, Ditmar rede von seiner zweyten Gemahlinn; nicht aber von der ersten, Sarolta, von welcher ein gleichzeitiger Schriftsteller (Vita S. Adelberti in Actis SS. Mensis Aprilis T. III. ad d. 23. mensis, c. 5.) sagt, sie habe das ganze Reich mit der Hand ihres Mannes gehalten, und an Statt seiner regiert; auch habe unter ihrer Anführung das Christenthum angefangen. Geisa selbst, den Ditmar Dejux nennt, (l. c.) wird von ihm als ein sehr grausamer Fürst abgeschildert, der viele Menschen getödtet; nachher aber, da er ein Christ geworden war, diesen Flecken durch Eifer für den Herrn abgewaschen habe. Man merkt deutlich genug, daß es Sarolta gewesen ist, die ihm günstige Gesinnungen gegen das Christenthum beygebracht hat. Ohngefähr drittehalb hundert Jahre nach ihm, meldet der Ungarische Bischof Chartvitius, im Leben seines Sohns, (Vita S. Stephani, Hungarorum Regis, in Io. Georg. Schwandt-

neri

neri Scriptt. Rer. Hungar. vett. ac genuinis, p. 414. Vindob. 1746. fol.) daß er noch als Heyde friedfertig mit seinen Nachbarn gelebt, und befohlen habe, alle in sein Gebiet reisende Christen sollten gastfrey aufgenommen werden; auch habe er die Cleriker und Mönche vor sich kommen lassen, und sie gütig angehört. Dieser Schriftsteller weiß auch von einer nächtlichen Erscheinung, durch welche Gott dem Geisa, seinen Sohn, der das Christenthum einführen würde, angekündigt, und die gute Aufnahme eines zu ihm kommenden Glaubensboten empfohlen habe. Allein diese war schon so gut vorbereitet, daß Piligrin, (oder Pilgrim) Bischof von Passau, nicht vergebens an der Verbreitung seiner Religion daselbst gearbeitet hatte. Als noch Toxus über die Ungarn regierte, hatte er den Schwäbischen Mönch Wolfgang zu ihnen geschickt; weil er aber nichts ausrichten konnte, ihn bald zurückberufen, und zum Bischof von Regensburg bestellt. Jezt da Otto der Erste einen gewissen Bischof Bruno an den Geisa abgehen ließ, verlangte er vom Piligrin, daß er denselben mit dem nöthigen Gefolge, mit Pferden und Geräthschaften versehen, an die Ungarischen Gränzen führen lassen möchte. Es kamen bald auch Gesandte vom Geisa, welche auf der Reichsversammlung zu Quedlinburg im Jahr 973. an einem Bündnisse arbeiteten. Piligrin fertigte also Mönche und Geistliche nach Ungarn ab, welche in kurzem gegen fünf tausend von dem edelsten Theil der Nation tauften; wie sie dieselben, ohne ihre Sprache zu verstehen, unterrichten konnten, sucht Hr. Pray durch Vermuthungen zu erklären. (l. c. p. 373. not. h.) Allerdings gab es schon eine große Menge Christen unter den Ungarn, die als Leibeigene aus vielen Ländern von ihnen fortgeschleppt worden waren. Diese brachten nun ihre Kinder zur Taufe herbey, und erbauten

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1023.

ten, ungehindert Bethäuser. Geisa wurde endlich selbst, und wahrscheinlich von dem gedachten Bischof Bruno, getauft. Ein neuerer Schriftsteller läßt ihn viele tausend christliche Soldaten unvermerkt in sein Reich ziehen, durch welche er alle seine heydnische Unterthanen gezwungen haben soll, Christen zu werden. Allein es ist zuverläßiger, daß der größte Theil der Ungarn, so lange er lebte, im Heydenthum geblieben sey. (Pray l. c. et pag. 383.) Ob er gleich Kirchen und Klöster zu bauen anfieng, auch Geistliche aus Italien in sein Land rief; so opferte er doch zugleich dem höchsten Gotte, und auch den Götzen; auf die Vorwürfe, die ihm sein Bischof darüber machte, gab er zur Antwort, er sey reich und mächtig genug, um solches thun zu können. (Ditmar. l. c. p. 420.) Unterdessen war Piligrin übel damit zufrieden, daß der Papst Benedikt der Sechste die Länder, welche ehemals unter der kirchlichen Aufsicht des Erzbischofs von Lorch standen, zu dem Kirchensprengel des Erzbischofs von Salzburg geschlagen hatte. Als er daher dem Papste vorstellte, wie viel er zum Besten des Christenthums in Ungarn geleistet habe, bewilligte ihm dieser durch eine Bulle vom Jahr 974. daß ganz Ungarn oder Avarien, Pannonien, Mösien, Moravien, und alle Slavische Länder, die er bekehren lassen würde, seinem Bißthum untergeben seyn sollten. Er genoß aber von diesem Vorrechte desto weniger, da sich der Herzog Heinrich von Baiern einige Jahre darauf gegen Otto den Zweyten empörte, und er selbst wider ihn sein Stift mit den Waffen vertheidigen mußte. Auch verwüsteten die Ungarn, vom Jahr 980. an, die Markgrafschaft Oesterreich, wo der vorhergedachte Bischof Wolfgang Baierische Colonisten angesezt, und zu ihrer Sicherheit mit Erlaubniß des Kaisers das Schloß Zwisila zwischen der großen und kleinen Erlaff erbauet

hatte;

hatte; bis sie endlich im Jahr 983. Oesterreich den Deutschen überlassen mußten. Eben zu dieser Zeit kam Adelbert, der zu Verona zum Bischof geweiht worden war, nach Ungarn, und taufte den Prinzen Waik, den Sarolta eben gebohren hatte; er gab ihm zugleich den Nahmen Stephanus. Diesem einheimischen Berichte des Chartvitius (l. c. p. 415.) widersprechen zwar die deutschen Schriftsteller vom zwölften Jahrhunderte an, indem sie versichern, erst Gisela, diese Baierische Prinzessinn, und Schwester des Kaisers Heinrich des Zweyten, habe es so weit gebracht, daß sich Stephanus und die Ungarn überhaupt taufen ließen, weil sie ihn nur unter dieser Bedingung zum Gemahl annehmen wollte. (Sigebert. Gemblac. Chronic. ad a. 1010. p. 827. T. I. Pistor. Otton. Frising. Chron. L. VI. c. 27. p. 131. apud Urstis. T. I. Conradi Vrsperg. Chron. ad a. 1001. p. 164. Argentor. 1609. fol.) Da aber doch ein anderer alter deutscher Chronist (Annalista Saxo ad a. 1038. p. 469. in Eccardi Corp. hist. med. aevi, T. I.) den Prinzen vom Adelbert taufen läßt: so scheint es, man könne beide Theile dadurch mit einander vereinigen, daß der große Antheil, den Gisela an der allgemeinen Bekehrung der Ungarn, und an dem Religionseifer ihres Gemahls hatte, die Sage verursacht habe, als wenn er erst auf ihren Antrieb getauft worden wäre. Es ist streitig, ob dieser Bischof der berühmte Erzbischof von Prag dieses Nahmens gewesen sey; es braucht aber hier nicht untersucht zu werden. Adelbert ließ einen gewissen Pappates in Ungarn; den er jedoch auch zurück rief, weil seine Predigten keine Früchte trugen. (Pray l. c. pag. 373–385. Hansizii German. Sacr. T. I. pag. 210. sq. Assemani Kalend. Eccl. universae, T. IV. p. 100–127. Gebhardi l. c. S. 410–416.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Einen desto glücklichern Fortgang hatte alles, was der Sohn des Geisa, Stephanus, der ihm im Jahr 997. in der Regierung nachfolgte, zur Einführung des Christenthums in Ungarn veranstaltete. Allerdings verband dieser Fürst mehrere rühmliche Gaben mit einander: Einsichten von einer damals seltnen Art, Klugheit, Muth, Standhaftigkeit, strenge Gerechtigkeitsliebe, Großmuth und Tapferkeit. Herr Prof. Gebhardi vermuthet, (l. c. S. 419.) daß schon sein Vater, die persönliche Königswürde vom abendländischen Kaiser angenommen, und, welches eine nothwendige Folge dieser Handlung war, sich zur lateinischen oder Römischen Kirche gehalten habe. Spuren davon finden sich freylich nicht; aber von seinem Sohne, der durch seine Vermählung ein Anverwandter des kaiserlichen Hauses wurde, sagt es Ditmar ausdrücklich, (L. IV. pag. 360.) Waic, (wie sein ursprünglicher Nahme war,) habe mit Genehmigung und Aufmunterung (gratia et hortatu) des Kaisers Otto des Dritten, die Krone und königliche Einseegnung angenommen. Bey diesem Zeugnisse eines Zeitgenossen ist es ganz überflüßig, sich erst auf die Nachricht eines sonst mit Recht geschätzten Geschichtschreibers aus dem sechszehnten Jahrhunderte (Aventin. Annal. Boior. L. V. c. 5. p. 486. ed. Lipf.) zu berufen, welcher versichert, der Ungrische Prinz habe die Schwester Heinrichs des Zweyten mit der Bedingung zur Gemahlinn bekommen, daß er sich taufen lassen sollte; darauf sey er auch vom Kaiser zum Könige ernannt worden. Es ist ohnedem mehr als wahrscheinlich, daß Stephanus schon um das Jahr 1000. in welches man gemeiniglich seine Krönung sezt, und also noch zur Zeit des Kaisers Otto, vermählt gewesen sey. Auf der andern Seite kann das Ansehen Ungarischer Geschichtschreiber, welche, fast fünf hundert Jahre nach Ditmarn, behaupten,

pten, daß Stephanus durch die Ungarischen Stände allein zur königlichen Würde erhoben worden sey, gegen denselben gar nichts gelten. Doch muß man auch zugeben, daß, wenn gleich Ditmars Erzählung glaubwürdig ist, daraus doch keine Lehnsabhängigkeit des neuen Königs von dem Kaiser gefolgert werden dürfe. Es war, wie Hr. Gebhardi bemerkt, (l. c. S. 419. fg.) nach den damaligen Grundsätzen unumgänglich nöthig, daß ein christlicher König sich zu einem der beiden Kaiser hielt; und man glaubte, daß nur ein Kaiser Königswürden ertheilen könne; aber auch dadurch verpflichtet sey, den von ihm ernannten König gegen seine, besonders nicht christliche, Feinde zu vertheidigen; und die Verbindlichkeit des Königs habe bloß darinne bestanden, daß er dem Kaiser als obersten Schutzherrn der christlichen Kirche den Vorrang gab; ihm in Religionskriegen folgte, oder dazu eine Geldsteuer zahlte; auch der Römischen Kirche und dem Papste in Religionslehren beytrat.

J. n. C. G. 814 bis 1074.

Eine andere Anmaaßung hingegen in Ansehung der Ungrischen Königswürde, scheint die Nachricht des Chartvitius (l. c. p. 417.) zu begünstigen. Nach derselben schickte Stephanus im vierten Jahre seiner Regierung, auf göttlichen Antrieb, den Abt des St. Martinsklosters in Ungarn Astrich nach Rom, um den Nachfolger des Apostels Petrus zu bitten, daß er dem neubekehrten Pannonien seinen reichlichen Seegen ertheilen; die Kirche zu Gran in eine erzbischöfliche erhöhen; die übrigen Bißthümer bestätigen, und den Herzog selbst mit der Königskrone beehren möchte, damit er, durch dieselbe unterstüzt, das angefangene Werk der Bekehrung seiner Nation desto mehr befestigen könne. Dieser Bischof sezt hinzu, eben damals habe auch Miesca, Herzog von Pohlen, der die

J. n. C. G. 1014 bis 1073.

Mitte dieses Jahrhunderts gar nicht zu zweifeln. Selbst Martin Schmeizel, (de Insignibus, vulgo Clenodiis Regni Hungariae, apud Schwandtn. l. c. p. 486. sq.) sonst kein ungeübter Forscher, sagte die gewöhnliche Erzählung darüber nach. Dagegen erregte es zwar eine gewaltige Bedenklichkeit, daß man längstens Griechische Buchstaben und das Bild eines Kaisers Constantinus auf derselben entdeckt hatte. Allein Rewa leitete dieses daraus her, weil Constantin der Große diese Krone dem Römischen Bischof Silvester dem Ersten geschenkt haben sollte. Keine so geschichtwidrige, aber eine desto gekünsteltere Deutung gab Kollár davon; jene Umstände sollten anzeigen, daß die schismatischen Griechen nicht werth wären, das Kaiserthum zu besizen, und daß der Papst durch diese völlig nach Griechischer Art gebildete Krone, die rechtgläubige Krone Constantins des Großen auf einen andern rechtgläubigen Fürsten habe übertragen wollen. (Hist. diplom. Iuris Patronat. Hungariae Regum, p. 39.) Schwarz wagte es zuerst, in dem oben (S. 527.) angeführten Buche die einzig wahrscheinliche Meinung vorzutragen, daß diese Krone zuerst den Griechischen Kaisern zugehört habe, deren mehrere auf derselben abgebildet sind, und daß sie von ihnen einem Ungarischen Herzoge geschenkt worden sey; aber Stilting, der sogar noch mit derselben auf Constantin den Großen zurückgeht, (Comment. praevio ad vitam S. Stephani, §. XX. n. 205. sq.) Kollár, (l. c. p. 28. sq.) und selbst Hr. Pray, (Annall. Regg. Hungariae ab A. C. 997. ad a. 1564. Pars I. p. 11. sq. Vindob. 1764. fol.) suchten ihn hitzig genug zu widerlegen. Aehnliche Erläuterungen oder Muthmaaßungen, die im Grunde jene Meinung bestätigen, hat Hr. Prof. Gebhardi (l. c. S. 421. fg. Anm. tt.) mitgetheilt.

Der

J. n. C. G. 814 bis 1078.

Der Mangel einer genauern Abbildung und Beschreibung dieser Krone war lange ein Haupthinderniß gewesen, ihren Griechischen Ursprung anzuerkennen; obgleich in Kupfer gestochene Vorstellungen derselben in mehrern Büchern vorhanden sind. (z. B. beym Kollár, (l. c. p. 25. und Pray, l. c. ad p. 1.) Ihre neueste Rückkehr von Wien nach Ungarn, wo sie mit so großer Freude empfangen wurde, hat endlich den Hrn. P. Horányi Gelegenheit gegeben, in dem auch bereits (oben S. 529.) genannten Buche eine vollständige Nachricht von ihren Bildern und Inschriften zu ertheilen, und dadurch ihrer ersten Bestimmung näher zu kommen. Eines Theils also sieht man auf der Vorderseite dieser Krone den Welterlöser mit seinen Nahmen IC und XC; zu seiner Rechten die Erzengel Michael und Gabriel; am goldenen Reif die Märtyrer Cosmas, Georgius, Demetrius und Damianus; endlich an der Hinterseite, ausser dem Kaiser Constantinus Porphyrogenitus, noch zwey andere Köpfe mit Ueberschriften. Die eine zeigt höchst wahrscheinlich den Vater des Stephanus, Geisa, an, der mit einem Slavischen Worte ΚΡΑΛΗC (woraus die Ungarn ihr Király, oder König, gemacht haben,) ΤΟΥΡΚΙΑC, König von Ungarn genannt, und als ein vom Griechischkaiserlichen Hofe abhängiger Fürst vorgestellt wird. In der zweyten Inschrift heißt Michael Dukas, Bruder des Bulgarischen Königs, auch Römischer Kaiser; vermuthlich, weil ihn Constantinus in eine gemeinschaftliche Regierung aufgenommen hatte. So wie alles dieses Griechisch ist; so befinden sich dagegen auf dem Scheitel der Krone die Bilder Christi und acht Apostel mit lateinischlangobardischen oder Mönchsbuchstaben bezeichnet. Aus allem diesem schließt der gelehrte Piarist, daß der gedachte Kaiser die Krone dem Geisa zum Geschenke über-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

übersandt; Stephanus aber, dessen Sohn, ob er gleich im Jahr 997. mit derselben gekrönt worden, sie dennoch, weil er den königlichen Titel erst mit päpstlicher Bestätigung führen wollte, an Silvester den Zweyten geschickt habe, damit er sie einseegnen, und seine Kirchengeseze genehmigen möchte; dieses habe der Papst nicht allein gethan; sondern sie auch aus einer offenen in eine geschlossene verwandelt, und auf den Scheitel die erstgedachten Bilder mit ihren lateinischen Inschriften sezen lassen; worauf der König zum zweytenmal im Jahr 1000. damit gekrönt worden sey. Kann man gleich nicht alle von diesen Umständen als ausgemacht annehmen; so scheint doch die allererste Folgerung ziemlich ungezweifelt zu seyn. Uebrigens fällt mit dieser neuen Beleuchtung des Ursprungs der Ungarischen Krone, die Aechtheit des Schreibens von selbst über den Hauffen, welches der Papst bey Uebersendung der Krone an den König abgeschickt haben soll, und worinne er versichert, daß er diese Krone eigentlich für den Herzog von Pohlen habe verfertigen lassen. Schon Schwarz hatte eingesehen, daß es unter die vielen falschen Waaren jener Zeiten gehöre, mit denen der Clerus die Laien hintergieng; und Stilting, dessen Stärke in der Critik man eben kennen gelernt hat, bemühte sich vergebens, ihn zu widerlegen. Kollár rückte es auch in sein mehrmals gedachtes Werk ein; (p. 46. sq.) vertheidigte es eifrig wider Schwarzen; machte es aber selbst, ohne solches damals noch zu wissen, dadurch verdächtig, daß er eben dem Franciscaner Levakovitz, den er zwey Jahre darauf als einen Betrüger darstellte, die erste Bekanntmachung desselben zuschrieb. Auch Hr. Pray hat es (l. c. p. 7. sq.) von neuem abdrucken lassen. Er berührt zugleich den heftigen Streit, der eben zu der Zeit, da dieses Schreiben ans Licht trat, über die päpstlichen Rechte auf das Ungari-

sche

sche Reich geführt wurde, welche freylich durch Stellen des Schreibens unterstüzt werden; und weiß nicht recht, auf welche Seite er sich wenden soll. Die Entscheidung ist aber nunmehr sehr leicht: beides, jene Rechte und das Schreiben, sind auf einerley Sand gegründet.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Stephanus also machte das Christenthum in seinem Reiche vollkommen herrschend. Daß er dieses durch sein Beyspiel, seine Geseze, zum Theil auch schärfere Verordnungen mit Drohungen von Strafen gegen die Gözendiener begleitet; durch Priester und Mönche, die er aus dem Griechischen Reiche, aus Böhmen, Oesterreich, Baiern, Sachsen und Venedig kommen ließ; zuweilen wohl gar durch eigene Theilnehmung am Unterrichte seiner heydnischen Unterthanen, bewürkt habe, ist gewiß. Noch lehrreicher würde es seyn, zu wissen, wie viel vom Christenthum, und wie es den Ungarn geprediget worden sey. Allein darauf lassen sich die Nachrichten von den Bekehrungen dieser Jahrhunderte nicht ein; ihre Verfasser sezen es als begreiflich voraus, daß man überall sehr geschwind mit den Ueberzeugungen der Heyden fertig geworden sey. Von Kirchen aber, Klöstern und Bißthümern, welche Stephanus angelegt habe, erzählt man desto mehr. Man war einmal der Meinung, daß, wenn nur erst gleichsam recht viele und geräumige Schaafställe vorhanden wären, die für dieselben bestimmten Heerden auf die eine oder die andere Art bald gesammlet und hineingetrieben werden könnten. Zehn Ungarische Dörfer also mußten allemal auf ihre Kosten eine Kirche erbauen; ein Merkmal jedoch, daß das Christenthum noch nicht so allgemein ausgebreitet seyn konnte. Sie mußten die nöthigen liegenden Gründe zu denselben anweisen; die Bischöfe hatten für geschickte Diener der Kir-

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Donau, das heutige Siebenbürgen, und einen Theil der Walachey; welches man damals das schwarze Ungarn nannte. Dieser Fürst war nicht allein dem Christenthum sehr abgeneigt; sondern beförderte auch die Unruhen, welche im Reiche des Königs wegen der vielen aufgedrungenen christlichen Religion entstanden, und selbst in eine, doch bald gedämpfte, Empörung ausgebrochen waren. **Stephanus** griff ihn deswegen im Jahr 1003. an; nahm ihn nebst seinen Söhnen gefangen, und vereinigte seinen Staat mit seinem Reiche. Einem seiner Söhne, der sich geflüchtet hatte, begegnete er so großmüthig, daß sich ihm dieser völlig unterwarf; und sein Beyspiel, aber auch die Furcht vor den Waffen des Königs, machten es, daß die Einwohner von Schwarzungarn sich alle zum Christenthum bekannten. (Chartvit. l. c. pag. 416. 418. sq. Annales Hildeshem. ad a. 1003. pag. 722. in Leibnit. Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I. Annalista Saxo ad a. e. apud Eccard. l. c. pag. 393. Pray l. c. p. 3. sq. 17. sq. Gebhardi l. c. S. 425. fg.)

Obgleich die oben aus dem Chartvitius erzählte Gesandtschaft des Königs an den Papst, das Schreiben des leztern an ihn, und die darinne enthaltnen päpstlichen Anordnungen, wie man gesehen hat, theils zweifelhaft, theils gar untergeschoben sind; so konnte es doch nicht fehlen, daß er gar bald, nach dem Gange seiner Bekehrungsanstalten und Verbindungen, in eine Abhängigkeit von dem Papste gerathen mußte. In seinen Stiftungs- und Freyheitsbriefen also für Bißthümer und Klöster, die wir noch haben, (beym Kollar, Hist. diplom. Iuris Patron. Apostolic. Regg. Hung. p. 77. sq.) so weit sie über allen Verdacht hinausgesezt sind, sagt er, daß er sie mit Bewilligung, Bestätigung, und unter dem Ansehen des Papstes ausgefertigt habe. Befremdlich war es freylich manchem, daß

Ste-

Stephanus in der vorhergedachten Stiftungsurkunde der Abtey des heil. Martin, dem Abte allerley kirchliche Freyheiten ertheilt. (l. c. p. 71.) Mansi verwarf sie überhaupt, und Kollár nahm ihm solches sehr übel; (p. 72.) er glaubte auch, daß Rainaldi jene Bedenklichkeit schon durch die Bemerkung gehoben habe, die gedachten Freyheiten wären von dem Könige nicht als Könige, sondern als päpstlichen Legaten, bewilligt worden: ein Recht und eine Würde, welche ihm und seinen Nachfolgern in dem mehrmals genannten Schreiben Silvesters des Zweyten aufgetragen worden wären. Denn in demselben sey ihm die Vortragung des Kreuzes, zum Zeichen des Apostolats, und die Erlaubniß, in Ansehung der Kirchen seines Reichs, im Nahmen des Papstes alle nöthigen Einrichtungen zu treffen, zugestanden worden. Doch bereits nach zwey Jahren änderte Kollár seine Meinung über den Werth dieses Schreibens, (oder Breve) das man nicht richtig gnug eine Bulle nennt, gänzlich. Der Abt Kercselich von Kács, Canonicus zu Zagrab, belehrte ihn mit seltener Wahrheitsliebe, daß es im vorigen Jahrhunderte von dem Franciscanermönch Raphael Levakovicz, einem Croaten, Lector der Theologie, und Corrector der heil. Handschriften der Illyrischen Kirche zu Rom, geschmiedet worden sey; wie eigenhändige Schreiben desselben, die er besitze, bewiesen. Dieser schlich sich unter dem Nahmen eines Commissars vom gelobten Lande, in der That aber als ein päpstlicher Kundschafter, in die Ungrischen Archive ein, um die Einkünfte der dortigen Bißthümer auszuforschen, und was den Ansprüchen der Päpste entgegenstand, aus dem Wege zu schaffen; mußte sich jedoch, da man seine Arglist kennen lernte, mit der Flucht retten. Das berüchtigte Schreiben Silvesters, von dem er vorgab, es sey im Jahr 1550. entdeckt worden,

J. n. C. G. 814 bis 1073.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

schickte er dem Jesuiten Inchofer zu, der es im Jahr 1644. in seine Annales Ecclesiasticos Regni Hungariae einrückte: und in seinem Brief an den Cardinal Aldobrandini gestand er, es darum erdichtet zu haben, um die Ungarn, welche es nicht glauben wollten, daß der Papst ein Recht an ihr Reich habe, davon zu überzeugen. Kollár stand nicht lange nach dieser Entdeckung an, dieselbe in einem neuen Buche (de originibus et vsu perpetuo potestatis legislatoriae circa sacra Apostolicorum Regum Vngariae, c. 24. p. 155. sq. Vindob. 1764. 8.) bekannt zu machen, und seinen Irrthum mit einer Aufrichtigkeit, die ihm Ehre macht, zu gestehen. Zugleich leitete er nun desto freymüthiger in diesem Buche, Stephans und aller folgenden Könige von Ungarn höchste Rechte in Kirchensachen, welche sie öfters behauptet haben, nicht mehr von einer päpstlichen Vergünstigung; sondern von der landesherrlichen Gewalt überhaupt her, deren sie sich, wie die christlichen Kaiser bis auf ihre Zeiten bedienten. Man kann damit Schwarzens Erläuterung in seinem mehrmals genannten Buche verbinden, daß der Griechische Anfang der Bekehrung der Ungarn auch hier seinen Einfluß gezeigt haben möchte, weil die Griechischen Bischöfe ihren Kaisern niemals die volle Ausübung der Kirchenrechte streitig gemacht haben.

Auch den Titel eines Apostolischen Königs, den die Könige von Ungarn führen, gründete man sonst auf die Vorrechte des Apostolats, die ihnen in jenem unächten Schreiben, mit der Vortragung des Kreuzes, von dem Papste ertheilt worden wären. Allem Ansehen nach haben sie, ohne jemals von einem Papste eine solche Bewilligung zu erhalten, jenen Ehrennahmen in spätern Zeiten entweder in der Bedeutung angenommen, in welcher schon Reccared, König

der

der Westgothen, apostolisch, das heißt, rechtgläubig, genannt wurde; oder zum Andenken der apostolischen Arbeiten Stephans für das Christenthum bey seiner Nation: wozu auch das Kreuz, das sie gleich nach seinem Tode auf ihren Münzen führten, und das erst im dreyzehnten Jahrhunderte verdoppelt ihr Reichswapen geworden ist, nicht wenig beygetragen haben mag. Im Jahr 1758. hat Clemens der Dreyzehnte der Kaiserinn-Königinn Maria Theresia, für sich und ihre Nachfolger auf dem Ungrischen Throne, diesen Ehrentitel in einem besondern Breve ertheilt, das unter andern Kollár hat abdrucken lassen. (Chartvit. l. c. p. 418. Kollár. Hist. dipl. Iur. Patron. Apostolicor. Hung. Regg. pag. 62. sq. Gebhardi, l. c. S. 424. fg.)

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Zur Befestigung des Christenthums in Ungarn konnten auch die neue Staatsverfassung und die Geseze dienen, welche Stephanus darinne einführte. Jene war zum Theil eine Nachahmung der Fränkisch-deutschen Verfassung, indem er sein Reich in Gespannschaften (oder Grafschaften, Comitatus) abtheilte; auch sonst begünstigte er die Ungarn nicht vorzüglich vor den übrigen zahlreichen Nationen, die ihm gehorchten, unter welchen viele Deutsche waren, die den Landesanbau und die Milderung der Sitten beförderten; ob er gleich auf die Nationalgebräuche von jeder Rücksicht nahm. Durch die Geseze aber, welche er im Jahr 1016. gemeinschaftlich mit seinen Ständen entwarf, schränkte er die kriegerische Hize und die Neigung zu Gewaltthätigkeiten aller Art, welche den Ungarn noch so sehr eigen waren, möglichst ein; verband damit kirchliche Strafen, wie Fasten, und andere Büßungen, mit welchen sie von den Bischöfen für ihre Vergehungen gezüchtigt wurden; und richtete sich doch

J. n. C. G. 814 bis 1073.

welche fast hundert Jahre lang das westliche Europa verwüsteten und zu Grunde richteten. Dieser furchtbare Kriegsheld, der vom Jahr 876. an die grausamsten Verheerungen mit bleibenden Eroberungen im nördlichen Frankreich, bis tief in das Innere dieses Reichs, fortgeführt hatte, ließ sich endlich im Jahr 912. bewegen, ein Christ zu werden, wenn ihm die Tochter des Westfränkischen Königs **Karls des Einfältigen**, Gisela, zur Gemahlinn, und alle die Seeländer, welche ziemlich schon in seinen Händen wären, jezt die **Normandie** und **Bretagne** genannt, als Fränkische Lehne, überlassen würden. Man mußte alles bewilligen; er wurde getauft; hieß nunmehr **Robert**, erster Herzog der **Normandie**, und wurde der Stammvater eines der berühmtesten königlichen Häuser, dem auch die Wiederherstellung des Christenthums in den neuern Zeiten sehr viel zu danken hat. Aber ob er gleich nur ein erkauftes Christenthum bekannte; so veredelten sich doch seine Denkungsart und seine Sitten ungemein; seine Normannen, welche sich taufen ließen, weil er es verlangte; selbst die Franken, seine neuen Unterthanen, gewannen dadurch nicht weniger. In den zwanzig übrigen Jehren seines Lebens war er ein Muster eines sanften, weisen und gerechten Regenten. Er hob alle Spuren der Raubbegierde bey seinen Normannen auf; die öffentliche Sicherheit war in seinem Gebiete so groß, daß goldene Armbänder drey Jahre hindurch an einer Eiche auf öffentlicher Straße hiengen, ohne von jemanden berührt zu werden. Es mangelte viel daran, daß christliche Nationen, die es seit Jahrhunderten waren, einer so glücklichen Verfassung genossen hätten, als die Unterthanen dieses neubekehrten Fürsten. (Fragment. Hist. Franc. pag. 338. sq. apud Duchesn. T. III. Chronic. breve a Pipino usque ad Ludov. VII. p. 359. sq. ib.

Guil.

Guil. Gemmetic. de Ducib. Normann. L. II. c. 20. 21. in Duchesn Scriptt. Hist. Normann. Histoire de France par Velly, T. II. p. 193. sq. à Paris, 1755. 12.) Wenn eine so ausgeartete Religion, als die christliche damals war, so wohlthätige und dauerhafte Würkungen, auch durch sehr unvollkommene Begriffe von ihren eigenthümlichen Lehren hervorbringen konnte: so müßte sie in einem Jahrhunderte, da man glaubt, daß sie mehr als jemals gereinigt, vereinfacht und verfeinert sey, die herrlichsten erzeugen, wenn ihr allgemein erkannter sittlicher Werth nicht unmerklich in ein Gewebe von unendlichen Speculationen aufgelöset worden wäre.

J. n. C. G. 814 bis 1073.

Ende des ein und zwanzigsten Theils.



Regi-

Register.

Bremen,

Knut,

Q.

R.

Verbesserungen.

S. 105. Z. 24. die Worte: da sein Sohn bis Clügny, sind unten S. 505. verbessert.
S. 167. Z. 8. st. den l. dem.
S. 189. Z. 25. st. ihm l. ihn.
S. 199. Z. 10. st. Prophyrogenitus l. Porphyrogenitus.
S. 200. Z. 7. st. 297. l. 302.
S. 245. in der Ueberschrift st. Kunste l. Künste.
S. 388. Z. 33. ist nach reich einzurücken: war.
S. 404. Z. 24. wird nach Nicetas eingerückt: das Jahr 861.
S. 405. Z. 18. st. seinen l. seinem.
S. 415. Z. 32. st. die l. der.
S. 431. Z. 1. st. Anhandhadl. l. Abhandl.
S. 468. Z. 3. ist st. Born zu lesen: Heinrich Born, und Z. 4. Heinrich wegzustreichen.
S. 470. Z. 6. 7. st. bereis l. bereits.

